



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



3 3433 06820111 4



Schveeckh
ZDB

Christliche Kirchengeschichte

7244

von

Johann Matthias Schröckh,

ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität
Wittenberg.

Filfter Theil.

Zweite verbesserte Ausgabe.

Leipzig,
ben Engelhart Benjamin Schwicker,

1794.

V o r r e d e.

Ich habe zwar schon seit mehreren Jahren jeden Antrag zur Ausfertigung neuer Bücher in der Absicht verboten, um den größten Theil derjenigen Zeit, welche mir von meinen bestimmten Arbeiten übrig bleibt, der schleunigsten Fortsetzung dieses Werks zu widmen: gleichwohl ist es bisher nicht geschwind genug nach meinen Wünschen fortgerückt. Auch der gegenwärtige Theil desselben sollte nach meinem Versprechen weit früher erscheinen. Allein ich will es bloß Kennern der hier vorgetragenen Geschichte überlassen zu beurtheilen, ob ich deswegen eine besondere Entschuldigung anzubringen nöthig habe? Eben dieselben mögen auch entscheiden, ob die Ausführlichkeit der Erzählung oder Untersuchung, die bisher beobachtet worden ist, dem ganzen Entwurfe des Werks gemäß sey, oder nicht? Sie werden ohne Zweifel finden, daß überall Nachrichten, Erläuterungen und Anmerkungen genug weggelassen worden sind, die ich alle hätte sammeln müssen, wenn die möglichst größte Vollständigkeit allein mein Zweck gewesen wäre. Das Leben des Hieronymus, welches hier vorkommt, und
so

Vorrede.

so leicht zu einem ganzen Bande hätte anwachsen können, mag zum Beispiele davon dienen. Hingegen habe ich auch von Männern, wie er war, die so ungemeinen Einfluß auf ihr Jahrhundert und alle folgende gehabt haben, von Streitigkeiten, die in der Denkungsart der Christen die wichtigsten Folgen, ebenfalls auf die ganze Nachwelt hinaus, hinterließen, nach meiner Einsicht nicht kürzer handeln können, als solches geschehen ist. Nach solchen Bestimmungen werde ich ferner in der Geschichtsbeschreibung eines Zeitalters fortfahren, das mehr als irgend ein anderes in der ältern Kirchengeschichte, den fruchtbarsten Saamen der mannigfaltigsten Veränderungen späterer Zeiten in sich faßt. Ich habe mich überhaupt längst überzeugt, daß die Keime von allen den traurigen Ausartungen der Religion, des Lehrstandes und der Kirche schon am Ende des vierten Jahrhunderts, und im Anfange des fünften vorhanden gewesen sind, die man ordentlich erst auf die Rechnung der mittlern Jahrhunderte setzt. Wittenberg, am 13. December d. J. 1786.

Christliche
Kirchengeschichte.

Filfter Theil.

Ausführliche Geschichte
des
Zweiten Zeitraums.
Fortsetzung
des
Dritten Buchs,

oder
der Geschichte der christlichen Religion und
Kirche, vom Tode des Kaisers Julianus, bis
zum Tode des Kirchenlehrers
Augustinus.

Vom Jahr 363. bis zum Jahr 430.

Leben und Schriften
des
Hieronymus.

Die Geschichte der Origenistischen Streitigkeiten, welche in dem vorhergehenden Theile dieses Werks eine bequeme Stelle gezeigt hatte, um das Leben des Johannes Chrysostomus zu beschreiben, führt in dem gegenwärtigen eben so ungezwungen zu einer vollständigen und genauern Nachricht vom Hieronymus. Er nahm, wie man gesehen hat, an jenen Händeln, auch gewissermaßen an den Schicksalen des Chrysostomus, einen Hauptantheil; ob er gleich in dieser Rücksicht mit dem eben genannten Patriarchen verglichen, viel verliert. Er ist bereits so oft in der Geschichte dieses Zeitalters, bald als Uebersetzer und Ausleger der heiligen Schrift; bald als einer der hitzigsten und streitbar-

J. n.
C. G.
363
bis
430.

J. n. E. G. 363 bis 430.
 sten Vertheidiger des herrschenden theologischen Lehrbegriffs und kirchlichen Cärimonies gegen jede Abweichung von demselben; bald als eine der vornehmsten Stützen des Mönchslebens und des Aberglaubens, überhaupt als ein Mann vom größten Ansehen in der Kirche seiner Zeiten, und zugleich nicht selten in einer so nachtheiligen oder doch zweydeutigen Gestalt aufgetreten, daß es nun nicht länger verschoben werden kann, ihn ganz darzustellen, damit er nicht bloß von gewissen Seiten, und also unrichtig, beurtheilt werden möge. Noch gelehrter als Chrysostomus, war er, wie dieser in der morgenländischen Kirche, also er in der abendländischen, der vorzüglichste Schriftausleger; und gleichwohl neben jenem betrachtet, nicht der nützlichste. Sein feuriger Geist, seine trefflichen Gaben und Kenntnisse, seine ungemeine Arbeitsamkeit, oder vielmehr rastlose Thätigkeit, und der gutmeinende Eifer, von welchem er durchdrungen war, nahmen zu verschiedenen Zeiten auch sehr entgegengesetzte Richtungen. Nicht leicht ist man bey irgend einem Lehrer der alten Kirche so sehr in Gefahr, seine wirklichen schätzbaren Verdienste um die Kirche und um die Wissenschaften, über seinen häufigen Fehlern zu vergessen; ihn wegen der heftigsten Leidenschaften, der aufbrausenden Einbildungskraft, des Mangels an Beurtheilung, und der feindseeligen Verfolgungssucht, durchaus verächtlich und lächerlich zu finden. Sein Andenken hat auch schon mehrmals in den neuern Jahrhunderten unter dieser Unbilligkeit leiden müssen. Wenigstens kann man immer fragen und zweifelhaft bleiben, ob er dem Christenthum und der Kirche mehr geschadet oder mehr Vortheil gebracht habe?

Ein sehr großer Theil der Lebensgeschichte des Hieronymus läßt sich aus seinen eigenen Schriften und Briefen ziehen. Dadurch gewinnt sie nicht nur über:

überhaupt an Zuverlässigkeit; sondern er hat auch dieses mit solchen Schriftstellern, die unter mancher-
 len Gemüthsbewegungen und eifertig die Feder ge-
 führt haben, gemein, daß er tiefere Blicke in sein In-
 nerstes begünstigt, als es wohl seine Absicht gewesen
 seyn mag. Seinen Geburtsort nennt er (*de viris
 illustr. c. 135.*) Stridon, welches ehemals eine
 Gränzstadt zwischen Dalmatien und Pannonien
 gewesen; nachher aber, (und, wie man weiß, im
 Jahr 377.) von den Gothen zerstört worden sey.
 Man hat in den neuern Zeiten viele vergebliche Un-
 tersuchungen über ihre Lage angestellt. Daß unter
 den Bischöfen, welche die Schlüsse der Kirchenver-
 sammlung von Nicäa unterschrieben, auch Domnus,
 Bischof zu Stridon in Pannonien, war, (in Har-
 duini *Actis Concilior. Tom. I. p. 320.*) würde den-
 noch, wenn auch diese Unterschriften vollkommen
 glaubwürdig wären, keine nähere Bestimmung ange-
 ben. Palladius versichert hingegen, (*Histor. Lau-
 siac. c. 124.*) daß Hieronymus ein gebor: er Dal-
 matier sey: daher ist man auf die Vereinigung ge-
 fallen, daß Stridon bald zu Pannonien, bald zu
 Dalmatien gerechnet worden seyn möchte. Es
 giebt zwar noch in der Ungrischen Gespanschaft Sza-
 lad, nahe an den Gränzen von Steyermark, auf ei-
 ner Halbinsel zwischen der Draw und Mur, einen
 kleinen Ort, Namens Stridova, oder Strigova,
 den man daselbst mit vielen Ungrischen Schriftstel-
 lern, nach einer alten Sage, für die Vaterstadt des
 Kirchenlehrers hält; dem auch auf einem benachbar-
 ten Hügel eine Kirche geweiht ist, zu welcher viele
 Wallfahrten geschehen. Aber diese Sage kann aus
 einer bloßen Aehnlichkeit des Namens entstanden
 seyn; zum wenigsten würde alsdenn das alte Stri-
 don nicht gegen Dalmatien zu, sondern mitten in
 Pannonien, gesucht werden müssen. Es bleibt
 also nichts übrig, als diese Stadt nach der wahr-
 schein-

J. n.
 E. G.
 363-
 bis
 430.

Christliche Kirchengeschichte

7244

von

Johann Matthias Schröckh,
ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität
Wittenberg.

Filfter Theil.

Zweite verbesserte Ausgabe.

Leipzig,
ben Engelhart Benjamin Schwickert,

1794.

F
n.
 ständen gewesen zu seyn. Er führte auch von ihm
 C. G. den Namen Eusebius; und in einigen jüngern
363
bis
430.
 Handschriften von manchen seiner Werke, kommt
 noch der Name Sophronius hinzu; ohne daß
 man sagen kann, warum oder von wem er denselben
 erhalten habe. Bereits in seinem väterlichen Hause
 empfing er einen sorgfältigen Unterricht. Er nennt
 seinen ersten Lehrer scherzweise Orbilius, weil ders-
 selbe vermuthlich eben so streng war, als der be-
 rühmte Orbilius zu den Zeiten des Horatius;
 und erzählt, daß er aus dem Schooße seiner Groß-
 mütter mit Gewalt zu demselben hingezogen worden
 sey. (Apolog. advers. Rufin. L. I. p. 385. Opp. T.
 IV. P. II. ed. Martian.) Da er völlig gemeinschaft-
 lich mit dem jungen Bonosus erzogen wurde: so
 entstand daraus zwischen beiden die vertrauteste
 Freundschaft, welche niemals wieder aufhörte. Bald
 aber ward Hieronymus nach Rom geschickt, um
 einen größern Fortgang in den Wissenschaften zu ge-
 winnen. Hier genoß er vorzüglich der Unterweisung
 des Aelius Donatus, der mit so vielem Ruhm und
 Beifall die gesammte Sprachwissenschaft lehrte, von
 welchem auch noch grammatische Schriften, und ein
 Commentarius über fünf Lustspiele des Terentius
 vorhanden sind. Hieronymus wandte daselbst bei-
 nahe auf die ganze Gelehrsamkeit der Römer einen
 ungemeinen Fleiß von vielen Jahren. Er übte sich
 unter andern auch in der beredten Führung von
 Streithändeln an erdichteten Beispielen, und be-
 suchte oft die Gerichtsstätten, wo die größten Redner
 die Sache ihrer Parthen mit einer solchen Hefigkeit
 verfochten, daß sie nicht selten in Schmähworte ge-
 gegen einander ausbrachen. Auch sammlete er sich
 zu Rom einen reichen Vorrath von Büchern aus vie-
 len Künsten und Wissenschaften. (Hieron. l. c. p.
 367. Epist. XVIII. p. 42. ibid. Comment. in Epist.
 ad Galat. C. II. p. 243. l. c. P. I.)

Er

V o r r e d e.

Ich habe zwar schon seit mehreren Jahren je-
den Antrag zur Ausfertigung neuer Bü-
cher in der Absicht verboten, um den größten
Theil derjenigen Zeit, welche mir von meinen
bestimmten Arbeiten übrig bleibt, der schleunig-
sten Fortsetzung dieses Werks zu widmen:
gleichwohl ist es bisher nicht geschwind genug
nach meinen Wünschen fortgerückt. Auch der
gegenwärtige Theil desselben sollte nach meinem
Versprechen weit früher erscheinen. Allein ich
will es bloß Kennern der hier vorgetragenen
Geschichte überlassen zu beurtheilen, ob ich des-
wegen eine besondere Entschuldigung anzubrin-
gen nöthig habe? Eben dieselben mögen auch
entscheiden, ob die Ausführlichkeit der Erzäh-
lung oder Untersuchung, die bisher beobachtet
worden ist, dem ganzen Entwurfe des Werks
gemäß sey, oder nicht? Sie werden ohne Zwei-
fel finden, daß überall Nachrichten, Erläute-
rungen und Anmerkungen genug weggelassen
worden sind, die ich alle hätte sammeln müssen,
wenn die möglichst größte Vollständigkeit allein
mein Zweck gewesen wäre. Das Leben des
Hieronymus, welches hier vorkommt, und
so

Vorrede.

so leicht zu einem ganzen Bande hätte anwachsen können, mag zum Beispiele davon dienen. Hingegen habe ich auch von Männern, wie er war, die so ungemeinen Einfluß auf ihr Jahrhundert und alle folgende gehabt haben, von Streitigkeiten, die in der Denkungsart der Christen die wichtigsten Folgen, ebenfalls auf die ganze Nachwelt hinaus, hinterließen, nach meiner Einsicht nicht kürzer handeln können, als solches geschehen ist. Nach solchen Bestimmungen werde ich ferner in der Geschichtsbeschreibung eines Zeitalters fortfahren, das mehr als irgend ein anderes in der ältern Kirchengeschichte, den fruchtbarsten Saamen der mannigfaltigsten Veränderungen späterer Zeiten in sich faßt. Ich habe mich überhaupt längst überzeugt, daß die Keime von allen den traurigen Ausartungen der Religion, des Lehrstandes und der Kirche schon am Ende des vierten Jahrhunderts, und im Anfange des fünften vorhanden gewesen sind, die man ordentlich erst auf die Rechnung der mittlern Jahrhunderte setzt. Wittenberg, am 13. December d. J. 1786.

Christliche
Kirchengeschichte.

Filfter Theil.

und beugte sich zuletzt gar bis an den Griff zurück. J. n.
E. S.
363
bis
430.
 Nun verjagte das umstehende Volk den Scharfrichter. Doch ein anderer eilte gleich herben, und brachte es durch sein Bitten dahin, daß man ihm erlaubte, neue Versuche zu machen. Die Unglückliche fiel auf seinen dritten Streich, dem Anschein nach, todt zur Erde nieder. Schon hatte man ihr ein Grab zubereitet, als sie plötzlich wieder lebendig wurde. Dennoch wollte die Obrigkeit von neuem an ihr die Todesstrafe vollziehen lassen; allein Evagrius, ein Presbyter von Antiochien, der sich bereits durch seinen Eifer in Kirchenangelegenheiten hervorgethan hatte, und nachher Bischof von Antiochien wurde, bat so lange und so nachdrücklich bey dem Kaiser Valentinianus für sie, daß dieser ihr die Freyheit schenkte. Es giebt mehr Erzählungen von einem ähnlichen Inhalte, wo man außerordentliche, aber nicht unerklärbare Umstände in ein Wunder verwandelt, mißlungene Hiebe auf Verurtheilte als einen Beweis ihrer Unschuld angesehen hat. So willkommen auch für die Menschen der Anblick von Beispielen ist, da Gott gleichsam selbst die Vollstreckung eines ungerechten Urtheils verhindert; so weiß man doch genugsam, wie oft sie sich und andere, zumal in den ältern Jahrhunderten, über solche Fälle getäuscht haben: und die anhaltende Weigerung des Kaisers, dieser Frau Gnade wiederfahren zu lassen, giebt zwar keinen Beweis gegen sie ab, weil der bloße Bericht des Statthalters bey Hofe, wie gewöhnlich, mehr galt, als alles übrige; allein sie ist doch ein Merkmal, daß man daselbst nichts Uebernatürliches in dieser Sache erkannt habe.

Hieronymus wurde bald darauf, vermuthlich im Jahr 373. durch einen unvermutheten Sturmwind, wie er es nennt, (Epist. III. p. 10. ed. Valars.) von seinen Freunden zu Aquileja, seinen gelehrt

3. n. lehrten und andächtigen Uebungen daselbst, fortger-
 E. G. schleudert. Man hat darüber nur Vermuthungen
 363 wagen können. Vallarsi glaubt, (S. Hieron. Vita,
 bis 430. p. 24. sq.) daß es unangenehme Zufälle in seiner Fa-
 milie, Handel, in die er verwickelt wurde, und üble
 Nachreden gewesen wären. Allein es ist wahrschein-
 licher, daß eine Verfolgung über den Hieronymus
 ausgebrochen sey. Man könnte also mit Stiltingen
 (l. c. p. 438.) annehmen, sein vorher angezeigter
 Brief habe ihm dieselbe zugezogen, weil er darinne
 die Großen, insonderheit den Statthalter, welchen
 er mit einem wilden Thiere verglichen hatte, das
 nach einmal gekostetem Blute ferner dürste, beleidigt
 habe; nur giebt es keine eigentliche Spuren, welche
 eben hierauf leiten könnten. Genug, Hieronymus
 schiffte sich mit dem Evagrius und Innocentius,
 vielleicht auch mit andern seiner Freunde, ein, um in
 die Morgenländer, vornemlich nach Jerusalem, zu
 reisen; er nahm auch seine Büchersammlung mit.
 In Thracien stieg er wieder ans Land, gieng über
 den Bosphorus nach Asien, und langte endlich zu
 Antiochien an, nachdem er unterwegs manche
 Städte und Klöster besichtigt hatte. Eine Krank-
 heit, die ihn in der gedachten Hauptstadt überfiel,
 und der Todt seines Freundes Innocentius, mach-
 ten seinen Aufenthalt daselbst ziemlich traurig. (Hie-
 ron. l. c. Epist. XXII. p. 113. ed. Vall.)

Merkwürdig wurde er jedoch von andern Seiten.
 Hieronymus hatte dort jenen so berühmt geworde-
 nen Traum, welchem er seinen Entschluß zuschrieb,
 dem Lesen der heidnischen Schriftsteller gänzlich zu
 entsagen, und welcher schon in der Geschichte der
 Gelehrsamkeit dieser Zeiten ausführlich beschrieben
 worden ist. (Chr. KGesch. Th. VII. S. 33. fg.)
 Kaum scheint es der Mühe werth zu seyn, daß man
 noch einmal bey demselben stehen bleibe. Allein noch
 in

in den neuesten Zeiten hat ihn ein gelehrter Mann vieler ernstlichen Aufmerksamkeit gewürdigt; (Stilting in Act. SS. l. c. p. 439-442.) und dieser träumerische Auftritt mag auch eine wirkliche nicht geringe Veränderung in den Gesinnungen des Hieronymus befördert haben: so wie er auf die Denkungsart der spätern christlichen Lehrer über die Gelehrsamkeit der Henden, unerwartet stark gewürkt hat. Man hat bereits in der angeführten Stelle dieses Werks gelesen, daß Hieronymus wegen des gebrochenen eidlichen Versprechens, das er in seinem Traume leistete, vom Rufinus einen bittern Vorwurf erlitten, und dagegen die Ausflucht gebraucht habe, es sey doch nichts mehr als ein ordentlicher unzuverlässiger Traum gewesen. Tillemont gestand schon, (l. c. p. 27.) daß ihm diese Vertheidigung unzulänglich vorkomme, weil Hieronymus in der Erzählung seines Traums schlechterdings verlangte, ihn als eine wirkliche Begebenheit anzusehen. Er bringt auch Stellen desselben bey, in welchen er sich seitdem überaus eifrig wider die Schriften heidnischer Gelehrten erklärt hat, wie unter andern jene aus einem Briefe an den Bischof Damasus, nach dem Jahr 380, (Tom. IV. Opp. P. I. p. 155. ed. Martian.) wo er die Gedichte der Poeten, die Weltweisheit, (*secularis sapientia*), und den Pomp rednerischer Worte, eine Speise der Teufel nannte, und endigt mit der Betrachtung, daß man hier wohl eine Schwachheit des heiligen Mannes zugeben müsse, der bey der unbehutsamen Theilnehmung an Streitigkeiten, niemals auch im Geringsten unrecht gehabt haben wollte. Leichter hat sich, aber nicht seinen Lesern, die Schwierigkeiten Vallarsi gemacht. (Vita S. Hieron. p. 37. sq.) Hieronymus, schreibt er, lachte den Rufinus mit Recht aus, daß dieser aus einem leeren Gesichte des Träumenden, Forderungen an den Wachenden that; er

J. n.
C. G.
363
bis
430.

363
bis
430.
q. n.
E. G.
 er hörte wegen desselben niemals auf, die Henden zu nützen. Und doch versicherte nachmals Hieronymus, daß er über funfzehn Jahre lang keinen heyd-
 nischen Schriftsteller in die Hände genommen habe. (Commentar. in Epist. ad Galat. L. III. p. 287. sq. T. IV. P. I. Opp. ed. Mart.) Stilling hingegen, der die Zeit des Traums wahrscheinlicher als Tillemont bestimmt, tadelt an demselben bey dieser Gelegenheit den Mangel an dialektischen und theologischen Kenntnissen, der in der Beurtheilung des Hieronymus sichtbar wäre; erklärt die Widersprüche des letztern gegen sich selbst dergestalt, daß derselbe zwar einen bloßen Traum gehabt, zugleich aber denselben für einen göttlichen gehalten habe, durch welchen er vor der übermäßigen Begierde, heydnische Bücher zu lesen, gewarnt worden sey; woraus jedoch keine eigentliche Verbindlichkeit für ihn habe entstehen können; und widerlegt zuletzt nicht ohne Hefigkeit, die Einwürfe des Rufinus. So viele gezwungene Wendungen wurden für nöthig erachtet, um die Ehre eines Mannes, wie Hieronymus war, zu retten. Tillemont urtheilt doch, unter seinen tiefen Verbeugungen, am verständigsten; er hätte nur geradezu sagen sollen, daß es dem Hieronymus hier und sonst mehrmals begegnet sey, in der Hitze, und zur Begünstigung gewisser Absichten, einen Hauffen unüberlegter, hochgespannter, oder gar phantastischer Dinge hinzuschreiben, von welchen er sich, wenn er deswegen ins Gedränge kam, loswickeln wollte; aber nicht verhüten konnte, etwas hängen zu bleiben. Daran hat übrigens keiner dieser Schriftsteller gedacht, zu untersuchen, ob nicht Hieronymus, gesetzt, daß er auch sich selbst an seine Zusage im Traum nicht gebunden achtete, desto unglücklicher für die Werthschätzung der heydnischen Gelehrsamkeit bey den Christen geträumt, sein Traumgesicht für schwache Köpfe nur zu pathetisch und eindrücklich

rücklich abgeſchildert, auch in der Folge noch viel zur Verachtung jener Gelehrſamkeit beigetragen habe. Allein wie er über dieſen Gegenſtand im wahren Mönchsgeiſte träumte und ſchrieb: ſo haben auch die genannten Schriftſteller, von gleichem Geiſte getrieben, jene Fragen keiner Erörterung werth gehalten können.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Er neigte ſich in der That zu Antiochien, wo er bis ins Jahr 374. geblieben zu ſeyn ſcheint, völlig zum aſcetiſchen Leben. Zwar bediente er ſich der Nachbarschaft des jüngern Apollinaris, Biſhofs zu Laodicea in Syrien, der wegen ſeiner Fertigkeit in der bibliſchen Auslegung berühmt war, und nachmals durch ſeine ſonderbaren Lehren übel beſüchtigt ward, um ſich von demſelben in jener Geſchlichkeit unterrichten zu laſſen. (Hieron. Epist. XXXIV. p. 519. ed. Vallars.) Auf der andern Seite aber ſchrieb er an den Abt Theodoſius in Cſicien, und ſeine Mönche, (Ep. II. p. 8. ed. cit.): wünſchte in ihrer bewundernswürdigen Geſellſchaft zu ſeyn; obgleich ſeine Augen nicht würdig wären, dieſelbe zu ſehen; es ſey ein in der Wüſte von Heiligen bewohntes Paradies. Weil ihn alſo ſeine Sünden hinderten, daſelbſt gegenwärtig zu ſeyn: ſo wüßten ſie ihn durch ihr Gebet aus der Finſterniß der Welt befreien. Er habe zwar den Willen; aber auch ihre Fürbitte werde er erſt das Vermögen dazu erlangen. Er ſey einem kranken Schaafe ähnlich, das ſich von der ganzen Heerde verirrt habe; wenn in der gute Hirte nicht auf ſeinen Schultern in ſeine Ställe trüge: ſo würden ſeine Schritte wanken, und er würde ſelbſt bey dem Beſtreben ſich aufzurichten, niederfallen. Da er erſt etwas nicht ſowohl von Lastern abgelaffen, als nur angefangen habe, ablaſſen zu wollen: ſo binde ihn der Teufel mit neuen Stricken; er lege ihm neue Hinderniſſe vor; rund herum

um umgebe er ihn mit Meer und See; (eine Stelle aus dem fünften Buche der Aeneis,) so daß er mitten auf diesem Elemente stehend, weder zurückgehen wolle, noch fortschreiten könne. „Es ist nichts übrig, so schließt er seinen Brief, als daß mich, auf euer Bitten, die Luft des heiligen Geistes forttreibe, und in den Hafen des erwünschten Ufers bringe.“ Alle diese hyperbolischen Vorstellungen sagen doch am Ende nichts weiter, als daß Hieronymus doch nicht Stärke genug zu besitzen glaube, um sich der Einöde oder dem Kloster zu widmen, wo man allein die höhere Frömmigkeit erreichen könne. Er hatte diese Neigung vermuthlich in dem Umgange mit seinen Freunden zu Aquileja angenommen. Sie mußte sich sehr verstärken, da sein geliebter Bonosus sich um diese Zeit von ihm, in einer gleichen Absicht auf immer getrennt hatte. Mit einer Begeisterung, die bey diesem Falle schon natürlich zu seyn schien, schrieb davon Hieronymus an seinen Freund Rufinus, (Ep. III. p. 11. ed. Vall.) Bonosus steige nun die Leiter Jacobs hinauf; er trage sein Kreuz, und sehe nicht mehr hinter sich; er säe in Thränen, um in Freuden erndten zu können; er richte nach dem Vorbilde Moses, eine Schlange in der Wüste auf; dieser wahren Begebenheit müßten alle von Griechen und Römern erdichtete Wunder weichen. „Ein junger Mensch, fährt er fort, der in den feinen Künsten erzogen, reich und angesehen ist, begiebt sich, mit Verachtung seiner Mutter und seines Geschwisters, auf eine ganz öde, nur zum Schiffbruch bestimmte, mit schroffen Felsen und nackten Steinen angefüllte Insel, gleichsam als ein neuer Bewohner des Paradieses. Dort ist er allein, oder vielmehr in der Begleitung Christi, nicht allein, und sieht die Herrlichkeit Gottes, welche auch die Apostel nur in der Wüste gesehen hatten. Seine Glieder starren von einem garstigen Sacke; aber so wird er desto besser Christo

Christo in den Wolken entgegen geführt werden.“
Mit solchen und andern Bildern empfahl Hieronymus dem Rufinus, auf ihren gemeinschaftlichen Freund zu blicken, der vielleicht eben so wie Johannes Erscheinungen bekommen dürfte, weil er gleich diesem, auf einer Insel lebe. Er besorgt zwar noch, daß der Teufel den Bonosus auf mancherley Art versuchen dürfte; ist aber auch gewiß, daß dieser ihn glücklich abwehren werde, und dankt dem Erlöser, daß er an demselben Tage jemanden habe, der für ihn bitten könnte. Nun kam auch die Krankheit des Hieronymus, ingleichen sein schwermüthiger oder schwärmerischer Traum hinzu, und machten seinen Trieb zur andächtigen Einsamkeit unwiderstehlich.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Im Jahr 374. also verließ er Antiochien, und begab sich in die Wüste von Chalcis, welche von dieser Hauptstadt der Provinz Chalcidene in Syrien, zwischen dem Antiochenischen Gebiete und dem Euphrates, doch nicht völlig bis an diesen Fluß hin gelegen, den Namen hatte. Doch war er nicht sehr weit von Antiochien entfernt; indem er sich nahe bey dem Flecken Maronia aufhielt, der seinem Freunde Evagrius zugehörte. In der Einöde oder Zelle, welche er sich daselbst wählte, führte er das allerstrengste Leben. „Ich glaubte, so schrieb er zehn Jahre darauf an seine Freundin Eustochium, (Ep. XXII. p. 91. ed. Vallars.) in der weiten von der Sonnenhitze verbrannten Wüste, mich unter den Ergötzlichkeiten Roms zu befinden. Ich saß allein, weil ich mit bittern Empfindungen erfüllt war. Die ungestalten Glieder starrten in einem Sacke, und die garstige Haut hatte einen Rost von Aethiopischem Fleische (die schwarze Farbe) angenommen. Täglich waren Thränen, täglich waren Seufzer da; und wenn mich zuweilen der einbrechende Schlaf wider Willen niederdrückte: so warf ich

J. n. ich die kaum zusammenhängenden Knochen auf die
 T. G. bloße Erde hin. Vom Essen und Trinken aber will
 363 ich schweigen, weil selbst die kranken Mönche sich nur
 bis 430. frischen Wassers bedienen, und es für Ueppigkeit ge-
 halten wird, etwas Gekochtes zu essen.“ Dabey
 unterließ er nicht, wie er an einem andern Orte ver-
 sicherte, (Epist. XVII. p. 43. ed. Vallars.) mit sei-
 nen gottseeligen Uebungen auch Handarbeiten zu ver-
 binden. „Ich habe niemanden etwas entrißen,
 schreibt er; ich empfangе nichts als ein Müßiggän-
 ger. Mit unserer Hand und eigenem Schweiße, su-
 chen wir täglich unsere Speise, indem wir wissen,
 daß der Apostel geschrieben hat: Wer nicht arbei-
 tet, der soll auch nicht essen.“

Gleichwohl konnte dieser für seine Sünden büß-
 sende Einsiedler, welcher der Welt entflohen war,
 seinen eigenen Reizungen zur Sünde nicht entfliehen.
 „Ich nun, so klagt er in dem erstern seiner angeführ-
 ten Briefe, (p. 91. sq.) der ich mich selbst aus Furcht
 vor der Hölle, zu einem solchen Gefängnisse verdammt
 hatte, der ich nur von Scorpionen und wilden Thie-
 ren ein Gefährte war, befand mich doch öfters in Ge-
 sellschaften von Mägdchen. Das Gesicht war vom
 häuffigen Fasten blaß; dennoch glühte der Geist von
 Begierden im kalten Körper: und für den in seinem
 Fleische schon erstorbenen Menschen kochte noch das
 einzige Feuer der Lust. Ganz hülfslos also, lag ich
 zu den Füßen Jesu, benetzte sie mit Thränen, trock-
 nete sie mit den Haaren ab, und unterjochte das wi-
 derstrebende Fleisch durch ein Hungern von ganzen
 Wochen. Ich schäme mich nicht, mein Unglück und
 Elend zu bekennen; ich beklage es vielmehr, daß ich
 nicht bin, was ich gewesen war. Ich erinnere mich,
 daß ich oft, unter Schreyn, den Tag mit der Nacht
 verknüpft, und nicht eher aufgehört habe, an meine
 Brust zu schlagen, als bis auf den Verweis des
 Herrn,

Herrn, die Ruhe zurückgekehrt war. Ich scheuete mich selbst vor meiner kleinen Zelle, als wenn sie um meine Gedanken wüßte. Zornig und streng gegen mich, drang ich allein durch die Wüste. Wo ich irgend hohle Thäler, rauhe Gebürge, schroffe Felsen sah: da war Platz für mein Gebet; da gab es ein Zuchthaus für mein höchst elendes Fleisch; und, wie der Herr mir selbst ein Zeuge ist, schien es mir bisweilen nach vielen Thränen, nachdem ich die Augen an den Himmel geheftet hatte, als wenn ich unter den Schaaren der Engel wäre; ich sang alsdann fröhlich und froh: Wir laufen dir nach, im Geruch deiner Salben.“ Bei andern Abschilderungen, welche Hieronymus von dem Gemüthszustande seiner Freunde oder Feinde macht, läßt sich zwar oft etwas abrechnen, weil Leidenschaften mit der Begierde, seine Beredsamkeit schimmern zu lassen, leicht in ihm zusammentrafen. Aber diese eben ausgezeichnete scheint fürchterlich wahr zu seyn. Denn nicht anders ergieng es, wie man schon gesehen hat, vielen andern solcher einsamen Frommen, und es mußte ihnen so ergehen. Der Sturm der Begierden wurde in ihnen heftiger, als während ihres Umgangs mit Menschen und bestimmten Geschäften; ihn zu stillen, wählten sie noch gewaltsamere Mittel, und die wechselsweise auf der Erde und im Himmel herumtobende Einbildungskraft verzehrte sich endlich selbst; oder endigte mit Gesichtern. Ein stilles Nachdenken über diese Verfassung konnte sie zwar allein schon belehren, daß dieses nicht der natürlichste und anständigste Weg seyn müsse, heftige Triebe zu bezähmen; oder vielmehr, daß, sie auf diese Art unterdrücken, bald eine kurze Frist für einen noch wütendern Ausbruch, bald nur Verwechslung von einer Art des blinden Ungefühls mit der andern sey. Allein ruhige und unpartheiische Betrachtungen über sich selbst, waren ganz und gar nicht die Sache so erhitzter Köpfe, die einmal ihren

J. n.
E. G.
363
bis
430.

363
 bis
 430.

Ich die kaum zusammenhängenden Knochen auf die bloße Erde hin. Vom Essen und Trinken aber will ich schweigen, weil selbst die kranken Mönche sich nur frischen Wassers bedienen, und es für Ueppigkeit gehalten wird, etwas Gekochtes zu essen.“ Dabey unterließ er nicht, wie er an einem andern Orte versicherte, (Epist. XVII. p. 43. ed. Vallars.) mit seinen gottseeligen Uebungen auch Handarbeiten zu verbinden. „Ich habe niemanden etwas entrißen, schreibt er; ich empfangе nichts als ein Müßiggänger. Mit unserer Hand und eigenem Schweiße, suchen wir täglich unsere Speise, indem wir wissen, daß der Apostel geschrieben hat: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.“

Gleichwohl konnte dieser für seine Sünden büßende Einsiedler, welcher der Welt entflohen war, seinen eigenen Reizungen zur Sünde nicht entfliehen. „Ich nun, so klagt er in dem erstern seiner angeführten Briefe, (p. 91. sq.) der ich mich selbst aus Furcht vor der Hölle, zu einem solchen Gefängnisse verdammt hatte, der ich nur von Scorpionen und wilden Thieren ein Gefährte war, befand mich doch öfters in Gesellschaften von Mägden. Das Gesicht war vom häufigen Fasten blaß; dennoch glühte der Geist von Begierden im kalten Körper; und für den in seinem Fleische schon erstorbenen Menschen kochte noch das einzige Feuer der Lüste. Ganz hülflos also, lag ich zu den Füßen Jesu, benetzte sie mit Thränen, trocknete sie mit den Haaren ab, und unterjochte das widerstrebende Fleisch durch ein Hungern von ganzen Wochen. Ich schäme mich nicht, mein Unglück und Elend zu bekennen; ich beklage es vielmehr, daß ich nicht bin, was ich gewesen war. Ich erinnere mich, daß ich oft, unter Schreyn, den Tag mit der Nacht verknüpft, und nicht eher aufgehört habe, an meine Brust zu schlagen, als bis auf den Verweis des Herrn,

Herrn, die Ruhe zurückgekehrt war. Ich scheuete mich selbst vor meiner kleinen Zelle, als wenn sie um meine Gedanken wüßte. Zornig und streng gegen mich, drang ich allein durch die Wüste. Wo ich irgends hohle Thäler, rauhe Gebürge, schroffe Felsen sah: da war Platz für mein Gebet; da gab es ein Zuchthaus für mein höchst elendes Fleisch; und, wie der Herr mir selbst ein Zeuge ist, schien es mir bisweilen nach vielen Thränen, nachdem ich die Augen an den Himmel geheftet hatte, als wenn ich unter den Schaaren der Engel wäre; ich sang alsdann fröhlich und froh: Wir laufen dir nach, im Geruch deiner Salben.“ Bei andern Abschilderungen, welche Hieronymus von dem Gemüthszustande seiner Freunde oder Feinde macht, läßt sich zwar oft etwas abrechnen, weil Leidenschaften mit der Begierde, seine Beredsamkeit schimmern zu lassen, leicht in ihm zusammentrafen. Aber diese eben ausgezeichnete scheint fürchterlich wahr zu seyn. Denn nicht anders ergieng es, wie man schon gesehen hat, vielen andern solcher einsamen Frommen, und es mußte ihnen so ergehen. Der Sturm der Begierden wurde in ihnen heftiger, als während ihres Umgangs mit Menschen und bestimmten Geschäften; ihn zu stillen, wählten sie noch gewaltsamere Mittel, und die wechselsweise auf der Erde und im Himmel herumtobende Einbildungskraft verzehrte sich endlich selbst; oder endigte mit Gesichtern. Ein stilles Nachdenken über diese Verfassung konnte sie zwar allein schon belehren, daß dieses nicht der natürlichste und anständigste Weg seyn müsse, heftige Triebe zu bezähmen; oder vielmehr, daß, sie auf diese Art unterdrücken, bald eine kurze Frist für einen noch wütendern Ausbruch, bald nur Verwechslung von einer Art des blinden Ungestüms mit der andern sey. Allein ruhige und unpartheiische Betrachtungen über sich selbst, waren ganz und gar nicht die Sache so erhitzter Köpfe, die einmal ihren

J. n.
E. G.
363
bis
430.

7. n. E. G. 363 bis 430. Ruhm darinne suchten, sich und ihre Natur mit außerordentlichen Waffen zu überwinden. Wenn man übrigens die beschriebenen Versuchungen, denen Hieronymus in der Wüste von Chalcis ausgesetzt war, mit der Stelle seines nach einiger Zeit an den Bischof Damasus geschriebenen Briefs vergleicht, worinne er sagt, (Ep. XVI. p. 22. ed. Martian.) daß, ob er gleich in dem barbarischen Theil von Syrien wohne, ihm doch sein unaufhörlicher Feind auf dem Rücken nachgefolgt sey, und daß er in der Einöde noch größere Kriege ausstehen müsse: so möchte man beinahe mit einem sehr scharfsichtigen Schriftsteller (Zimmermann über die Einsamkeit, erster Theil, S. 263.) vermuthen, ein fleischliches Vergehen sey der Wirbelwind gewesen, der ihn von Aquileja nach Antiochien verschlagen habe. Doch der Zusatz selbst, den Hieronymus gleich zu dieser Stelle macht, es wären die arianischen und die schismatischen Händel zu Antiochien, die ihn so sehr beunruhigten, auch die Ausdrücke, deren er sich in dem oben (S. 18.) angezeigten Briefe an den Rufinus, über ihre Trennung von einander bedient, scheinen dieser Meinung nicht günstig zu seyn.

Weit unerwarteter hingegen könnte man sein Gesändniß nennen, (Epist. CXXV. ad Rusticum, pag. 934. T. I. Opp. ed. Vall.) daß er, da durch sein anhaltendes Fasten in der Einöde zwar seine wollüstigen Neigungen ziemlich gedämpft, aber nicht ähnliche Gedanken bey ihm aufgehoben worden wären, dawider das Hülfsmittel ergriffen habe, von einem bekehrten Juden Hebräisch zu lernen. Unterdessen wird es doch bey einem so gelehrten und witzigen, mit den angesehensten römischen Schriftstellern, auch ehemals mit der feinen Welt so bekannten Manne ganz begreiflich, daß er einer für seine Jahre und seinen Geschmack rauhen Anstrengung des Gedächtnisses bedurft habe,

habe, um eine immer zu geschäftige Phantasie zum Schweigen zu nöthigen. Er giebt dieses an dem erstgenannten Orte selbst zu erkennen, indem er dem Quinctilianus, Cicero, und andern berühmten Römern, - das zu erlernende Alphabet entgegensetzt, und von den vielen Schwierigkeiten, dem oftmaligen Verzweifeln und neuem Anfange spricht, womit er zu kämpfen gehabt habe. In der Folge wandte er desto mehrern Fleiß auf die hebräische Sprachkunde, und nützte sie zu biblischen Uebersetzungen, damit die Juden nicht ferner, wie er sagt, (Praef. in vers. Isaiae, p. 474. T. I. Opp. ed. Mart.) den Christen bitter vorwerfen möchten, sie hätten ihre heiligen Schriften verfälscht.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Man sieht schon hieraus, daß mit dem Hieronymus kein gemeiner Einsiedler und Schwärmer in der syrischen Wüste vergraben worden war. Ein Geist wie der seinige, konnte unmöglich ganz durch heiligen Wahnsinn, (denn so kann man es kurz ohne Ungerechtigkeit nennen, was er selbst vorher von sich gemeldet hat,) durch Beten und Fasten, geistliche Grübeleien, Herumschweifen in der Wüste, kleinliche Handarbeiten, und Anfangsgründe der hebräischen Sprachkenntniß genährt oder beschäftigt werden: das zeigte sich überhaupt während der fünf Jahre, die er ohngefähr daselbst zubrachte. Er unterhielt immer noch mit der edlern Welt, die er verlassen hatte, das heißt mit seinen Freunden und Büchern, eine angenehme Verbindung. Evagrius besuchte ihn oft von Antiochien aus, und übernahm die Bestellung alles dessen, was für ihn gehörte. Er schrieb an seine Freunde in Aquileja, und in andern abendländischen Gegenden; sehr betrübt, wenn ihre Zuschriften ausblieben. Bald empfahl er ihnen seine Schwester, die sich von ihrem sittlichen Falle wieder aufgerichtet hatte; bald verlangte er von ihnen theologi-

J. n.
E. G.
363
bis
430.
 sche Schriften der Kirchenlehrer, die römische Geschichte des Aurelius Victor, und andere Bücher mehr. Hinwiederum bot er ihnen einige aus seinem Vorrathe an; besonders von seinen vielen Handschriften der Bibel, ihren Uebersetzungen und Erklärungen, (*sacrae Bibliothecae codices*), die er desto leichter mittheilen könne, weil er sich junge Abschreiber (*alumnos, qui antiquariae arti serviant*), gezogen habe. Es blieb ihm noch sehr geläufig, mit Ausdrücken und Versen seiner alten Lieblingschriftsteller zu reden; wenn er gleich einmal, indem er eine Stelle des Horatius gebraucht, eingedenk wo er lebte, sie nur einem Gewissen (*quidam*) zuschrieb. Doch nahmen biblische Untersuchungen und seiner Lebensart gemäße Betrachtungen seine Zeit hauptsächlich ein. (Epist. V. ad Florentium, p. 14. sq. Ep. VI. ad Iulianum, p. 16. sq. ed. Vallars.)

Außer seinen Briefen, welche noch als Denkmäler dieser Gesinnungen übrig sind, giebt es andere, die er mit größerm Fleiße, und in dem Umfange von Abhandlungen, aufsetzte. Hieher gehört sein langes Schreiben an den Heliodorus, (Epist. XIV. p. 28. sq. ed. Vall.) das man bereits an einem andern Orte (Christl. K.G. Th. VIII. S. 343 = 346.) im Auszuge und beurtheilt gelesen hat. Ob es gleich daselbst, nach der sonst herrschenden Meinung, unrichtig in seine jugendlichen Jahre gesetzt worden ist; so hat es doch am unzeitigen Wiße und declamatorischer Beredsamkeit, wenigstens die Fehler dieses Alters an sich. Aber es ist auch völlig eine so feurige Anpreisung des Mönchslebens, wie man sie von einem guten Kopfe, der durch die Hitze der syrischen Wüste etwas angebrannt ist, erwarten kann. Es gereicht dem Hieronymus zur Ehre, daß er in seinem Alter die häufigen Flecken dieses Briefs selbst erkannt hat. (Epist. LI. ad Nepotian. p. 252. sq. ed. Vall.)

nen

nen Theil derselben muß man auch auf die Rechnung des empfindlichen Schmerzens setzen, den er darüber empfand, daß Heliodorus, sein Freund und Gefährte zu Antiochien, der bereits im Begriff gewesen war, sich mit ihm in die Einöde zu begeben, diesen Vorsatz, ohngeachtet seiner Bitten und Klagen, geändert, ihn sogar verlassen hatte. Selbst durch dieses Schreiben erreichte er die gewünschte Absicht beim Heliodorus nicht.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Um eben dieselbe Zeit, da Hieronymus ein Einsiedler war, beschrieb er auch das Leben des ersten berühmten christlichen Einsiedlers, Paulus von Theben. Der vornehmste Inhalt dieses an einen andern Paulus, seinen Freund zu Concordia, einer Stadt nicht weit von Aquileja, gerichteten Aufsatzes, (Tom. II. Opp. Hier. p. 1. sq. ed. Vall.) ist gleichfalls schon in der frühern Geschichte dieses Werks ausgezeichnet worden. (Th. IV. S. 199. fg. und Th. V. S. 159. fg.) Hieronymus meldet darinne, daß er nicht sowohl im Vertrauen auf seine Gaben, als weil es an einer solchen Lebensbeschreibung fehle, dieselbe unternommen habe. Er versichert auch, daß er wegen einfältiger Leser, sich viele Mühe gegeben habe, die Schreibart herabzustimmen; wiewohl die Flasche, ob sie gleich nur mit Wasser angefüllt sey, noch immer den Geruch behalte, der ihr, als sie noch neu war, gegeben wurde. In der That hat er sich auch hier nicht enthalten können, einen Ton zu wählen, der nichts als außerordentliche und wundervolle Dinge ankündigt. Zwar scheint er die Glaubwürdigkeit seiner Erzählung außer allen Streit setzen zu wollen; indem er bey der Nachricht, daß ein Palmbaum dem Paulus zugleich Speise und Kleidung verschafft habe, hinzusetzt: „Damit dieses niemanden unmöglich vor-
kommen möge, so rufe ich Jesum und seine heiligen Engel

J. n. „Engel zu Zeugen an, daß ich in derjenigen Gegend
 L. G. „der syrischen Wüste, welche an die Saracenen stößt,
 363 „Mönche gesehen habe, und noch sehe, von denen der
 bis „eine dreßsig Jahre hindurch eingeschlossen, von Ger-
 430. „stenbrodt und kothigem Wasser gelebt hat; der an-
 „dere aber in einem alten Brunnen, dergleichen die
 „Syrrer in ihrer Sprache Gubba nennen, sich täg-
 „lich nur mit fünf trocknen Feigen nährte.“ Allein
 dieser Aufwand von Betheurung ist nicht allein für
 jene Nachricht viel zu groß und übel angebracht; son-
 dern kann auch den folgenden seltsamen Märchen
 gar keine Glaubwürdigkeit ertheilen. Zuletzt steht eine
 rednerische Vergleichung der lasterhaften Reichen mit
 dem im Leben und Tode armen Einsiedler Paulus,
 und eine Bitte an alle Leser, sich des Sünders Hier-
 onymus (vermuthlich in ihrem Gebete,) zu erin-
 nern, „der, wenn ihm der Herr die Wahl lassen
 „sollte, viel lieber den Rock des Paulus mit seinen
 „Verdiensten nehmen möchte, als den Purpur der
 „Könige mit ihren Strafen.“

Daß er seine erste Auslegungsschrift über
 den Propheten Obadja, auch in der Einöde ge-
 schrieben habe, ist ebenfalls nicht unwahrscheinlich.
 Sie ist nicht mehr vorhanden: denn als er, viele
 Jahre darauf, die zweyte schrieb, urtheilte er von
 jener so verächtlich, daß er ihren Untergang dadurch
 beförderte. Man wird ihn schon wieder selbst dar-
 über hören müssen, weil er auch das Gewöhnliche
 stets auf eine eigene Art vorzutragen sucht. Als ich
 ein Kind war, sagt er, (Praef. Explanat. in Abdiam,
 p. 1454, T. III. Opp. ed. Mart.) da redete ich wie
 ein Kind, war flug wie ein Kind, und dachte wie ein
 Kind. Als ich aber ein Mann ward, da legte ich ab,
 was kindisch war. Wenn der Apostel zunimmt, und,
 indem er täglich das Vergangene vergißt, sich über
 das vor ihm liegende verbreitet, auch nach dem Be-
 fehl

fehl des Erlösers, den Pflug hält, ohne rückwärts zu sehen: wie vielmehr muß ich der Verzeihung werth seyn, der ich noch nicht zum Alter eines vollkommenen Mannes, und zum Maas Christi gelangt bin, daß ich in meinen jüngern Jahren, durch Eifer und Liebe zur Schrift aufgemuntert, den Obadja, dessen Geschichte ich nicht kannte, allegorisch erklärt habe! Mein Geist war nach mystischen Einsichten begierig: ich hatte gelesen, daß denen, die glauben, alles möglich sey; wußte aber nicht, daß die Gaben verschieden wären: mit der Gelehrsamkeit der Welt war ich bekannt, und glaubte daher, daß ich ein versiegeltes Buch lesen könne. Ich Thor! die vier und zwanzig Aeltesten, welche Schaalen und Cithern in ihren Händen haben, ingleichen die vier Thiere voll Augen, stehen von ihrem Throne auf, bekennen ihre Unwissenheit, und singen zur Ehre des Lammes, und der Ruthe von der Wurzel Jesse; und ich meinte das zu können, was ich glaubte!“ Noch endigt er eigentlich die Erklärung über seine Untüchtigkeit nicht; aber man hat nunmehr genug, um zu sehen, wie wenig er oft aufzuhören wiße, wenn er sich zu sehr in seinen Bildern und Anspielungen gefällt. Er hatte eigentlich diese Auslegungsschrift nicht bekannt gemacht; nach einiger Zeit wurde ihm gleichwohl eine Abschrift davon aus Italien mit Lobsprüchen seiner Arbeit gebracht: und er wunderte sich, daß ein schlechtes Buch doch einen Leser von eben so eingeschränktem Verstande habe finden können, der es hochschätzte.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Unter solchen Beschäftigungen hatte Hieronymus seit dem Jahr 374. in der syrischen Wüste gelebt, als ihn kirchliche Streitigkeiten bis dahin verfolgten, und endlich gar nöthigten, diesen seinen Zufluchtsort zu verlassen. Das meletianische Schisma in dem benachbarten Antiochien, dessen Anfang und erweiterter Fortgang an seinem Orte beschrieben worden

den ist, (Th. VI. S. 168. fg. S. 212. fg.) war damals auf das höchste gestiegen. Die Katholischen in der gedachten Stadt theilten sich noch immer in zwei Partheien, davon die eine den Meletius, die andere den Paullinus vor ihren Bischof erkannte. Hierzu kamen noch die Anhänger des Vitalis, der sich von den beiden vorhergehenden getrennt hatte, und vom Apollinaris zum Bischof geweiht worden war; der Arianer nicht zu gedenken, deren Gemeinde vom Euzojus regiert wurde. Viele andere Bischöfe und Gemeinen erklärten sich über diese Spaltung auch verschiedentlich. Damasus zu Rom, und Athanasius zu Alexandrien, überhaupt aber die abendländischen Bischöfe, sahen den Paullinus für den rechtmäßigen Bischof an, mit dem sie auch die Kirchengemeinschaft unterhielten. Basilus der Große hingegen, und die meisten morgenländischen Bischöfe waren dem Meletius zugethan; unter dessen Freunde zu Antiochien selbst, insonderheit die beiden berühmten Lehrer, Slavianus und Johannes Chrysostomus gehörten. Da Hieronymus aus den Abendländern nach Syrien gekommen war: so konnte man von ihm natürlich eine Neigung gegen den Paullinus erwarten. Sein bester Freund zu Antiochien, Evagrius, war ebenfalls auf dieser Seite. Allein die Meletianer machten in den Gegenden, wo er sich nunmehr aufhielt, eine so zahlreiche Parthen aus, und die Verwirrung, welche aus diesen und andern kirchlichen Händeln entstand, war so groß, daß es nicht zu verwundern ist, wenn er dabey unschlüssig blieb. Es scheint sogar beynähe, daß er gezweifelt habe, ob er sich nicht zu dem von seinem ehemaligen Lehrer Apollinaris geweihten Bischof Vitalis schlagen müsse.

Dazu gesellte sich aber noch eine andere Streitigkeit, die durch diese meletianische Trennung desto mehr

37. sq. ed. Vall.) sind in der ihm so gewöhnlichen pomphaften, mit gewaltsam herbengezogenen Stellen und Bildern der heiligen Schrift überladenen Schreibart, abgefaßt. „Weil die Morgenländer, so fängt er das erste Schreiben an, durch die alte Wuth der Völker zerrüttet werden, und den unzerschnittenen, auch darüber gewürkten Rock des Herrn in kleine Stücken zerreißen, und Füchse den Weinberg Christi verderben, so daß es schwer fällt, zwischen den zertretenen Brunnen, die kein Wasser haben, zu erkennen, wo die versiegelte Quelle und der verschlossene Garten ist: so habe ich geglaubt, daß ich den Lehrstuhl Petri und einen durch apostolischen Mund gelobten Glauben zu Rathe ziehen müsse. Ich begehre jetzt daher Speise für meine Seele, wo ich ehemals die Kleider Christi empfangen habe. Nicht einmal das große dazwischen liegende Meer und weite Land haben mich von der Auffuchung der kostbaren Perle abhalten können. Wo es einen Körper giebt, da versammeln sich auch die Adler. Nachdem böse Kinder ihr väterliches Erbtheil verschwendet haben, wird jetzt bey euch allein die unverdorbene Erbschaft der Vorfahren aufbewahrt. Dort trägt der Saame des Herrn hundertfältige Frucht; hier artet das Getreide in Unkraut aus. Jetzt geht in den Abendländern die Sonne der Gerechtigkeit auf; im Morgenlande aber hat der gefallne Lucifer seinen Thron über den Gestirnen errichtet. Ihr seyd das Licht der Welt, das Salz der Erde, die goldenen und silbernen Gefäße; hier aber erwarten die irdenen oder hölzernen Gefäße, eine eiserne Ruthe und einen ewigen Brand. Wenn mich also gleich deine Größe schröckt; so ladet mich doch deine Leutseeligkeit ein. Als ein Schlachtopfer fordere ich von dem Priester Heil; als ein Schaaf von dem Hirten Schutz. Fern sey der Meid! die Pracht der römischen Hoheit weiche! ich rede nur mit dem Nachfolger des Fischers, und mit dem

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Q. n. dem Schüler des Kreuzes. Ich folge keinem Ersten,
 C. G. als Christo, und halte mich an die Gemeinschaft mit
 363 Deiner Heiligkeit, das heißt, mit dem Lehrstuhl Pe-
 tri. Ich weiß, daß die Kirche auf diesen Felsen er-
 430. bauet worden ist. Ein jeder, der das Lamm außer-
 halb dieses Hauses ist, ist unheilig. Wer sich nicht
 in der Arche des Noah finden wird, der wird wäh-
 rend der Sündfluth umkommen. Und weil ich in
 meinem so entlegenen Aufenthalte das Heilige des
 Herrn (er meint das heilige Abendmahl, als Zeichen
 der kirchlichen Gemeinschaft,) von Deiner Heiligkeit
 mir nicht immer ausbitten kann: so folge ich hier
 Deinen Mitgenossen, den ägyptischen Bekennern, (sie
 waren als Feinde des Arianismus verfolgt worden,)
 und liege als ein kleines Schiffchen unter den Last-
 schiffen verborgen. Ich kenne den Vitalis nicht;
 den Meletius verwerfe ich; ich weiß nichts vom
 Paullinus. Wer mit Dir nicht sammelt, der zer-
 streuet; das heißt, wer Christi nicht ist, der ist des
 Antichrists.“ Hierauf beklagt sich Hieronymus,
 daß man von ihm, einem Römer, nach den Schlüs-
 sen der nicänischen und alexandrinischen Kirchen-
 versammlung, den neuen Namen von drey ὑποστάσεις
 fordere. Welche Apostel, ruft er aus, haben dieses
 gelehrt? Er behaupte zwar, sagt er, drey selbstbe-
 stehende Personen; aber das sey den ungestümen
 Forderern nicht genug; sie drängen auf das Wort
 selbst, und machten ihn zum Ketzer, wenn er es nicht
 annehme. Gleichwohl sey doch derjenige, der unter
 ὑπόστασις so viel als εἶσα verstehe, und diesem zu
 Folge nicht eine ὑπόστασις in drey Personen festseze,
 kein Verehrer Christi; und wegen dieses Bekennt-
 nisses werde er zugleich nebst dem Damasus, mit
 dem Vorwurfe des Sabellianismus (cauterium
 unionis) gebrandmarkt. Er fährt nunmehr fort;
 „Thut, ich bitte euch den Ausspruch! und ich werde
 mich nicht scheuen, drey ὑποστάσεις zu sagen. Wenn
 ihr

Ihr befehlt: so mag ein neuer Glaube, nach dem nicäanischen, errichtet werden, und wir Rechtgläubige wollen in gleichen Worten mit den Arianern bekennen. Die ganze Schule der weltlichen Gelehrsamkeit versteht doch unter *ὑπόστασις* nichts als *ἰδέα*. Sollte wohl jemand mit gottlosem Munde drey Substanzen nennen können?“ Das führt ihn weiter auf eine Entwicklung des katholischen Lehrbegriffs von einer göttlichen Substanz in drey Personen; und er ist überzeugt, daß unter dem Ausdrucke drey Hypostasen, wenn er gleich richtig erklärt werde, doch Gift versteckt liege, weil die Vertheidiger desselben so sehr darauf dringen, ohne sich an dem Verstande jener Erklärung zu begnügen. Zuletzt bittet er den Bischof bey dem gekreuzigten Heil der Welt, und bey der Dreieinigkeit gleiches Wesens, ihm Anweisung zu geben, ob er den oftgenannten Ausdruck gebrauchen soll, oder nicht?

363
bis
430.

Die Antwort des Damasus kam nicht so bald, als Hieronymus wünschte: daher wiederholte dieser seine Bitte. Er schickte dabey wiederum einen gezwungenen Eingang von erhörten Flehenden aus der heiligen Schrift voraus. Von den drey katholischen Gemeinen zu Antiochien, deren jede ihn an sich zu ziehen suchte, sagt er, erschreue: Wer mit dem Lehrstuhl Petri vereinigt ist, der ist der meinige. Das Haupt einer jeden von ihnen gebe vor, er stehe mit dem Damasus in der Kirchengemeinschaft; aber hierinne müßten entweder zween oder alle lügen. Die Gründe, mit welchen er diesen Bischof beschwört, ihn hierüber zu belehren, sind zum Theil aus dem künftigen Leben genommen, und er schließt mit den Worten: Verachte ja diejenige Seele nicht, für welche Christus gestorben ist! — Um eben dieselbe Zeit beschwerte er sich in dem Briefe an einen Presbyter Marcus, (Epist. XVII. p. 42. sq. ed. Vallars.) der

J. n. vermuthlich den öffentlichen Gottesdienst für die
 E. G. Mönche in der Landschaft Chalcis verwaltete, sehr
 363 lebhaft über dieselben. Sie beunruhigten ihn ohne
 bis Aufhören mit Anforderungen wegen seines Glaubens-
 430. bekennnisses, und mit Beschuldigungen der Ketzerey;
 sie ließen ihm keinen Winkel der Einöde mehr frey.
 Schon hätten sie seine Freunde genöthigt, dieselbe zu
 verlassen, indem diese sagten, es sey besser unter wil-
 den Thieren, als mit solchen Christen zu wohnen; er
 werde ihnen auch bald nachfolgen.

Nicht wegen der streitigen Fragen allein, die
 solche Quellen des Verdrusses für den Hieronymus
 wurden; sondern mehr wegen der Art, wie er sie dem
 Bischof Damasus vorgelegt hat, ist so viel aus sei-
 nen Briefen dieses Inhalts angeführt worden. Die
 kriechenden Schmeicheleien, mit welchen er, der noch
 nicht einmal im Lehrstande war, den ersten Bischof
 der Christenheit, der Gemeine insonderheit, wo er die
 Taufe empfangen hatte, verehrte, sind auch darum
 nicht unerwartet, weil er in den Abendländern an
 eine ziemliche Einigkeit im Glauben und in der Kir-
 chenregierung gewohnt, so viel Zwist, Verwirrung
 und Verfolgungssucht über beide in den morgenlän-
 dischen Gegenden angetroffen hatte. Man merkt es
 zwar in der Geschichte dieser Zeiten, und selbst der
 eben beschriebenen Handel, sehr wohl, daß es noch
 eine große Seltenheit gewesen seyn müsse, in einem
 so hohen Tone von den römischen Bischöfen zu spre-
 chen. Athanasius wirkte mit einem weit kräftigern
 Ansehen, als sie, auf die Entscheidung über das
 meletianische Schisma, und seinem Urtheil folg-
 ten erst die Abendländer nach. Die Kirchengemein-
 schaft mit dem alexandrinischen Bischof zu unter-
 halten, war für die Bischöfe der verschiedenen antio-
 chenischen Parthenen eben so wichtig, als diejenige,
 welche sie mit dem römischen suchten. Auch fand
 Me-

Meletius diese Gemeinschaft, welche man ihm zu Rom und Alexandrien versagte, bey den ansehnlichsten Bischöfen der Morgenländer, wie bey dem Basilius von Cäsarea in Palästina. Allein man muß doch gestehen, daß es eben Hieronymus gewesen ist, der durch die ungeheuren Lobsprüche, die er der römischen Kirche und ihren Bischöfen beilegte, durch seine genauern Verbindungen mit denselben, durch die von ihm zuerst schriftlich ausgebreitete und befestigte Sage von dem fünf und zwanzigjährigen Bisthum des Apostels Petrus zu Rom, und durch andere Merkmale der höchsten Verehrung und Ergebenheit gegen diese Bischöfe, ihnen in der abendländischen Kirche die Mittel sehr erleichtert hat, um sich, wie in ihrer Geschichte (Th. VIII. S. 129. fg.) gezeigt worden ist, seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts, mit sichtbarem Glücke ungemein empor zu schwingen. Tillemont übergeht, indem er den Inhalt der vorher angeführten Briefe des Hieronymus an den Damasus angiebt, (l. c. p. 45. sq.) beinahe alles, was darinne zur unmäßigen Erhebung dieses Bischofs und seiner Kirche vorkommt. Er urtheilt sogar, daß Hieronymus wohl zu sehr gegen die morgenländischen Lehrer, und ihren Satz, von drey göttlichen Hypostasen, eingenommen gewesen seyn möchte; sich in demjenigen, was er darüber sagt, widerspreche, und den Damasus zu einem Schritte zu verleiten suche, der eine offenbare Trennung zwischen den Morgenländern, (als heimlichen Ariasnern, nach dem Hieronymus,) und den Abendländern hervorgebracht haben mußte. Alles dieses hat ihm Stilling (loc. citat. pag. 452. seq.) sehr übel genommen. Er bemüht sich vielmehr darzutun, daß Hieronymus hierbey durchgehends recht gehandelt und richtig geschrieben habe. Allein man kann schwerlich anders als Tillemonts Urtheile in der Hauptsache beitreten. Als Friedensstifter inson-

J. n.
C. G.
363
bis
430

J. n. derheit hat sich Hieronymus gewiß nicht in diesen
E. G. Briefen dargestellt.

363
 bis
 430.

Ob und was ihm Damasus geantwortet habe, ist nicht bekannt; aber daß dieser Bischof sich für den Paullinus, und für die Behauptung einer göttlichen Hypostasis, erklärt habe, leidet gar keinen Zweifel. Auch Hieronymus also lebte zu Antiochien, wohin er sich im Jahr 378 oder 379. aus seiner geliebten Einnöde ungern begeben hatte, in kirchlicher Gemeinschaft mit dem Paullinus: denn dieser weihte ihn bald darauf zum Presbyter. Eigentlich geschah dieses nicht nach der Neigung des Hieronymus; und er behielt sich daher eine Freyheit vor, die sonst ein solcher ordentlicher Lehrer nicht genoß. „Habe ich dich gebeten, sagte er zum Paullinus, (Libro contra Iohann. Hierosolym. p. 452. T. II. Opp. ed. Vallars.) daß Du mich weihen solltest? Wenn Du mich dergestalt zum Presbyter machst, daß Du mich zugleich Mönch seyn lässest, so magst Du selbst zusehen, wie Du Dein Urtheil verantwortest. Wenn Du mir aber unter dem Nahmen des Presbyter, dasjenige entreißest, dem zu Gefallen ich die Welt verlassen habe, (er meint die Freyheit von bestimmten Geschäften unter den Menschen,) so behalte ich, was ich immer hatte, und Du hast auch durch Deine Weihung nichts verloren.“ Wirklich konnte er sich auch, nach einem Schreiben des Epiphanius, (Epist. CX. inter Hieron. Epist. p. 822. ed. Mart.) noch im Jahr 394. nicht überwinden, den öffentlichen Gottesdienst als ein Presbyter irgendwo zu verwalten. Er war demohngeachtet Presbyter der Gemeinde von Antiochien: und man darf sich keineswegs die Vorstellung von ihm machen, daß er, den alten Kirchengesetzen zuwider, ohne Rücksicht auf eine besondere Gemeinde, zum Presbyter geweiht worden wäre. Neuere römisch-katholisch-

nicht wenig darauf ein, daß er einen solchen Lehrer gehabt hätte. (Catalog. Scriptt. Eccles. c. 117. Epist. XXXII. ad Domnion. p. 245. ed. Mart. Apolog. advers. Rufin. L. I. p. 363. l. cit. Epist. XXXIV. p. 262. welche Stelle bereits im vorhergehenden Theil dieser Geschichte, eingerückt worden ist.) Unter diesem schätzbaren Anführer mag außer seiner Fertigkeit in der biblischen Exegese, zugleich seine Neigung zu den griechischen Kirchenschriftstellern sehr gewachsen seyn.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Wenigstens übersezte er in den zwen bis drey Jahren, die er zu Constantinopel blieb, mehr als eine Schrift derselben. Eine davon war das Chronicon des Eusebius, von welchem schon anderwärts in dieser Geschichte, so wie auch kürzlich von dessen Uebersetzung durch den Hieronymus, Nachricht erteilt worden ist. (Chr. R. Gesch. Th. V. S. 184. fg.) Aus dem Schreiben an zweyen Freunde, mit welchem er diese Arbeit begleitete, (Epist. CIV. p. 804. sq. ed. Martian.) und worinne er zeigte, daß es eine Geistesübung der ältern Gelehrten gewesen sey, Uebersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische zu verfertigen; aber auch, wie viele Schwierigkeiten sich dabey fänden, könnte man schließen, daß auch er hierbey nur diese Absicht gehabt habe. Doch fehlte es wirklich den Römern noch an einem solchen Werke, wie das chronologisch-historische des Eusebius war. Er entschuldigte sich ebendasselbst, daß er diese Uebersetzung einem Geschwindschreiber ziemlich eifertig in die Feder habe sagen müssen; daher sie nur für eine freundschaftliche Beurtheilung gehöre. Unterdeß setzte er doch hinzu, daß er die Urschrift auf das getreueste ausgedrückt, nur hin und wieder, besonders in der römischen Geschichte, einiges weggelassene hinzugefügt habe, welches vom Eusebius deswegen übergangen worden sey, weil er es seinen Lesern nicht

38 Zweyter Zeitraum. Drittes Buch.

J. n. für seine Meinung beibringt, kömmt auf die Vor-
 E. G. züge des Bischofs an, der nicht mehr das Salz der
 363 Erden seyn, noch die Hände auflegen, und durch das
 bis Gebet den heiligen Geist herabrufen könne, sobald er
 430. einmal durch die Ketzeren angesteckt worden sey. Der
 Rechtgläubige hingegen dreht sich beständig um den
 einzigen frenlich hinlänglichen Widerlegungsgrund
 herum, daß die Luciferianer, da sie von den Aria-
 nern getaufte, nach abgelegter Kirchenbuße, unter
 sich aufnahmen, diese Gemeinschaft noch weniger den
 büßenden arianischen Bischöfen versagen könnten.
 Zugleich wird auch die Meinung des Diaconus Hi-
 larius bestritten, der die arianische und jede an-
 dere Ketzertaufe für ungültig erklärte. Cyprianus
 dachte zwar über dieselbe eben so; aber, setzt Hiero-
 nymus hinzu, er hob deswegen die Kirchengemein-
 schaft mit den anders gesinnten nicht auf. Eine
 merkwürdige Stelle dieses Gesprächs über die Tra-
 dition, als eine Quelle kirchlicher Gebräuche, hat
 man schon an einem andern Orte, (Th. IX. S. 140.
 fg.) gelesen. Noch findet man auch darinne einige
 Nachrichten zur Geschichte des Arianismus.

Im Jahr 379. oder 380. reiste Hieronymus
 nach Constantinopel, gelockt durch den ausnehmen-
 den Ruhm des Gregorius von Nazianzus, wel-
 cher sich damals in dieser Hauptstadt aufhielt, und
 gleich darauf auch, aber nur eine sehr kurze Zeit hin-
 durch, das Bisthum der dortigen Stadt übernahm.
 Seine Beredsamkeit, und vorzüglich seine Stärke in
 der Erklärung der heiligen Schrift, bewogen den
 Hieronymus, der sich schon seinem funfzigsten
 Jahre näherte, ihn nicht allein vor der Gemeine leh-
 rend mit Begierde anzuhören; sondern sich auch sei-
 nes häuslichen Unterrichts in der Schriftauslegung
 noch besonders zu bedienen. Er wiederholte es nach-
 her bey verschiedenen Gelegenheiten, und bildete sich
 nicht

meinem Beifall aufgenommen, und bis auf die neuesten Zeiten fortgepflanzt worden. Doch hatten schon im vorigen Jahrhunderte der Bischof Arnaud Pontac, noch vor dem Scaliger, (in dem seiner Ausgabe von den Chroniken des Eusebius, Hieronymus und Prosper, zu Bourdeaux 1604. fol. beigefügtem Apparatus in Notas et Castigationes in Eusebii Chronicum, den Vallarsi am gedachten Orte wieder abdrucken ließ,) und hernach der Dominicaner Jacob Goar, (Praefat. et Not. in Georg. Syncelli Chronicon, Paris. 1652. fol.) die Meinung vorgetragen, daß Eusebius nur ein chronologisch-historisches Werk ausgefertigt habe; welches auch in der Uebersetzung des Hieronymus noch vorhanden sey. Mit keinem von allen diesen Schriftstellern ist Hieronymus von Prato, in den schon anderswo (Th. V. S. 186.) genannten Büchern völlig zufrieden. Auf der einen Seite bestreitet er das Vorgeben des Vallarsi, daß Eusebius nur ein Werk von gedachtem Inhalte abgefaßt habe: aber er leugnet doch mit demselben wider den Scaliger, daß Hieronymus beyde Schriften übersetzt habe; nur auf die zweite, glaubt er, habe dieser Lehrer seinen Fleiß gewandt. Es ist schlechterdings unmöglich, hier bey den Gründen dieser verschiedenen Meinungen stehen zu bleiben, ohne in weitläufige Untersuchungen verwickelt zu werden, die mehr in eine neue Ausgabe der Chroniken des Eusebius und Hieronymus gehören. Zur Gewißheit kann vielleicht keine derselben gebracht werden; eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit bleibt immer für die vom Scaliger angenommene übrig. Daß man sich aber überhaupt auf die historische Glaubwürdigkeit des Hieronymus in dieser von ihm so sehr veränderten Chronik, nicht sonderlich verlassen dürfe, ist schon ehemals (Chr. KG. Th. II. S. 152.) an einem berühmten Beispiele, an der Nachricht von dem fünf

J. n.
E. G.
363
bis
439.

J. n. für so nothwendig hielt. Vom Tinius und Abra-
 E. G. ham also, bis auf die Eroberung von Troja, habe
 363^{er} 618^{er} er bloß übersezt; von dieser Begebenheit an hinge-
 430^{gen}, bis zum zwanzigsten Jahre Constantins, habe
 er vieles hinzugesetzt und eingemischt, welches er sorg-
 fältig aus dem Suetonius und andern berühmten
 Geschichtschreibern gezogen habe; endlich von dem ge-
 dachten Jahre an, (mit welchem Eusebius aufhörte,)
 bis zum Jahr 378, habe er eine eigene Fortsetzung
 ausgearbeitet. In den spätern Abschriften ist diese
 uneigentlich sogenannte Uebersetzung auf mancherley
 Art verunstaltet worden. Joseph Scaliger, der
 sich um die richtige Ausgabe derselben, um die Wie-
 derherstellung der griechischen Urschrift, und um die
 fruchtbarste Erläuterung von beyden, so viele Mühe
 gab, wie am angeführten Orte (S. 185.) gemeldet
 worden ist, konnte doch wegen einiger willkührlichen
 Mittel, die er dazu ergriff, oder unerwiesenen Aus-
 sprüche, vielfachem Tadel nicht entgehen. Da er
 überdies des Hieronymus, welcher sich ziemlich
 große Freyheiten als Uebersetzer nahm, nicht geschont
 hat; so ist ihm auch von dem neuesten Herausgeber
 dieser hieronymischen Chronik, vom Vallarsi,
 (im achten Bande der von ihm gesammelten Werke
 des Hieronymus,) häufig, und zum Theil nicht
 ohne Härte widersprochen worden. Unter andern
 sucht er zu beweisen, (Praefat. in Tom. VIII. Opp.
 Hieron. p. VII. sq. und ausführlich in den Anmer-
 kungen zur Chronik selbst,) es sey eine bloße Er-
 dichtung des Scaliger, als wenn Eusebius zwey
 Bücher dieses Inhalts geschrieben hätte, eine zusam-
 menhängende Chronographie oder Weltgeschichte
 nach der Zeitordnung, und chronologische Tabel-
 len; welche beide vom Hieronymus übersetzt wor-
 den wären, -darunter aber vom erstern und größern
 sich nur einige verstümmelte Stücke erhalten hätten.
 Diese Behauptung des Scaliger war mit fast allge-
 meinem

meinem Beifall aufgenommen, und bis auf die neuesten Zeiten fortgepflanzt worden. Doch hatten schon im vorigen Jahrhunderte der Bischof Arnaud Pontac, noch vor dem Scaliger, (in dem seiner Ausgabe von den Chroniken des Eusebius, Hieronymus und Prosper, zu Bourdeaux 1604. fol. beigefügtem Apparatus in Notas et Castigationes in Eusebii Chronicum, den Vallarsi am gedachten Orte wieder abdrucken ließ,) und hernach der Dominicaner Jacob Goar, (Praefat. et Not. in Georg. Syncelli Chronicon, Paris. 1652. fol.) die Meinung vorgetragen, daß Eusebius nur ein chronologisch-historisches Werk ausgefertigt habe; welches auch in der Uebersetzung des Hieronymus noch vorhanden sey. Mit keinem von allen diesen Schriftstellern ist Hieronymus von Prato, in den schon anderswo (Th. V. S. 186.) genannten Büchern völlig zufrieden. Auf der einen Seite bestreitet er das Vorgeben des Vallarsi, daß Eusebius nur ein Werk von gedachtem Inhalte abgefaßt habe: aber er leugnet doch mit demselben wider den Scaliger, daß Hieronymus beyde Schriften übersetzt habe; nur auf die zweite, glaubt er, habe dieser Lehrer seinen Fleiß gewandt. Es ist schlechterdings unmöglich, hier bey den Gründen dieser verschiedenen Meinungen stehen zu bleiben, ohne in weitläufige Untersuchungen verwickelt zu werden, die mehr in eine neue Ausgabe der Chroniken des Eusebius und Hieronymus gehören. Zur Gewißheit kann vielleicht keine derselben gebracht werden; eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit bleibt immer für die vom Scaliger angenommene übrig. Daß man sich aber überhaupt auf die historische Glaubwürdigkeit des Hieronymus in dieser von ihm so sehr veränderten Chronik, nicht sonderlich verlassen dürfe, ist schon ehemals (Chr. KG. Th. II. S. 152.) an einem berühmten Beispiele, an der Nachricht von dem fünf

J. n.
E. G.
363
bis
439.

J. n.
E. G.
363
bis
430.
 fünf und zwanzigjährigen Bisthum des Apo-
 stels Petrus zu Rom, gezeigt worden. Er hat
 dieselbe auch in eine seiner spätern Schriften, (*de vi-*
ris illustr. c. I.) eingerückt; aber in jener frühern
 sollte sie desto weniger unter dem Nahmen und Anse-
 hen des Eusebius stehen, da dieser Geschichtschreiber
 sie nicht allein in seiner Kirchengeschichte nicht berührt,
 sondern ihr auch im Grunde darinne widersprochen
 hat. Seitdem unterdeßen Hieronymus jene Sage
 so zuversichtlich niederschrieb, er, der auch sonst so
 viel zur vergrößerten Ehre der römischen Bischöfe
 beitrug, ist an der Wahrheit derselben in der
 abendländischen Kirche gar nicht mehr gezwweifelt
 worden.

Außer dieser Bemühung mit dem Werke des Eu-
 sebius, übersetzte Hieronymus auch zu Constanti-
 nopel, vierzehn Homilien des Origenes über
 den Jeremias, und vermuthlich noch daselbst eben
 so viele über den Ezechiel. Sie stehen sowohl in
 der Benediktinersammlung der Werke dieses berühm-
 ten Mannes, als in der Ausgabe des Hieronymus
 vom Vallarsi. (Tom. V. p. 741. sq.) In der
 Vorrede zu denselben an seinen Freund Vincentius
 sagt er, daß er auf sein Verlangen, den ganzen Ori-
 genes, diesen zweiten Lehrer der Kirchen nach den
 Aposteln, (wie ihn Didymus nenne,) lateinisch re-
 den zu lassen anfangen; aber wegen seiner durch vieles
 Lesen verursachten Augenschmerzen, und aus Mangel
 an Geschwindschreibern, etwas langsam. Er habe
 daher, setzt er hinzu, die ungekünstelte Schreibart des
 Origenes, welche allein gemeinnützlich sey, beizu-
 halten gesucht; und er verspricht, noch mehr von ihm
 zu übersetzen. Damals scheint also seine Verehrung
 gegen den großen Mann ungemein stark gewesen zu
 seyn; man erinnert sich aber aus der vorhergehenden
 Geschichte, (Th. X. S. 135. fg.) wie er sich nachher
 wegen

wegen dieser ihm vorgeworfenen Uebersetzungen, mit einer ziemlich veränderten Gesinnung, erklärt habe.

3. n.
E. G.
363
bis
430.

Unterdeßen muß man doch gestehen, daß Hieronymus, auch da er zuerst die Schriften des Origenes zu übersetzen unternahm, keine uneingeschränkte Ergebenheit gegen alle Auslegungen desselben gehabt habe. Einen Beweis davon giebt seine auch noch zu Constantinopel, um das Jahr 381. ausgearbeitete Abhandlung von den Seraphim. Sie ist zwar mit der Aufschrift eines Briefs an den Damasus, in die Sammlungen seiner Werke (ed. Martián. Tom. III. p. 515. sq. ed. Vallars. Tom. I. Epist. XVIII. p. 44. sq.) gebracht worden; hat aber nichts von der Briefgestalt an sich, sondern macht eine umständliche Erklärung des sechsten Hauptstücks Jesaia aus. Nachdem der Verfasser einiges von dem Könige Usia vorangeschickt, und das Gesicht des Propheten in das Sterbejahr des Romulus gesetzt hat: sucht er den geistlichen Verstand in der Geschichte des gedachten Königs aus. So lange derselbe lebte, wiederfuhr dem Propheten die göttliche Erscheinung nicht; das heißt: so lange die Sünde herrscht, sieht man Gott nicht in der Höhe, sondern nur im Thal des Gerichts sitzen. „Einige ältere griechische und lateinische Schriftsteller, sagt er ferner, haben unter dem Herrn, der auf dem Throne saß, Gott den Vater, unter den zwey Seraphim aber, die zur Seite standen, Jesum Christum und den heiligen Geist verstanden; allein so gelehrt sie auch waren, trete ich doch ihrem Ansehen nicht bey. Denn es ist viel besser, das Wahre baurisch, als das Falsche beredt vorzutragen; zumal da der Evangelist Johannes (Gesch. E. XII. v. 40. 41.) versichert, daß in diesem Gesichte nicht Gott der Vater, sondern der Eingeborne, gesehen worden sey.“ In seinen spätern Jahren nannte er es eine abscheuliche Auslegung

gung des Origenes, der er sich hier widersetzt habe.
 E. G. (Epist. XLI. p. 343. ed. Mart.) Um aber selbst die-
 ses schwere Gesicht richtig deuten zu können, bittet er
 363
 bis
 430. Gott, auch ihm eine Kohle von seinem Altar zu sen-
 den, damit aller Unflath der Sünde bey ihm abge-
 wischt werde, und er zuerst die göttlichen Geheimnisse
 sehen, nachher aber auch erzählen könne. Sera-
 phim, fährt er nun fort, bedeutet im Hebräischen
 einen Brand, oder auch den Anfang ihres Munde-
 des. Was für ein Brand ist dieses? Aus bibli-
 schen Stellen, wie Lucã E. XXIV. v. 32. sieht man,
 daß er in der heiligen Schrift befindlich sey, welche
 die Laster der Menschen durch ihr Lesen reinigt. Wenn
 ich aber auch die zweyte Bedeutung von Seraphim
 auf die Bibel ziehe: so muß ich befürchten, man
 möchte dieses nicht sowohl eine Erklärung derselben,
 als ihr Gewalt anthun, nennen. Gleichwohl ist die
 hebräische Sprache, nach dem Zeugnisse des gesamm-
 ten Alterthums, der Anfang des gemeinen Redens.
 Auf beiderley Art also zeigen die Seraphim die bei-
 den Testamente an. Sie stehen, heißt es, um
 Gott, weil Gott aus ihnen gelernt wird. Ihre
 zwölf Flügel hat Victorinus von den Aposteln
 erklärt. Wir können aber auch die zwölf Steine
 des Altars, den kein Eisen berührt hat, oder die
 zwölf Edelgesteine im Brustschilde des Hohenprie-
 sters, darunter verstehen. Was darunter wahr sey,
 mag Gott wissen; das Wahrscheinliche will ich in der
 Folge angeben. Die Seraphim bedeckten das
 Gesicht; aber nicht das ihrige, sondern Gottes:
 denn wer kann wissen, was er vor der Schöpfung der
 Welt, in der Ewigkeit gethan habe? Sie bedeckten
 auch die Füße, nemlich Gottes: denn wer kann wis-
 sen, was alles nach dem Ende der Welt vorgehen
 wird? Mit zwey Flügeln flogen sie; das heißt,
 wir wissen nur die mittlern Begebenheiten, so weit sie
 uns die heilige Schrift geoffenbaret hat. Einer rief
 dem

Dem andern zu: denn das alte Testament stimmt vollkommen mit dem neuen überein: Sie riefen: Heilig! u. s. w. In beiden Haupttheilen der Bibel wird die Dreieinigkeit gepriesen: und überall wo die siebenzig Dolmetscher den Herrn der Kräfte, den allmächtigen Herrn, ausgedrückt haben, steht im Hebräischen Herr Zebaoth. Aquila übersetzt es: der Herr der Heerschaaren. Auch wird der Herr selbst hier, auf die Ihm eigene Art, mit vier Buchstaben, Jod He und Jod He, oder zwey Ja geschrieben, welche Verdoppelung den unaussprechlichen Namen Gottes ausmacht. Die Worte: alle Lande sind seiner Ehren voll, gehen auf die Ausbreitung des Evangeliums durch die Welt. Die Uberschwelle wurde von ihrer Stimme erhoben: weil durch die Ankunft des Herrn in die Welt, das Hinderniß, in das Allerheiligste zu gehen, aufgehoben worden ist. Im Griechischen steht zwar aufgehoben, (sublatum) an statt erhoben, (elevatum;) allein man kann das zweydeutige Wort auf beyderley Art übersetzen. Das Haus wurde mit Rauch angefüllt: denn da Gott ein Feuer ist, dessen ganze Substanz wir nicht fassen können, so breitet sich davon gleichsam ein leichter Rauch durch die Welt aus, von dem wir sagen müssen: Wir sehen nur im Spiegel, und unser Erkenntniß ist Stückwerk. Ein sehr geübter griechischer Ausleger erklärt die Seraphim von gewissen Mächten (virtutes) im Himmel, welche vor dem Throne Gottes stünden, ihn lobten, und zu verschiedenen Geschäften abgesandt wurden; besonders aber zu denjenigen, die einer Reinigung bedürfen, und wegen ehemaliger Vergehungen, einigermaßen durch Strafen gereinigt zu werden verdienen. Was die Aufhebung der Schwelle, und das Erfüllen mit Rauch betrifft: so hält er dieses für ein Zeichen der Zerstörung des Tempels und Verbrennung der Stadt Jerusalem. Andere ziehen die Aufhebung der Schwelle auf die Zeit, da

363
bis
430.

363
 bis
 430.

da der Vorhang des Tempels zerriß, und ganz Israel durch die Wolken des Irrthums verworren wurde; da, nach der Erzählung des Josephus, die Priester aus dem Innern des Tempels die Stimme himmlischer Mächte hörten: laßt uns diese Sitze verlassen! Mein Lehrer im Hebräischen erklärt dieses Gesicht noch auf eine andere Weise. Denn er sagt, daß kein Prophet, außer dem Jesaias, die Seraphim neben Gott stehen gesehen, noch ihrer sonst gedacht habe. Es gebe aber hier ein Zeichen der Zerstörung Jerusalems unter dem Nebucadnezar. Denn vom Ilzia an, bis auf den Zedekia, hätten eilf Könige regiert, nach welchem noch Gedalja von dem babylonischen Könige zum Regenten des Landes bestellt worden sey. Das wären die zwölf Flügel in dem Gesichte, von welchen vier zum Fliegen gedient hätten, weil nur vier von jenen Königen fromm waren; vier das Gesicht bedeckten, welche die bösen Könige anzeigen; und vier die Füße deckten: ein Bild der in die Gefangenschaft geführten Könige. Die Zange endlich, mit welcher die Kohle vom Altar genommen wurde, bedeute die Todesart, durch welche Jesaias umgekommen ist. Hier vergleicht sich Hieronymus auf eine demüthigende Art mit dem Propheten, der nur unreine Lippen gehabt habe; da hingegen an ihm alles unrein sey. Er setzt hinzu, in der heiligen Schrift gebe es nicht bloß, wie einige glaubten, einfache Worte; es liege viel in denselben verborgen. Ein anderes sage der Buchstabe, ein anderes die mystische Rede. Der Herr wäscht seinen Aposteln die Füße, gleich einem Knechte. Ich will zeigen, daß er dieses gethan habe, um uns Demuth zu lehren, damit wir einander dienen sollen. Warum sagt er aber zu dem sich weigernden Petrus: Wenn ich Deine Füße nicht wasche, so hast du keinen Theil an mir? und warum antwortet dieser: Nimm die Füße allein; sondern auch die Hände und

und das Haupt? Der Herr, der im Begriff war, ^{n.} in den Himmel zurück zu kehren, will die Apostel, ^{E. G.} welche auf der Erde stehend, noch mit dem Unflat der ²⁶³ Sünde verunreinigte Füße hatten, ganz von ihren ^{bis} Vergehungen reinigen, damit sich die Worte des Pro- ^{430.}pheten auf sie schicken: Wie lieblich sind die Süße derer, die den Frieden verkündigen! und damit sie die Worte der Kirche nachahmen können, welche sagte: Ich habe meine Süße gewaschen; wie sollte ich sie wieder beflecken?

An diesem Auszuge, der ohngefähr über die Hälfte der Abhandlung des Hieronymus geht, hat man zugleich eine Probe im Kleinen, wie seine biblischen Auslegungsschriften im Großen und Ganzen beschaffen sind. Denn ob sich gleich, bey der genauern Beschreibung derselben, noch einiger Unterschied und selbst manches Vorzügliche darinne entdecken wird; so hat er doch die Stimmung, in welcher er diesen Aufsatz schrieb, auch bey seinen folgenden exegetischen Arbeiten größtentheils beybehalten. Er läßt seine hebräische und griechische Sprachwissenschaft blicken; vergleicht die griechischen und lateinischen Uebersetzer der Bibel mit der Urschrift; führt gern verschiedene Meinungen berühmter Ausleger an, ohne immer ihren Werth zu beurtheilen; übergeht nicht leicht den Wortverstand; hält sich aber oft weit länger bey allegorischen Deutungen auf; wechselt mit gelehrten Anmerkungen und erbaulichen Betrachtungen ab, und unterhält auch nicht übel durch seine Schreibart. Was insonderheit die eben beschriebene Abhandlung betrifft: so ist es zwar nicht schwer einzusehen, daß Hieronymus der willführlichen Auslegung des Gesichts vom Origenes, eine eben so willführliche entgegen setzt. Aber noch lehrreicher ist es, zu bemerken, wie ein Mann, der mit den besten Schriftstellern und Auslegern des griechischen und römischen

363
bis
430.

 n.
E. G.

 mischen Alterthums so bekannt war, den allegorisch-
 mystischen Einfällen so viele Achtung habe erweisen
 können? Eine Ursache davon hat er selbst, wie man
 sieht, angegeben: den Reichthum an Geheimnissen,
 welcher in der heiligen Schrift verborgen liege. Er
 hat jedoch den Lesern hierbey gleichsam selbst Waffen
 wider sich in die Hände gegeben. Denn er bestimmt
 weder sorgfältig genug, wenn und wo man dem ge-
 heimen Verstande in der Bibel nachspüren müsse; ob
 es überall, und bey der geringsten Reizung von ähn-
 lichen Bildern, Wortspielen, und dergleichen mehr,
 geschehen dürfe? und ob nicht auf diesem Wege eine
 spielende Vieldeutigkeit bis ins Unendliche befördert
 werde? noch weniger hat er sich an den Anleitungen
 begnügt, welche ihm die biblischen Schriftsteller selbst
 ertheilten, in Gesichtern, Begebenheiten, oder Reden
 eine bildliche Bedeutung zu finden. So nennt er
 nicht den geringsten Grund, warum das Gesicht des
 Jesaias etwas anders, als die Verherrlichung Got-
 tes durch Engel und Menschen andeuten soll. So
 fällt es zwar in die Augen, daß er deswegen in dem
 Fußwaschen Jesu mehr als ein Vorbild der Demuth
 sucht, weil damit ein Theilnehmen an ihm verbunden
 sey, und das Waschen auch von einer geistlichen Rei-
 nigung, die Füße auch in einer ähnlichen Verbindung
 bey den biblischen Schriftstellern gebraucht würden.
 Zu beweisen aber, daß diese Vergleichen hieher ge-
 hören, daran hat er gar nicht gedacht. Eine andere
 Ursache jenes Fehlers bey Hieronymus ist tiefer
 versteckt; war ihm aber so wie die erstere, mit unzäh-
 lichen andern Schriftauslegern gemein. Es ist der
 Mangel an feinerem poetischen Gefühle, das niemals
 erlaubt, alle Bestandtheile eines mannigfaltigen Bil-
 des mühsam zu zergliedern; die Zahl der Seraphim
 und ihrer Flügel in Rechnung zu bringen; zu fragen,
 was jeder derselben insbesondere, was die Zange, die
 Kohle, und alles übrige in dem zu erklärenden Ge-
 sichte

sichte bedeute; sondern das, vorausgesetzt, man habe einen Schriftsteller vor sich, der edler Dichtungen fähig ist, in dem Ganzen, zu dessen Ausdrücke sich alle Theile vereinigen, das Erhabene, Schröckliche, Zärtliche, und so weiter, empfindet, was bey dem Zerlegen einzelner Züge, oder bey einem trockenen Wörterkram, verloren gehen muß. Da die prophetische und die poetische Sprache so nahe an einander gränzen, oft sich gar in einander verlieren: so merkt man es nirgends geschwinder, wo es dem biblischen Ausleger fehle, als im alten Testamente.

J. n.
E. M.
363
bis
430.

Hieronymus hatte sich unterdessen in einen nicht geringen Ruf theologischer Gelehrsamkeit gesetzt, und fieng auch bey kirchlichen Geschäften an, eine beträchtliche Person zu spielen. Ein solches war von neuem die meletianische Spaltung zu Antiochien, die auch durch den Todt des Meletius im Jahr 381. nicht gedämpft wurde. Die Anhänger dieses Bischofs wählten nunmehr, an statt den Paullinus für ihr Oberhaupt zu erkennen, den Slavianus zu dessen Nachfolger, und die Bischöfe vieler morgenländischen Provinzen nahmen auch seine Parthey. Sinegegen blieben die italiänischen Bischöfe, nebst den ägyptischen und arabischen, dem Paullinus zugehan. Es kam eine Kirchenversammlung zu Rom in Vorschlag, auf welcher Friedensunterhandlungen zwischen beyden Theilen gepflegt werden sollten. Zwar weigerten sich die Bischöfe von der meletianischen Parthey dieselbe zu besuchen; allein Paullinus selbst, und Epiphanius, Bischof von Salamis, reisten in Begleitung des Hieronymus im Jahr 382. dahin, um, wie man erwarten konnte, eine neue Unterstützung ihrer Parthey zu erhalten. Ob es Hieronymus aus eifriger Freundschaft für den Paullinus gethan; oder ob ihn der Bischof Damasus selbst dazu eingeladen habe? davon ist das eine beinahe so

n. mischen Alterthums so bekannt war, den allegorisch-
 E. G. mystischen Einfällen so viele Achtung habe erweisen
 363 können? Eine Ursache davon hat er selbst, wie man
 bis sieht, angegeben: den Reichthum an Geheimnissen,
 43b. welcher in der heiligen Schrift verborgen liege. Er
 hat jedoch den Lesern hierbey gleichsam selbst Waffen
 wider sich in die Hände gegeben. Denn er bestimmt
 weder sorgfältig genug, wenn und wo man dem ge-
 heimen Verstande in der Bibel nachspüren müsse; ob
 es überall, und bey der geringsten Reizung von ähn-
 lichen Bildern, Wortspielen, und dergleichen mehr,
 geschehen dürfe? und ob nicht auf diesem Wege eine
 spielende Vieldeutigkeit bis ins Unendliche befördert
 werde? noch weniger hat er sich an den Anleitungen
 begnügt, welche ihm die biblischen Schriftsteller selbst
 ertheilten, in Gesichtern, Begebenheiten, oder Reden
 eine bildliche Bedeutung zu finden. So nennt er
 nicht den geringsten Grund, warum das Gesicht des
 Jesaias etwas anders, als die Verherrlichung Got-
 tes durch Engel und Menschen andeuten soll. So
 fällt es zwar in die Augen, daß er deswegen in dem
 Fußwaschen Jesu mehr als ein Vorbild der Demuth
 sucht, weil damit ein Theilnehmen an ihm verbunden
 sey, und das Waschen auch von einer geistlichen Rei-
 nigung, die Füße auch in einer ähnlichen Verbindung
 bey den biblischen Schriftstellern gebraucht würden.
 Zu beweisen aber, daß diese Vergleichen hieher ge-
 hören, daran hat er gar nicht gedacht. Eine andere
 Ursache jenes Fehlers bey Hieronymus ist tiefer
 versteckt; war ihm aber so wie die erstere, mit unzäh-
 lichen andern Schriftauslegern gemein. Es ist der
 Mangel an feinerem poetischen Gefühle, das niemals
 erlaubt, alle Bestandtheile eines mannigfaltigen Bil-
 des mühsam zu zergliedern; die Zahl der Seraphim
 und ihrer Flügel in Rechnung zu bringen; zu fragen,
 was jeder derselben insbesondere, was die Zange, die
 Kohle, und alles übrige in dem zu erklärenden Ge-
 sichte

Auf eben dieser Kirchenversammlung aber war auch die Rede von der Art, wie die Apollinaristen, (eine neue irrgläubige Parthen, die in der Folge beschrieben werden wird,) in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden könnten. Damasus ließ zu dieser Absicht, wie Rufinus (Apolog. pro Origene, p. 253. Tom. V. Opp. Hieron. ed. Martian.) erzählt, von einem seiner Freunde, einem Presbyter und sehr beredten Manne, der ihm gewöhnlich in solchen Geschäften diente, ein Glaubensbekenntniß aufsetzen, das die Apollinaristen unterschreiben sollten. Dieser glaubte, es sey nöthig, indem er darinne die Lehre von der Menschwerdung des Herrn vortrug, ihn den Menschen des Herrn (homo Dominicus) zu nennen. Das war den Apollinaristen, als eine Neuerung im Ausdrucke, sehr anstößig. Der Verfasser zeigte ihnen dagegen, daß schon Athanasius denselben gebraucht hätte. Darauf bat sich einer von ihnen die Schrift dieses Lehrers aus, wo die Stelle befindlich war; frakte sie aus, schrieb die ausgekrakten Worte wieder hin, und gab die Schrift zurück. Als nun der Streit darüber von neuem anging, und die Schrift abermals zum Beweise vorgezeigt wurde, sollten nach der Hofnung des Apollinaristen, die auf eine ausgekrakte Stelle geschriebenen Worte, eine Verfälschung derselben sichtbar machen. Aber es wurde vielmehr sein eigener verfälschender Betrug bald entdeckt. Hieronymus gestand nachher, (Apolog. advers. Rufin. L. II. p. 415. Opp. Tom. IV. P. I. ed. Martian.) daß ihm dieses, als Verfasser jenes Glaubensbekenntnisses, widerfahren sey. Allein weil sich Rufinus dieses Vorfalls bedient hatte, um die Verfälschung der Schriften des Origenes durch die Keger desto wahrscheinlicher vorzustellen; so ist der wider ihn aufgebrachte Hieronymus so unbillig, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, daß er eine Nachricht, die er zwar von ihm selbst

3. n.
E. G.
363
bis
430.

J. n. selbst gehört hatte; die aber vielen als eine Fabel vorz-
 E. G. kommen möchte, und eher unter Tischgespräche,
 363 nicht aber in theologische Schriften, wo vom Glau-
 bis ben und Heil der Seelen gehandelt würde, gehörte,
 430. ans Licht gebracht habe.

Nächstdem daß Hieronymus dem römischen
 Bischof in solchen Angelegenheiten freundschaftliche
 Hülfe leistete, setzte er auch, auf dessen Verlangen,
 einige Abhandlungen auf, um seine gelehrte Wißbe-
 gierde zu befriedigen. So hatte Damasus, wie er
 seinem Freunde berichtete, (Epist. XIX. inter Epist.
 Hieron. p. 63. ed. Vall.) in den griechischen und la-
 teinischen Auslegungsschriften der Orthodoxen, über
 den Zurs in der evangelischen Geschichte: Hosanna
 dem Sohne David! vielerley, sogar einander ent-
 gegen gesetzte Erklärungen gelesen. Er bat ihn da-
 her, ihm, ohne sich in streitige Meinungen einzulas-
 sen, nur deutlich zu melden, was jenes Wort im He-
 bräischen bedeute, damit er ihm auch dafür, so wie
 für vieles andere, in Christo Dank sagen könne.
 Darauf antwortete Hieronymus (Epist. XX. l. c.)
 dergestalt, daß er sich zwar nicht gänzlich der Aufüh-
 rung und Widerlegung unrichtiger Auslegungen je-
 nes Worts enthält; aber doch, nach den beigebrach-
 ten Stellen der Evangelisten, wo es vorkommt, so-
 gleich die hebräische Urschrift des 118ten Psalms,
 aus der es genommen ist, hinsetzt, und mit Verglei-
 chung der alten griechischen Uebersetzer, erklärt. Wir
 sagen, schreibt er, aus Unwissenheit Osanna, an-
 statt Osianna. Daß es so viel als Mache ihn
 glücklich! (salvifica oder salvum fac!) anzeige, ist
 ausgemacht. Das beigefügte Anna aber wird auf
 zweyfache Art geschrieben: mit einem Aleph heißt
 es, ich bitte, und mit einem Ze, ist es eine Parti-
 kel, die der Bittende einmischet. Weil aber diese
 Kleinigkeiten und geheimere Untersuchungen, wegen
 der

der Barbaren der Sprache und der Buchstaben, dem Leser beschwerlich fallen: so will ich vielmehr bemerken, daß der 118te Psalm offenbar von Christo weißage. Da er auch häufig in den Synagogen gelesen wurde: so war er dem Volke desto bekannter; und die Pharisäer erkannten selbst gleich, daß es mit jenem Zuruf die Weissagung als erfüllt ansehe. Uebrigens mußten die Evangelisten das Wort Hosianna beibehalten, weil sie es nicht mit einem gleichbedeutenden übersetzen konnten. Nur Lucas, der unter ihnen das Griechische am besten verstand, weil er ein Arzt war, und für Griechen schrieb, ließ es lieber weg, da es sich nicht genau übersetzen ließ. Derjenige, dem durch diesen Ausdruck Glück gewünscht wird, ist das israelitische Volk, oder die Welt überhaupt. Matthäus, der sein Evangelium hebräisch schrieb, setzte zu Hosianna noch hinzu: in der Höhe, weil durch die Geburt des Erlösers das Heil bis in den Himmel, das heißt, bis in die Höhe, gelangt ist, indem nicht bloß auf der Erde, sondern auch im Himmel, Friede geworden, und man endlich aufgehört habe, zu sagen: Mein Schwerdt ist im Himmel trunken geworden. (Jes. C. XXXIV. v. 5.) Zuletzt erinnert Hieronymus noch den Bischof, daß man das Lesen solcher Erörterungen nicht beschwerlich finden dürfe, indem es ihm, wie andern, leicht gefallen seyn würde, aus einem Worte etwas zu erdichten; die Wahrheit hingegen mehr Arbeit, selbst in einer fremden Sprache, erfordere. Ohngeachtet dieser Vertheidigung, und einiger guten Anmerkungen des Aufsazes, ist er doch für einen Mann, der kein Hebräisch verstand, wie Damasus, zu weitschweifig gerathen; und die Deutung des Hauptwortes ist dennoch verfehlt, indem es in diesem Zusammenhange bey den Evangelisten, nur folgenden Verstand haben kann: Heil ihm, dem Nachkommen Davids!

J. n. vids! Er sey auch im Himmel glücklich gepriesen!

363

bls

430.

Eben so wurde Hieronymus von dem römischen Bischof über den Sinn der Gleichnißrede vom verlorenen Sohne befragt, insonderheit darüber, wer darinne der Vater, der ältere und der jüngere Sohn sey? ob man mit vielen Auslegern unter jenem das jüdische Volk, unter diesem die Heiden verstehen könne? wie alsdann die Worte sich zu den Israheliten schickten: Siehe! ich habe dir so viele Jahre gedient, u. s. w. ingleichen die folgenden: Mein Sohn, du bist immer bey mir, u. s. w. oder wenn in dem Gleichniße ein Gerechter und ein Sünder abgebildet seyn sollte, wie sich an dem erstern ein so schändlicher Meid zeigen könne? Hätte sich Hieronymus hier dieses Vertrauens ganz würdig machen wollen: so hätte er seinen Freund belehren sollen, wie man überhaupt solche allegorische Dichtungen behandeln müsse, und daß es auch dabey vergeblich sey, alles bis auf das Kleinste zu zergliedern und zu deuten. Zwar verspricht der Eingang seines Antwortschreibens (Epist. XXI. pag. 68. sq. ed. Valars.) etwas. Denn er forscht darinne der Veranlassung nach, aus welcher diese Gleichnißrede Jesu und die beiden vorhergehenden entstanden waren. Da sie so leicht entdeckt werden konnte: so bot sich eine natürliche und kurze Auslegung der erstern an. Allein Damaskius hatte einmal so viel gefragt, daß es der Ehre des Hieronymus nachtheilig scheinen konnte, nicht auf alles in dem angegebenen Tone, ja noch mehr zu antworten: und so ist ein äußerst gedehnter Commentarius, wie er es selbst nennt, oder vielmehr eine Sammlung von Einfällen über dieses Gleichniß erwachsen. Nachdem er die Behauptung des Tertullianus bestritten hat, daß die Zollbedienten und Sünder, mit welchen Jesus aß, Heiden gewesen wären,

wären, nimmt er an, daß der Vater im Gleichnisse ^{J. n.} Gott, die beyden Söhne aber zwey von ihm beru- ^{E. G.} fene Völker (Juden und Heiden) sind. Gott ³⁶³ theilte unter sie die ihnen zugedachten Güter; ^{bis} das heißt, er gab ihnen den freyen Willen, nach wel- ^{430.} chem sie leben könnten, damit eigentliche Tugend bey ihnen statt hätte. Der jüngere Sohn entfernte sich durch seine üble Gesinnungen von dem höchsten Vater; verpraßte seine Güter, (oder verzehrte die ihm geschenkten Gaben der Natur, und wandte sich zu den Götzen;) verband sich mit einem der Vornehmsten des Landes, (diente dem Fürsten der Welt, dem Teufel;) bey demselben hütete er die Schweine, (ein Bild der bösen Geister, denen er seine Seele opferte;) daselbst wollte er Träbern essen, (diese Speise der bösen Geister machen alle Laster aus; man kann aber auch die heidnischen Gedichte und Reden, die ganze Weisheit der Welt darunter verstehen, wo- bey keine wahre Sättigung ist, obgleich noch immer Priester Gottes an statt der heiligen Schrift Lust- spiele lesen, und verliebte Gedichte singen;) endlich dachte er an die Tagelöhner seines Vaters, das ist, an die Juden, welche nur um gegenwärtiger Güter willen das Gesetz beobachteten. — Doch es bedarf nicht mehr Beispiele, um es begreiflich zu machen, wie Hieronymus seinen Faden willkührlicher Deutungen über den Rest dieses Gleichnisses auszuspin- nen gewußt, auch demselben durch gemißbrauchte ähn- liche Redensarten oder Bilder der heiligen Schrift eine vermeinte Festigkeit gegeben habe. Was ihm da- bey nothwendiger gewesen wäre, als seine Gelehr- samkeit, nemlich Beurtheilung und Geschmack, da- von trifft man in dieser Auslegung beinahe keine Spur an. Bloß seine Einbildungskraft ist beschäf- tigt, recht viel Verborgenes, und sehr tief zu sehen. Daher erblickt er unter andern in den Worten des ältern Sohns: Du hast mir nie einen Bock ge-
ge-

§. n. gegeben, daß ich mit meinen Freunden ein
E. G. Gastmahl halten könnte, ganz deutlich diesen ge-
 363
 bis
 430. heimen Verstand: „Es ist schon das Blut von so
 viel tausend Israeliten vergossen worden; gleichwohl
 hat keiner darunter einen Ketter zu unserm Heil ab-
 gegeben. Siehe! noch sind wir dem römischen Reiche
 unterworfen; kein Prophet, oder Priester, oder ir-
 gend ein Gerechter, ist für uns geopfert worden. Und
 für den schwelgerischen Sohn, das heißt, für die
 Henden, für die Sünder, ist das ruhmwürdige Blut
 der ganzen Creatur vergossen worden.“ Zuletzt lenkt
 zwar Hieronymus wieder ein; er zeigt, daß diese
 Gleichnißrede auch überhaupt nur von einem From-
 men und einem Sünder erklärt werden könne. Allein
 wenn dieses wahr ist, (und schon der gerade Men-
 schenverstand erkennt es für die einzige richtige Aus-
 legung:) so ist gewiß alles was die grübelnde Phan-
 tasie auf so vielen vorhergehenden Seiten ausgeschüt-
 tet hat, ein unnützer Wust.

Gleichwohl müssen diese Aufsätze des Hierony-
 mus sehr zum Wohlgefallen seines Freundes, des
 Bischofs, ausgefallen seyn, weil dieser nicht aufhörte,
 ihm Fragen aus der biblischen Erklärung vorzulegen.
 Er verlangte von ihm (Epist. XXXV. inter Epist.
 Hieron. p. 156, sq. ed. Vall.) eine kurze Beantwor-
 tung folgender fünf Bedenklichkeiten. Erstlich,
 was will die Stelle sagen: Wer den Cain um-
 bringt, an dem soll siebenmal Rache vollzogen
 werden? Zweytens, wenn Gott alles sehr gut ge-
 macht hat, warum hat er denn dem Noach über die
 reinen und unreinen Thiere Gesetze ertheilt, da doch
 das Unreine nicht gut seyn kann? warum wurde dem
 Petrus im Gesichte etwas Unreines gezeigt? Drit-
 tens, warum sagt Gott zum Abraham, die Israe-
 liten würden im vierten Geschlechte aus Aegypten zu-
 rück kehren, und Moses nennt es das fünfte?
 Vier-

J. n.
E. G.
363
bis
430.
 Viertens, warum ist dem Abraham die Beschnei-
 dung zum Zeichen seines Glaubens gegeben worden?
 Fünftens, warum hat Isaak, ein gerechter und bey
 Gott beliebter Mann, nicht denjenigen den er wollte,
 sondern den er nicht wollte, durch Irrthum betrogen,
 gesegnet? Hieronymus antwortete darauf dem Da-
 masus, (Epist. XXXVI. p. 158. l. c.) jede dieser
 Fragen erfordere ein besonderes Buch, und zwey der-
 selben, nemlich die zweyte und vierte, werde er
 weglassen, weil Tertullianus und Novatianus sie
 bereits lateinisch bearbeitet hätten; wie denn auch
 Origenes im vierten Theil seiner Auslegung des
 Briefs an die Römer, von der Beschneidung treff-
 lich gehandelt, und über das dritte Buch Moses,
 von den reinen und unreinen Thieren viel geschrieben
 habe. Bey der ersten Frage also setzt er den hebräi-
 schen Text, welchen sie betrifft, nebst den griechischen
 Uebersetzungen desselben hin; nimmt an, daß Cain
 beständig am Leibe zitternd und unruhig gelebt habe,
 und giebt den göttlichen Worten zu ihm diesen Ver-
 stand: Du sollst nicht sterben, wie du denkst; son-
 dern bis zum siebenten Geschlechte leben, und durch
 das Feuer des Gewissens gemartert werden; so daß
 jeder der dich umbringt, nach einem zweyfachen Ver-
 stande, dich entweder im siebenten Geschlechte, oder
 von der siebenten Marter befreye. Nicht als wenn
 derjenige, der den Cain umbrächte, eine siebenfache
 Rache leiden sollte; sondern weil er sieben Rachen,
 die so lange Zeit hindurch im Cain fortgelauffen sind,
 auflöst. Es war eben derselbe Fall, als wenn ein
 Knecht seinem Herrn gestünde, sein Haus angezündet
 zu haben, und ihn bäte, ihn umzubringen; dieser
 aber ihn vielmehr lange unter vielen Gewissensbissen
 leben ließe, damit ihm endlich derjenige, der ihn um-
 brächte, eine Wohlthat dadurch erwiese. Dieses,
 sagt Hieronymus, liegt in der Stelle, nach der Ue-
 bersetzung der siebenzig Dolmetscher. Nach dem

S. n. gegeben, daß ich mit meinen Freunden ein
E. G. Gastmahl halten könnte, ganz deutlich diesen ge-
 363
 bis heimen Verstand: „Es ist schon das Blut von so
 430 viel tausend Israeliten vergossen worden; gleichwohl
 hat keiner darunter einen Ketter zu unserm Heil ab-
 gegeben. Siehe! noch sind wir dem römischen Reiche
 unterworfen; kein Prophet, oder Priester, oder ir-
 gend ein Gerechter, ist für uns geopfert worden. Und
 für den schwelgerischen Sohn, das heißt, für die
 Henden, für die Sünder, ist das ruhmwürdige Blut
 der ganzen Creatur vergossen worden.“ Zuletzt lenkt
 zwar Hieronymus wieder ein; er zeigt, daß diese
 Gleichnißpreda auch überhaupt nur von einem From-
 men und einem Sünder erklärt werden könne. Allein
 wenn dieses wahr ist, (und schon der gerade Men-
 schenverstand erkennt es für die einzige richtige Aus-
 legung:) so ist gewiß alles was die grübelnde Phan-
 tasie auf so vielen vorhergehenden Seiten ausgeschüt-
 tet hat, ein unnützer Wust.

Gleichwohl müssen diese Aufsätze des Hierony-
 mus sehr zum Wohlgefallen seines Freundes, des
 Bischofs, ausgefallen seyn, weil dieser nicht aufhörte,
 ihm Fragen aus der biblischen Erklärung vorzulegen.
 Er verlangte von ihm (Epist. XXXV. inter Epist.
 Hieron. p. 156, sq. ed. Vall.) eine kurze Beantwor-
 tung folgender fünf Bedenklichkeiten. Erstlich,
 was will die Stelle sagen; Wer den Cain um-
 bringt, an dem soll siebenmal Rache vollzogen
 werden? Zweytens, wenn Gott alles sehr gut ge-
 macht hat, warum hat er denn dem Noah über die
 reinen und unreinen Thiere Gesetze ertheilt, da doch
 das Unreine nicht gut seyn kann? warum wurde dem
 Petrus im Gesichte etwas Unreines gezeigt? Drit-
 tens, warum sagt Gott zum Abraham, die Israe-
 liten würden im vierten Geschlechte aus Aegypten zu-
 rück kehren, und Moses nennt es das fünfte?
 Vier-

mene Wissenschaft und ganz gewisse Wahrheit gehabt. f. n.
 Er bringt daher auch mehrere Beispiele vor, daß die E. G.
 heiligen Männer nur so viel gewußt hätten, als ih- 353
 nen Gott geoffenbaret habe; und zeigt, daß Isaac bis
 zu seinem größten Nutzen, in Absicht auf seinen äl- 430.
 tern Sohn in der Unwissenheit gewesen sey. Um
 aber auch den figürlichen Verstand von dieser Bege-
 benheit desselben aufzuklären, führt der Verfasser noch
 eine lange Stelle aus einem Buche des Märtyrers
 Hippolytus an, von deren Inhalte man sich aus
 folgender Deutung einen Begriff machen kann.
 Isaac ist ein Bild von Gott dem Vater; Rebecca
 von dem heiligen Geiste; Esau von dem erstern
 Wolfe und von dem Teufel; Jacob von der Kirche
 oder von Christo. Daß Isaac alt geworden sey,
 zeigt das Ende der Welt an; seine dunkeln Augen be-
 deuten die Verfinsterung des Glaubens auf der Welt.
 Der ältere Sohn deutet die Empfangung des israeli-
 tischen Gesetzes an; — und nun wird man von selbst
 errathen, wie sich die ganze übrige Geschichte in diese
 bildliche Gestalt zwingen lassen müsse. Hieronymus
 hat also auch in diesen Beantwortungen, weniges-
 treffende abgerechnet, mehr seine Belesenheit und
 Sprachwissenschaft glänzen lassen wollen, als daß er
 nach der bescheidenen und gründlichen Ehre, eine
 wohlüberlegte bündige Auslegung mitzutheilen, ge-
 trachtet hätte. Sein Eifer um die Bekanntmachung
 der griechischen Theologen in der lateinischen Kirche,
 die freylich in der Schriftauslegung und in der theo-
 logischen Gelehrsamkeit überhaupt, weit mehr geleis-
 tet hatten, als die Lehrer der letztern, trug viel zu
 dieser Methode bey. So arbeitete er damals an der
 Uebersetzung der Schrift des Didymus, vom hei-
 ligen Geiste, deren in dieser Geschichte (Th. VII.
 S. 73.) bereits gedacht, und von der auch daselbst
 bemerkt worden ist, (S. 77.) daß Hieronymus
 allem Ansehen nach einige Veränderungen in der Ur-
schrift

J. n. 363
 E. G. bis 430.

Aquila und Symmachus, erklären sie unsere Vor-
 fahren so, daß Cain im siebenten Geschlechte vom
 Lamech getödtet worden sey. Hier will ich aber eine
 Frage berühren, welche Du nicht aufgeworfen hast.
 Warum soll Lamech sieben und siebzimal gecro-
 chen werden? Weil von Adam bis auf Christum so
 viele Geschlechter sind, und Lamechs Sünde, das
 heißt, der ganzen Welt ihre, durch Christi Ankunft
 gehoben werden sollte. Ein gewisser Hebräer erzählte
 mir, daß nach den apokryphischen Büchern, sieben
 und siebenzig Seelen von den Nachkommen des La-
 mech durch die Sündfluth vertilgt worden wären;
 und dieses soll die an ihm vollzogene Rache seyn. An-
 dere ziehen die siebenfache Rache am Cain, auf die
 sieben von ihm begangenen Sünden, zu deren Büß-
 sung er so lange gelebt habe. Einige verstehen unter
 der Zahl sieben, der biblischen Gewohnheit zu Folge,
 eine vollkommene Zahl, und kommen damit auf meine
 schon angeführte Erklärung. Andere denken hier an
 die Frage Petri, ob man seinem Bruder siebenmal
 vergeben müsse? und noch andere an das siebente oder
 Sabbathjahr. — Bey der dritten Frage sammelt
 Hieronymus zuerst Beispiele von Widersprüchen in
 der heiligen Schrift; versichert aber, derjenige, der
 den Schlüssel Davids besitze, habe ihm die Thüre
 geöffnet, und nachdem man insonderheit in dem ge-
 dachten Geschlechtsregister zähle, könne man entwe-
 der das vierte oder das fünfte Geschlecht annehmen.
 Noch kürzer könne man behaupten, es sey im hebräi-
 schen Texte gar nichts Widersprechendes, indem
 Aquila an statt fünfte vielmehr gewaffnet übersetzt
 habe, welches sich auch beides vertheidigen laße; wie
 überhaupt auch manches hebräische Wort auf mehr
 als eine Art gelesen, und also auch übersetzt werden
 könne. — Auf die fünfte Frage endlich giebt er
 diese Antwort; kein Mensch außer demjenigen, der
 zu unserm Heil ein Mensch wurde, habe eine voll-
 kom-

mene Wissenschaft und ganz gewisse Wahrheit gehabt. 3. n.
 Er bringt daher auch mehrere Beispiele vor, daß die E. G.
 heiligen Männer nur so viel gewußt hätten, als ih- 363
 nen Gott geoffenbaret habe; und zeigt, daß Isaak bis
 zu seinem größten Nutzen, in Absicht auf seinen äl- 430.
 tern Sohn in der Unwissenheit gewesen sey. Um
 aber auch den figürlichen Verstand von dieser Bege-
 benheit desselben aufzuklären, führt der Verfasser noch
 eine lange Stelle aus einem Buche des Märtyrers
 Hippolytus an, von deren Inhalte man sich aus
 folgender Deutung einen Begriff machen kann.
 Isaak ist ein Bild von Gott dem Vater; Rebecca
 von dem heiligen Geiste; Esau von dem erstern
 Wolfe und von dem Teufel; Jacob von der Kirche
 oder von Christo. Daß Isaak alt geworden sey,
 zeigt das Ende der Welt an; seine dunkeln Augen be-
 deuten die Verfinsterung des Glaubens auf der Welt.
 Der ältere Sohn deutet die Empfangung des israeli-
 tischen Gesetzes an; — und nun wird man von selbst
 errathen, wie sich die ganze übrige Geschichte in diese
 bildliche Gestalt zwingen lassen müsse. Hieronymus
 hat also auch in diesen Beantwortungen, wenig-
 treffende abgerechnet, mehr seine Belesenheit und
 Sprachwissenschaft glänzen lassen wollen, als daß er
 nach der bescheidenen und gründlichen Ehre, eine
 wohlüberlegte bündige Auslegung mitzutheilen, ge-
 trachtet hätte. Sein Eifer um die Bekanntmachung
 der griechischen Theologen in der lateinischen Kirche,
 die frenlich in der Schriftauslegung und in der theo-
 logischen Gelehrsamkeit überhaupt, weit mehr geleis-
 tet hatten, als die Lehrer der letztern, trug viel zu
 dieser Methode bey. So arbeitete er damals an der
 Uebersetzung der Schrift des Didymus, vom hei-
 ligen Geiste, deren in dieser Geschichte (Zh. VII.
 S. 73.) bereits gedacht, und von der auch daselbst
 bemerkt worden ist, (S. 77.) daß Hieronymus
 allem Ansehen nach einige Veränderungen in der Ur-
schrift

3. n. Schrift vorgenommen habe. Auch übersezte er um
 E. 363. gleiche Zeit zwei Homilien des Origenes über das
 430. Hohelied; und man hat es ebenfalls schon ander-
 wärts (Th. IV. S. 53.) gelesen, welchen hohen Lob-
 spruch er dieser Arbeit in seiner Zuschrift an den Da-
 masus beigelegt habe.

Allein das Nüzlichste, was Hieronymus auf
 Begehren dieses Bischofs unternahm, war seine Ver-
 besserung der alten lateinischen Bibelübersetz-
 zung, die in der römischen Gemeinde gebräuchlich
 war. Man erinnert sich der Nachricht, welche hier-
 über bey der Geschichte des Gebrauchs der heiligen
 Schrift in diesem Zeitalter, ertheilt worden ist. (Th.
 IX. S. 121. fgl.) Es fand sich vielleicht damals kein
 anderer Lehrer der abendländlichen Kirche, bey dem so
 viele zu einer solchen Arbeit dienliche Eigenschaften
 vereinigt gewesen wären: Bekanntschaft mit der grie-
 chischen und römischen Sprachkunde, mit der alexan-
 drinischen Uebersetzung, nach welcher er das latei-
 nische alte Testament berichtigte, mit Handschriften
 derselben und der griechischen Urschrift im neuen, mit
 den Lehrern und gelehrten Schätzen der morgenländi-
 schen Gemeinen. Sein Schreiben an den Damas-
 sus, welches er den verbesserten vier Evangelien
 vorgesetzt hat, und welches sehr oft, besonders in den
 Ausgaben der Vulgata, gedruckt worden ist, giebt
 auch einen Beweis ab, daß er dabey bedachtsam, und
 nach richtigen Grundsätzen, wenn gleich bey dem alten
 Testament etwas eifertig, gehandelt habe. Herr
 D. Semler hat dieses Schreiben in der Vorrede zu
 Rich. Simons kritischen Historie der Uebersetzun-
 gen des neuen Testaments, zweyte Abtheilung, S.
 VIII-LVIII. Halle, 1780. (einer Uebersetzung, die
 so sehr verdiente, auf die angefangene Art vollständig
 zu werden,) mit vielen schaffsichtigen und gelehrten
 Erläuterungen bereichert. Er macht es ziemlich
 wahr-

wahrscheinlich, daß die nähere Veranlassung der vom Damaskus dem Hieronymus aufgetragenen Durchsicht der Evangelien darinne zu suchen sey, weil man auf Kirchenversammlungen und sonst mit den so stark von einander abweichenden lateinischen Handschriften derselben, gegen die Arianer nicht mehr auskommen konnte, und deswegen von ihnen beschimpft zu werden besorgen mußte. Hieronymus selbst gesteht, zu seiner Verbesserung griechische Handschriften gewählt zu haben, welche älter als Lucianus und Hesichius waren, die um den Anfang des vierten Jahrhunderts den griechischen Text bearbeiteten; deren Aenderungen aber nicht lange Beifall fanden. Wenn gleich Hieronymus in diesem Schreiben versichert, nur solche Stellen berichtigt zu haben, wo der Verstand es nothwendig machte; so ist er doch auch bisweilen etwas weiter gegangen, wo ein solches Bedürfnis gar nicht vorhanden war, und die Annäherung zur griechischen Urschrift vielmehr Dunkelheit verursachte. So hat er den panem quotidianum der lateinischen Uebersetzung in panem super substantialem ἄρτον ἐπιστόιον verwandelt. Er vollendete diese gesamte Arbeit erst nach einiger Zeit in den Morgenländern. Das Buch Hiob, die Psalmen, und das neue Testament, welche in dieser verbesserten Uebersetzung noch übrig sind, hat Martianay (Tom. I. Opp. Hier. p. 1185. sq.) mit den dazu gehörigen kritischen Zeichen abdrucken lassen.

n.
E. G.
363
bis
430.

Mittlerweile da Hieronymus in den Jahren 383. und 384. zu Rom, vom Damaskus aufgemuntert, so vielen Fleiß auf die Erklärung und Uebersetzung der heiligen Schrift wandte, stieg sein Ansehen auch durch andere Beschäftigungen und Umstände immer höher. Er widerlegte eben daselbst das Buch des Helvidius, worinne die Meinung, daß Maria beständig Jungfrau geblieben sey, und überhaupt die Vor-

J. n. Vorzüge, welche man der Jungfrauschaft vor der
 E. G. Ehe beizulegen gewohnt war, bestritten wurden, in
 363 einer besondern Schrift, von der bereits an einem an-
 614 dern Orte (Th. IX. S. 202. fg.) ein Begriff geg-
 430 ben worden ist. Es war nicht genug, daß er gewis-
 sermaassen den Lehrer des römischen Bischofs selbst
 abgab; verschiedene der vornehmsten Wittwen und
 Jungfrauen zu Rom, überließen sich auch völlig sei-
 nem Unterrichte und Rathe; er wurde daselbst der
 Hauptanführer der ascetischen Lebensart. Zwar
 hatte man das eigentliche Mönchsleben in dieser
 Stadt seit ohngefähr vierzig Jahren, durch den an-
 wesenden Athanasius kennen und schätzen gelernt.
 Allein es scheint nicht, daß daselbe dort sehr ausneh-
 menden Fortgang gewonnen habe, wo üppige Sitten,
 selbst bis zur Ecstasie, und sogar zuweilen bis zu
 den Bischöfen, so herrschend waren, wie man ander-
 wärts gesehen hat; (Th. VIII. S. 106. fg.) nicht
 zu gedenken, daß der Mönchsstand, seiner Stiftung
 noch getreu, in einer Stadt gar keinen zweckmäßigen
 Sitz nehmen konnte. Doch Hieronymus, der aus
 den ächten Wohnplätzen der Einsiedler und Mönche
 kam; ihre Strenge selbst geübt hatte, und noch nicht
 ganz verließ; der zur Empfehlung dieser bewunderten
 Frömmigkeit schon mit Feuer geschrieben hatte, sie
 noch mit so vieler schriftlichen und mündlichen Be-
 redsamkeit zu vertheidigen mußte; er, der Freund
 des Damasus, der über alle andere zu Rom hervor-
 ragende Schriftausleger, der alte Kenner dieser
 Hauptstadt, war mehr als irgend ein anderer Lehrer
 oder Mönch dazu geschickt, die andächtige Einsamkeit
 auch solchen Personen beliebt zu machen, auf welche
 gleichsam jeder Genuß in der Welt wartete.

Wie unermüdet Hieronymus in dieser Absicht
 zu Rom, und auch nach seiner Abreise aus dieser
 Hauptstadt, gehandelt, geredet und geschrieben, wie
 viel

viel er bey den angesehensten Römerinnen, zum Theil auch Römern und Christen anderer Gegenden ausgerichtet habe, das ist bereits in der allgemeinen Geschichte des Fortgangs und der Veränderungen des Mönchslebens in diesem Zeitalter, ausführlich erzählt worden. (Th. VIII. S. 349 = 376.) Außer der Geschichte der Marcella, die in einem frühern Theil dieses Werks ihre Stelle finden mußte, (Th. VI. S. 56. fg.) der ersten Nonne zu Rom, und zuletzt in der Nachbarschaft der Stadt, mit ihrer Freundin Principia, findet man daselbst Nachrichten von andern seiner berühmten Freundinnen und Schülerinnen, von der ältern Paula, ihren Töchtern Blesilla und Eustochium, ihrem Schwiegersohne Pammachius, ihrer Enkelinn Paula, von der Sabiola, den beiden Melania, der Suria und Salvina; ingleichen Auszüge seiner merkwürdigsten und hitzigsten Schriften zur Ausbreitung des Mönchslebens. Von allem diesem braucht hier nur so viel berührt zu werden, als in dem Zusammenhang seiner Lebensgeschichte gar nicht vermißt werden kann: und obgleich jene Stelle noch vieler Ergänzungen fähig ist; so dürfen doch nur diejenigen nachgeholt werden, ohne welche sich die Gesinnungen und Schicksale des Hieronymus nicht wohl beurtheilen lassen.

Marcella, diese reiche Wittwe, welche schon früher als er in Rom ankam, ein gottselig eingezogenes und rauhes Leben zu führen angefangen hatte, war die erste, welche ihn, ob er es gleich vermied, die Augen des vornehmen Frauenzimmers auf sich zu ziehen, durch ihr dringendes Bitten bewog, sie in der Erklärung der heiligen Schrift zu unterweisen. Ihre Mutter Albina, die Töchter derselben, und andere Freundinnen oder Bekannte von beiden, worunter die frommen Jungfrauen Asella, Marcellina und

^{e. n.} und Silicitas waren, empfanden bald eine gleiche
 E. G. Begierde. Von diesen Frauenzimmern umgeben;
³⁶³ las und legte ihnen Hieronymus die heilige Schrift
^{bis} aus. (Hieron. Epist. CXXVII. seu Marcellae Epi-
^{430.} taphium, p. 949. ed. Vallars. Epist. XLV. ad Asel-
 lam, p. 193. seq.) Man hat es nach Tilliemonts
 Muthmaßung, (Vie de St. Jérôme, p. 59. l. c.)
 zuversichtlich angenommen, daß er sogar bey der
 Marcella gewohnt habe: und er konnte solches,
 sagt dieser Schriftsteller, desto leichter ohne Beleidi-
 gung des Wohlstandes thun, da man aus dem Pho-
 tius weiß, daß die Paläste der römischen Großen
 damals am Umfange Städten ähnlich waren. Al-
 lein es wird dadurch weniger wahrscheinlich, weil er
 nicht allein mehrere Briefe zu Rom an die gedachte
 Wittwe geschrieben hat; sondern auch in einem der-
 selben (Epist. XLII. p. 190. ed. Vall.) die kleine
 Herberge, wo er sich aufhalte, ingleichen in einem
 andern (Ep. XXXII. p. 150.) den Boten nennt,
 welchen sie an ihn geschickt habe.

Ueberhaupt betrug sich Hieronymus bey dem
 vertraulichen Umgange, der aus diesen Zusammen-
 künften entstand, mit einer Schutzsamkeit, auf die er
 sich nachmals kühn berufen konnte. Marcella war
 ohnedieß gewohnt, keinen Geistlichen oder Mönch
 anders, als in Gegenwart eines dritten, zu sprechen.
 Er selbst lebte mit ascetischer Mäßigung, und
 wollte auch nur gleichgesinnte Schülerinnen haben.
 „Meine Feinde mögen sagen, so fordert er sie in ei-
 nem der vorher angeführten Briefe heraus, (Ep.
 XLV. p. 194.) was sie jemals an mir bemerkt ha-
 ben, das sich für einen Christen nicht geschickt hätte.
 Habe ich von irgend einer Geld, große oder kleine
 Geschenke angenommen? War meine Rede zwen-
 deutig, oder mein Auge muthwillig? Bin ich in das
 Haus von irgend einem üppigen Frauenzimmer gegan-
 gen?

gen? Haben mich seidene Kleider, schimmernde Edelgesteine, ein geschminktes Gesicht, oder die Begierde nach Golde hingerißen?“ Man hat nicht die geringste Ursache, zu zweifeln, ob diese Versicherungen wahr sind. Freylich gehörte eben keine überwiegende Neigung zur Spötteien, oder eine vorseßliche Verzerrung der gedachten Auftritte dazu, um es lächerlich oder doch seltsam zu finden, daß ein bejahrter Presbyter und Mönch sich unter alte und junge Wittwen und Jungfrauen setzt, ihnen die heilige Schrift erklärt, ihre Fragen daraus beantwortet, einen Briefwechsel über hebräische Worte und Redereien mit ihnen unterhält, und sie zum Theil in den Stand setzt, ezegetische Streitigkeiten zu entscheiden. Allein die fromme Gesellschaft behandelte nicht nur dieses Geschäft mit dem ernsthaftesten Religionseifer; sondern sie suchte auch in dem Außerordentlichen ihren Ruhm, und setzte sich über das Hohngelächter mit frohem Muthe weg. Hieronymus gestand nachmals, wie bereits oben (S. 10.) erzählt worden ist, daß er in jüngern Jahren seine Keuschheit nicht unverletzt erhalten habe; aber daß er damals, nach der großen Veränderung, die in seinen Gesinnungen und Sitten vorgegangen war, noch in einem übeln Ruf von dieser Art gestanden hätte, davon läßt sich keine Spur angeben.

3. n.
E. G.
363
bis
430.

Da die biblische und theologische Wißbegierde der Marcella beinahe unersättlich war: so wurde Hieronymus dadurch veranlaßt, ihr, während seines Aufenthalts zu Rom, mehrere Briefe, und darunter manche kleine Abhandlungen, zu schreiben, von denen noch sechszehn übrig sind. In einem dieser Briefe, (es ist der 25ste in der Vallarsischen Ausgabe, (p. 128. sq.) zeigt er ihr, auf ihr Verlangen, die zehn Namen Gottes bey den Hebräern an, und bestätigt dieselben mit biblischen Stellen.

J. r. Weder diese Anzahl, noch die Erklärung der Nah-
 E. G. men selbst, die sogar bey einem und dem andern fehlt,
 363 sind richtig genug. Unter andern bemerkt er, daß
 bis einige aus Unwissenheit den Nahmen Jehovah (יהוה)
 430. wenn sie ihn in griechischen Schriften fanden, wegen
 Aehnlichkeit der Buchstaben, ΙΙΙΙ gelesen haben;
 die Juden aber hätten geglaubt, daß dieser Name
 von vier Buchstaben (τετραγράμμων) nicht ausge-
 sprochen werden könne. In dem folgenden Briefe
 (Epist. XXVI. p. 130.) belehrt Hieronymus seine
 Freundin, daß die hebräischen Worte der Bibel,
 Halleluja, Amen, Maran Atha, Ephod, und
 andere mehr, deswegen in den griechischen Ueberset-
 zungen, und auch von den Aposteln beibehalten wor-
 den wären, damit, weil doch die erste Kirche aus Ju-
 den gesammelt ward, keine Neuerung zum Anstoß
 derselben vorgenommen würde; nachher aber, da das
 Evangelium auch zu den Heiden gekommen war,
 habe man hierinne keine Aenderung treffen können.
 Er erklärt zugleich die drey ersten der gedachten Wör-
 ter. — Das vierte, oder Ephod, ingleichen die
 Theraphim, erläutert er in einem andern Briefe.
 (Epist. XXIX. p. 137. sq.) Das erstere ist, wie er
 etwas weitschweifig dardhut, das leinene Kleid der
 Priester, bey dem Hohenpriester hingegen von einer
 weit prächtigern Zusammensetzung; das andere aber
 bedeutet den übrigen künstlichgearbeiteten priesterli-
 chen Schmuck. — Ein andermal schrieb er ihr einen
 Brief über das Sela oder Diapsalma in den Psal-
 men. (Epist. XXVIII. p. 133. sq.) Er tritt dem
 Aquila bey, welcher jenes Wort Allezeit übersetzt;
 glaubt, daß es das Vorhergehende mit dem Nachfol-
 genden verbinde; oder doch lehre, das Gesagte daure
 beständig fort; und bemerkt, daß die Hebräer am
 Ende ihrer Bücher eines von diesen Wörtern, Amen,
 Sela, oder Schalom (Friede, glückliche Vollen-
 dung,) wie die Römer ihr Explicit oder Feliciter
 setzten.

setzen. Dieses; fährt er fort, habe er aus der innersten Quelle der Hebräer geschöpft, nicht aus Vä- chen von Meinungen; und weil Marcella den neuen Most verachte, wolle er ihr alten Wein an einem übersetzten Briefe des Origenes vorsehen. Diesen Brief, in welchem nur die verschiedenen griechischen Uebersetzungen des Worts Sela vorkommen, hat Montfaucon (in Hexaplis Origenis Tom. I. in Praeliminarib. p. 80. sq.) zuerst in der Urschrift bekannt gemacht, und von ihm Vallarsi genommen. — Ueber zwei Stellen des 127sten Psalms breitet sich ein anderer Brief des Hieronymus aus. (Epist. XXXIV. p. 152. sq.) Seine Freundin hatte ihn gefragt, was darinne das Brodt des Schmerzens bedeute. Er bringt wieder die griechischen Uebersetzungen darüber her, und schließt damit, es werde darunter entweder die Lehre der Ketzer, oder die Mühseligkeit dieses Lebens verstanden. So beantwortet er auch die Frage, was eben daselbst filii excussorum sind, und findet, daß starke, mannbare Jünglinge dadurch angezeigt werden. — Zu einer andern Zeit beschreibt er ihr die Auslegungsschrift des Rheticius, eines gallischen Bischofs unter der Regierung des ältern Constantinus, über das Hohelied, als ein schlechtes Buch, worinne sogar die jüdische Stadt Tharschisch mit der Vaterstadt des Paulus, Tarsus, vermischt, und aus dem Golde Ophaz, wegen der Ähnlichkeit mit Kephaz, Petrus gemacht worden wäre. Er will also seiner Freundin die Schriften dieses Mannes, welche sie begehrt hatte, nicht schicken; daß er sie aber andern gegeben habe, komme daher, weil nicht alle einerley Speisen essen dürften; so wie Jesus in der Wüste viele mit Gerstenbrodt, nur wenige mit Weizenbrodt gespeiset habe. — Ueber die irrgläubigen Partheien ertheilt er ihr gleichfalls Unterricht. Ein Montanist hatte ihr die biblischen Stellen vorgehalten, in

J. n.
E. G.
363
bis
430.

J. n. denen der Erlöser den Tröster oder himmlischen
 E. G. Beistand zu senden verspricht, und dieses auf die Zei-
 363
 bis ten des Montanus gedeutet. Hieronymus wi-
 430. derlegt nicht nur diese Erklärung; (Epist. XLI.
 p. 185. sq.) sondern zeigt auch, warum die Mon-
 tanisten verworfen werden mußten. Erstlich, weil
 sie in der Glaubensregel von den Katholischen
 abwichen, indem sie mit dem Sabellius nur eine
 Person der Gottheit annahmen; (ein Vorwurf, der
 schwerlich bewiesen werden konnte,) zweitens, weil
 sie auch viele anstößige kirchliche Einrichtungen hät-
 ten. Wir, sagt er, sehnen uns zwar nicht nach der
 zweiten Ehe; erlauben sie aber doch, weil der Apo-
 stel den jungen Wittwen zu heyrathen befiehlt; sie
 hingegen nennen dieselbe einen Ehebruch. Wir be-
 gehen eine große Fastenzeit, nach der Vorschrift der
 Apostel, mit der ganzen Welt; sie feiern derselben
 drey, als wenn drey Erlöser gelitten hätten. Frey-
 lich ist es im ganzen Jahre, Pfingsten ausgenommen,
 erlaubt, zu fasten; aber es ist etwas anders, aus
 Nothwendigkeit, oder aus frehem Willen, ein Ge-
 schenk darbringen. Bey uns nehmen die Bischöfe
 die Stelle der Apostel ein: bey ihnen sind die Pa-
 triarchen die ersten; sodann folgen die Cenones,
 endlich die Bischöfe. Wir verstaten den Sündern
 die kirchliche Bußung; sie schließen fast vor jedem
 Vergehen die Thüren der Kirche zu. Der Unter-
 schied zwischen ihnen und uns besteht nur darinne: sie
 schämen sich, als wenn sie Gerechte wären, ihre
 Sünden zu bekennen; wir aber erlangen desto leicht-
 er Vergebung, weil wir Buße thun. Die geheis-
 men Schandthaten, welche den Montanisten beige-
 meßen wurden, wollte Hieronymus lieber nicht
 glauben; es sey schon offenbare Lasterung genug von
 ihnen, daß sie die vollkommene Erlösung der Men-
 schen erst durch die vom heiligen Geiste erfüllten An-
 führer ihrer Parthen vollziehen ließen. — Eben so
 be-

bestritt er in einem besondern Briefe an seine Freundin, (Ep. XLII. p. 183. sq.) die Meinung der Novatianer von der Sünde wider den heiligen Geist, worüber sie ihn befragt hatte. Sie behaupteten, nur ein Christ, der seine Religion verleugne, könne wider den heiligen Geist sündigen; nicht aber Juden, welche den Erlöser damals lästerten. Dagegen erinnert er aber, daß die heilige Schrift nur denen eine unverzeihliche Sünde zuschreibe, welche göttliche Wunderwerke den Teufeln beilegten, und fordert die Novatianer auf, zu beweisen, daß Christen, welche durch die Henden zum Opfern genöthigt worden sind, eine solche Lästerung vorgebracht hätten; indem die Verleugnung Christi nur unter dem Namen wider des Menschen Sohn begriffen sey.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Auch Paula veranlaßte ihn zu solchen biblischen und theologischen Schreiben. Als er einmal in ihrer Gegenwart den 119ten Psalm erklärte, sagte er, die ganze Sittenlehre sey darinne enthalten; gleichwie die Philosophen ihre Abhandlungen in physische, ethische und logische abtheilten, so handelte auch die heilige Schrift bald von der Natur der Dinge, wie das erste Buch Moses und der Prediger Salomons; bald von den Sitten, wie ebendesselben Sprüchwörter, und so viele Stellen in allen Büchern; bald von der Vernunftlehre, (Logica) statt welcher andere das Werk Theorice (die Wissenschaft des Anschauens) gebrauchten, wie in dem Hoheliede, in den Evangelien und apostolischen Schriften. Paula wollte nun wissen, was die hebräischen Buchstaben sagen wollten, nach deren Ordnung in dem gedachten Psalm, immer acht Verse nach einander, ihren Anfang nehmen. Hieronymus rechnet also zuerst (Epist. XXX. p. 144. sq.) andere alphabetische Psalmen oder Stellen im alten Testament, nach ihrem Unterschiede von einander, her; giebt sodann die Be-

S. 11. deutung eines jeden hebräischen Buchstaben an, zum
 E. G. Beispiel, daß Aleph so viel als Lehre, Beth ein
 363 Haus heiße, und so weiter; zuletzt aber sucht er den
 613 geheimen Sinn auf, der in der Verbindung dieser
 430. Bedeutungen mit einander liege. Zwen, drey oder
 vier Buchstaben des Alphabets nimmt er immer zu-
 sammen, und bringt solchergestalt bey den vier ersten
 heraus, daß, weil sie Lehre, Haus, Säule und
 Tafeln anzeigen, dadurch zu erkennen gegeben werde,
 die Lehre der Kirche, welche das Haus Gottes ist,
 sey in der Säule der göttlichen Bücher enthalten.
 Nachdem er diese spielende Deutungen, die selbst ei-
 nes andächtig gelehrten Frauenzimmers unwürdig
 waren, zu Ende gebracht hat, fragt er sie gleichwohl,
 ob es wohl ein heiligeres Geheimniß, ein angenehme-
 res Vergnügen, eine süßere Speise gebe, als derge-
 stalt in die verborgene Weisheit Gottes einzudringen?
 Man kann überdieß hinzusetzen, daß sich Hierony-
 mus nicht allein darinne, daß er in den alphabetischen
 Psalmen gewisse Versarten der Alten, den Trime-
 ter und Tetrameter Iambicus sucht, sondern auch
 einigemal in den angegebenen Bedeutungen der he-
 bräischen Buchstaben, die er größtentheils aus dem
 Eusebius (Praep. Evang. L. X. c. 5.) nahm, geir-
 ret habe. — Es ist auch noch ein anderer, aber ver-
 stümmelter Brief von ihm an die Paula vorhanden,
 (Ep. XXXIII. p. 151. sq.) worinne er mit ungemei-
 nen Lobsprüchen des Origenes, die anderwärts (Th.
 X. S. 134.) schon angeführt worden sind, ein Ver-
 zeichniß der Schriften desselben und des Varro mit-
 theilt, um zu zeigen, daß jener alle Griechen und
 Römer an der Menge solcher Arbeiten übertroffen
 habe.

In seinen übrigen Briefen an diese zwei Freun-
 dinnen, beschäftigt sich Hieronymus bald mit seinen
 Angelegenheiten, bald mit der Anpreisung anderer
 from-

men Christinnen. So findet man zween Briefe, f. n.
E. M.
363
bis
430. worinne er sich theils gegen den Vorwurf vertheidigt, (Ep. XXVII. p. 131. sq.) daß er wider die allgemeine Denkungsart, die Evangelien verbessere; theils seiner Vergleichung der hebräischen Bibel mit der Uebersetzung des Aquila gedenkt. (Epist. XXXII. pag. 150.) Auf der andern Seite stiftete er den gottseligen Frauenspersonen, Lea, Asella und Blesilla, (oder Blasilla) in diesen Briefen Denkmäler, (Ep. XXIII. de exitu Leae, p. 124. sq. Epist. XXIV. de laudibus Asellae, p. 126. sq. Ep. XXXVIII. de aegrotat. Blesillae, p. 171. sq. Epist. XXXIX. super obitu Blesillae, p. 174. sq.) aus welchen bereits an einem andern Orte (Th. VIII. S. 371. fg.) der merkwürdigere Inhalt bengebracht worden ist. Besonders ist der letztere dieser Briefe, der sich mit den Worten des Propheten anfängt: Wer wird meinem Haupte Wasser, und meinen Augen eine Quelle von Thränen geben, um weinen zu können: sehr lang, und so rührend als möglich abgefaßt, um die Mutter der Blesilla zu bewegen, daß sie derselben in dem Vorsatze, eine Nonne zu werden, nachfolgen möchte.

Denn eben dieses war das vornehmste Bestreben des Hieronymus bey dem römischen Frauenzimmer: er wollte junge und alte, Jungfrauen und Wittwen, vornehme und geringe, aber jene, denen es den stärksten Kampf kostete, am meisten, bereden, die Welt mit dem Kloster zu vertauschen. Daher kommen schon in den angeführten Briefen, außer den dringenden Ermahnungen dieses Inhalts, auch manche Warnungen vor, die günstigen Anlagen zu einer solchen Lebensart, die sich bey seinen Freundinnen fanden, nicht unterdrücken zu lassen. „Ich fürchte, so schreibt er einmal an die Paula, (Epist. XXX. p. 148. ed. Vall.) für deine Hauskirche, auch bey der größ-

J. n. ten Sicherheit, alles. Während daß der Hausvater
 E. G. schläft, kann der Feind Unkraut austreuen; wenn
 363 bis man sich gleich zu sagen erkühnte: Ich bin eine feste
 430. Stadt, die nicht belagert wird.“ Nichts aber ist
 unter diesen Ausbrüchen seines Eifers berühmter, als
 das Schreiben, oder vielmehr die lange Rede, welche
 er an die junge Eustochium, Tochter der Paula,
 gerichtet hat, um sie in dem Entschlusse, ehelos in ei-
 ner frommen Einsamkeit zu leben, nicht nur zu befe-
 stigen, sondern auch dabei zu leiten. (Epist. XXII.
 ad Eust. de custodia virginitatis, p. 87. fq. ed. Vall.)
 Man hat davon bereits in der Geschichte des Mönchs-
 lebens dieser Zeiten, (Th. VIII. S. 359. fgl.) einen
 Auszug gelesen, der hier nachgesehen werden muß;
 unterdeßen ist doch aus demselben noch eine Nachlese,
 die amfüglichsten in dem Leben des Hieronymus
 steht, übrig geblieben. Die Vorschriften, welche er
 seiner Freundin ertheilt, sind allerdings zu seinen
 Absichten sehr hinlänglich, und aus einer geübten
 Kenntniß menschlicher, insonderheit weiblicher Nei-
 gungen und Leidenschaften gezogen; wie unter andern
 die von ihm angepriesene Eingezogenheit, häufiges
 Fasten, Wachen, Gebet und Lesen, Entfernung von
 dem Umgange mit Frauen oder verdächtigen und
 heuchlerischen Jungfrauen und Wittwen, der Unter-
 richt eines Lehrers vom reifern Alter, und vornem-
 lich die Verwandlung der fleischlichen Liebe in eine
 geistliche. Allein er setzt auch dabei den Ehestand
 desto tiefer herab; mißbraucht Lehren und Ausdrücke
 der heiligen Schrift; reizt die Einbildungskraft durch
 die sonderbarsten Vorstellungen, und entwirft von
 den Sitten vieler Geistlichen, Wittwen und Jung-
 frauen zu Rom ein nicht bloß verächtliches, sondern
 auch lächerliches Bild. Dieses letztere schien zwar
 zur Warnung der Eustochium nothwendig zu seyn;
 ob es aber, mit so lebhaften Farben und so sorgfältig
 ausgemalt, auch mit der Klugheit auf allen Seiten
 über-

übereinstimmend gewesen sey, daran könnte man noch zweifeln; wiewohl der unbesonnenen Stellen in diesem Schreiben ohnedieß eine große Anzahl ist. „Flieh, schreibt er, (p. 98.) nicht bloß diejenigen, welche sich wegen der Ehrenämter ihrer Männer aufblasen, welche von Heerden Verschnittener umgeben werden, und deren Kleider mit Goldfäden durchwürt sind; sondern auch diejenigen, welche der Todt ihrer Männer, nicht ihr Wille, zu Wittwen gemacht hat: nicht, als wenn sie jenen Todt hätten wünschen sollen; sondern, weil sie die zur Keuschheit ertheilte Gelegenheit nicht gern angenommen haben. Jetzt aber wird bey ihrem bloß veränderten Kleide der alte Stolz nicht verändert. Vor ihren Tragsesseln geht eine Anzahl Verschnittener her, ihr Mund ist so roth, ihre Haut wird durch einen vollgestopften Körper so ausgespannt, daß man denken sollte, sie hätten nicht Männer verloren, sondern suchten dieselben. Ihr Haus ist voll Schmeichler, voll Gastmähler. Die Geistliche selbst, welche Muster der Lehre und auch der Schüchternheit seyn sollten, küßen die Köpfe der Matronen, und nehmen mit ausgestreckter Hand, (so daß man, wenn man es nicht wüßte, glauben sollte, sie wollten segnen,) die Preise des Grüßens. Jene aber, welche sehen, daß die Priester ihres Schutzes bedürfen, werden desto hochmüthiger, und ziehen, weil sie erfahren haben, wie herrschsüchtig Ehemänner sind, die Freyheit des Wittwenstandes vor, heißen daher keusch und Nonnen, und träumen nach einer zweydeutigen Mahlzeit, von Aposteln.“ Er bedient sich in andern Stellen des Briefs einer noch viel schwärzern Farbe, indem er die Wollust und Unzucht mancher römischen Wittwen und Jungfrauen abschildert. Aber was er von den dortigen Geistlichen und Mönchen sagt, gehört noch mehr an diesen Ort. „Damit es nicht scheine, als wenn ich bloß von den Weibern spräche: so fleuch auch die-

J. n.
E. G.
363
bis
430.

³⁶³
^{bis}
^{430.}
 nigen Männer, die du mit Ketten beladen siehst,
 die nach weiblicher Art, wider des Apostels Vor-
 schrift, ihr Haar tragen, die einen Bocksbart, einen
 schwarzen Mantel, und bloße gegen die Kälte abge-
 härtete Füße haben. Alles dieses sind Merkmale des
 Teufels. Solche Leute besetzete ehemals Rom am
 Antinus, und neulich am Sophronius. Wenn
 diese in die Häuser des Adels Eingang gefunden, und
 die mit Sünden beschwerten Weibchen betrogen ha-
 ben, indem sie stets lernen, und niemals zur Kennt-
 niß der Wahrheit gelangen: so stellen sie sich zwar
 traurig; wissen aber ihr vermeintes langes Fasten
 durch verstohlnes nächtliches Essen auszuwähnen. Es
 giebt andere, (ich rede von Leuten meines Standes,)
 welche darum Ältesten und Kirchendiener zu werden
 suchen, um die Weiber freyer sehen zu können. Ihre
 ganze Sorgfalt geht auf ihre Kleider; auch daß sie
 gut riechen, und die Füße unter einer weiten Haut
 nicht aufschwellen. Die Haare werden rund gekräu-
 selt; die Finger schimmern von Ringen, und damit
 ihre Fußsohlen kein feuchter Weg beneke, rühren sie
 ihn kaum mit der Spitze an. Wenn Du solche siehst,
 so solltest Du sie eher für Bräutigame, als für Geist-
 liche halten. Einige bemühen sich ihr ganzes Leben
 hindurch nur darum, die Mahmen, Häuser und Sit-
 ten der Matronen kennen zu lernen. Einen von ih-
 nen, den vornehmsten in dieser Kunst, will ich kurz
 beschreiben, damit Du desto leichter am Lehrer die
 Schüler erkennest. Er steht eifertig mit der Sonne
 auf; entwirft die Ordnung seiner Besuche, sieht sich
 nach einem kürzern Wege um, und der überlästige
 Alte geht beinahe bis in die Kammern der Schlafen-
 den. Wenn er ein zierliches Küßen oder Tuch, oder
 sonst etwas von Hausrath sieht: so lobt, bewundert
 und berührt er es; indem er klagt, daß es ihm fehle,
 preßt er es mehr aus, als daß er es erlangte, weil
 sich eine jede Frau fürchtet, den Stadtfuhrmann zu be-

beleidigen. Ihm sind Keuschheit und Fasten zuwider; eine Mahlzeit billigt er nach ihrem feinen Geruche, und einem gemästeten jungen Kraniche. Er hat ein barbarisches und freches Maul, das immer zu Schmähworten gewaffnet ist. Du magst Dich hinwenden wohin Du willst, so fällt er Dir zuerst in die Augen. Alle neue Gerüchte sind von ihm entweder aufgebracht oder vergrößert worden. In jeder Stunde wechselt er die Pferde; sie sind so nett, so muthig, daß man ihn für einen Bruder des Diomedes halten sollte.“ Man wird vielleicht bey diesen und ähnlichen Stellen des Briefs urtheilen, daß ein so frommer, so gelehrter und arbeitsamer Mann sich um dergleichen Armseeligkeiten und um die Stadtflatschereyen überhaupt etwas zu viel bekümmert, auch seine gottseelige junge Schülerinn, die manches davon gar nicht zu wissen brauchte, nur zu beredt damit unterhalten habe.

Genug, Hieronymus erreichte seine Absicht vollkommen, und vermuthlich durch dieses Mittel nicht am unkräftigsten. Er flößte seinen Freundinnen die äußerste Verachtung gegen die Sitten der vornehmen Welt, eines großen Theils von ihrem Geschlechte, von Lehrern und Mönchen, ein. Allem Ansehen nach, war dieses auch bisweilen die Materie seiner mündlichen Unterredungen mit ihnen; es bestärkte sie in dem Entschlusse, ihn allein zu ihrem geistlichen Führer zu wählen. Der heilige Stolz, den er in dem Schreiben an die Eustochium empfand, bemächtigte sich aller dieser Frauenzimmer. Es schien nur eine edle Werthschätzung von sich selbst zu seyn, die es nicht erlaubte, sich zu den herrschenden Ausschweifungen zu erniedrigen, und vielmehr darinne ihren schwer zu erringenden Vorzug setzte, hohen Stand, Reichthum, Ehre, Pracht, Vergnügungen, alles mit Füßen zu treten, um sich desto mehr der seltenern und

J. n.
C. G.
363
bis
430.
 und eigenthümlichen Gaben des Geistes und Herzens zu freuen. Weiß man außerdem, was es zu bedeuten habe, wenn vornehme oder junge Frauenzimmer gelehrt, und sogar in der Theologie geübt sind; so wird man sich keinen Augenblick darüber wundern, daß es ihnen sehr leicht wird, den beliebten Beschäftigungen und Ergötzlichkeiten ihres Geschlechts gänzlich zu entsagen. Es fuhr also in diese fromme Römerinnen ein unwiderstehlicher Trieb, die menschliche Gesellschaft zu verlassen, um für ihre Religionskenntniß und ihr Heil ungehindert sorgen zu können. Dieses äußerte sich besonders in der Familie der Paula. Ihre Tochter Blesilla, eine junge Wittwe, lebte nach den Vorschriften des Hieronymus, unter strengen Büßungen, und starb noch während seiner Anwesenheit zu Rom. Eustochium, ihre zweite Tochter, stürzte sich mit allem Eifer in eben diese Lebensart: und Paulla selbst faßte den Vorsatz, sich von Rom weg in die einsamen Gegenden der Morgenländer zu wenden.

Jetzt aber merkte Hieronymus, daß ihn gerade dasjenige, worauf er sich am meisten einbilden mochte, bey sehr vielen Einwohnern Roms verhaßt gemacht habe. Die Anverwandten der Frauenzimmer von Stande, die er aus allen ihren weltlichen und bürgerlichen Verbindungen zu reißen suchte, sahen ihn als einen Verführer an. (Epist. XXXIX. de obitu Blos. pag. 182. ed. Vallars.) Man hätte gern die Blesilla zu einer neuen Heyrath beredet; an statt dessen strengte sie ihren von einer kaum überstandenen Krankheit noch schwachen Körper durch Kasteiungen und Andachtsübungen aller Art, so heftig an, daß sie wahrscheinlicher Weise ihren nach einigen Monathen im Jahr 383. erfolgten Todt beschleunigt hat. Es ist anderwärts aus dem Schreiben ihres Lehrers an ihre Mutter angeführt worden, (Th. VIII. S. 357.) daß bey ihrem

ihrem Leichenbegängnisse das Volk selbst dieses geglaubt habe, und in laute Verwünschungen der Mönche ausgebrochen sey; daß es die Paula als eine von ihnen schändlich Betrogene, bedauert habe. Hieronymus befand sich, wie man eben daselbst gelesen hat, auf beiden Seiten in Belegenheit; er sah sich genöthigt, der Paula ziemlich bittere Vorwürfe, in einem fast schwärmerischen Anfalle zu machen, daß sie durch ihr übermäßiges Wehklagen über den Verlust ihrer Tochter, sich und ihm den ungerechtesten Argwohn zugezogen hätte; ob er gleich auch seiner Beredsamkeit frenen Lauf zum Lob der Tochter und Troste der Mutter läßt. Allein durch die heßlichen Abbildungen, welche er in seinem Briefe an die Eustochium von so vielen Personen beiderley Geschlechts zu Rom entwarf, hatte er sich auch nicht wenige und mächtige Feinde gemacht. „Ich mußte, so schrieb er in seinen spätern Jahren, zum Unterrichte der Jungfrau, die Nachstellungen des Teufels offenbaren. Diese Schrift aber beleidigte viele, weil ein jeder das Gesagte von sich verstand, und mich nicht als einen Erinnerer gerne hörte; sondern als einen Verleumder seines Lebens verabscheuete.“ (Epist. CXXX. ad Demetriad. p. 989. sq. ed. Vall.) Die sanfte Stimme einer freundschaftlichen Erinnerung läßt sich wohl in jenem Schreiben nicht hören; sondern mehr die Spötteren und das Hohngelächter eines unbarmherzigen Tadlers. Ohne Zweifel meint er auch in einer andern Stelle, die schon in der Geschichte des Didymus (Th. VII. S. 71.) beigebracht worden ist, unter dem Rathe der Pharisäer und der unwissenden Parthey, die sich wider ihn damals verschworen habe, die römische Geistlichkeit; obgleich Stilting (p. 478. sq.) sich viele Mühe giebt, wider den Baronius zu beweisen, Hieronymus habe unter diesen Ausdrücken die Vornehmen zu Rom überhaupt verstanden. Das mehrmals gedachte Schreiben mag auch

J. n.
C. G.
363
bis
430

auch andern, die sich dadurch nicht getroffen fanden,
 wegen der dreisten und ärgerlichen Bilder, die es von
 den ehrwürdigsten Gattungen der Einwohner Roms
 enthielt, anstößig gewesen seyn. Wenigstens warf
 Rufinus dem Verfasser nachmals in der Hitze ihrer
 Streitigkeit vor, (Investiv. in Hieron. L. II. p.
 412. sq. T. IV. Opp. Hier. P. II. ed. Mart.) daß
 es Henden, Abtrünnige, und alle Feinde der Kirche
 um die Wette abgeschrieben hätten, weil sie darinne,
 zu ihrem Vergnügen, alle Stände der Christen mit
 den schändlichsten Anklagen beschwert fanden. Dazu
 kam der Tod seines Freundes und Beschützers, des
 Bischofs Damasus, der im Jahr 384. erfolgt war.
 Sie hatten sich einander wechselseitig unterstützt:
 Hieronymus bat sich von dem Bischof in kirchlichen
 Zwistigkeiten eine Entscheidung aus, die ihn allein be-
 ruhigen könnte; und dieser erkannte ihn hinwiederum
 für seinen Lehrer in der Auslegung der heiligen
 Schrift. Man sah sogar den Hieronymus eine
 Zeitlang, wie er selbst erzählt, (Epist. ad Asellam,
 p. 194. ed. Vall.) beinahe allgemein für den würdig-
 sten Nachfolger des Damasus im Bisthum an.
 Aber nunmehr sank sein Ruf und seine Hochschätzung
 auf einmal darnieder. Man fand es sehr verwegen,
 daß er sich zum Sittenrichter der Vornehmen und
 Geistlichen aufgeworfen hatte; unter andern wurde
 es für unerträglich gehalten, daß er den Jungfrauen
 den Umgang mit Männern, und den Genuß des
 Weins hatte untersagen wollen. (Epist. XXV. ad
 Marcellam, p. 62. ed. Mart. Comment. in Epist. ad
 Galat. L. III. p. 302. T. IV. P. II. ed. Mart.) Alles
 fiel nun über ihn her; er hieß ein listiger Schleicher;
 ein Lügner und Betrüger, der seine Kunst dem Sa-
 tan abgelernt habe; man spottete über seinen Gang,
 sein Lachen, sein Gesicht, und suchte das Schlimmste
 unter seinem einfachen Betragen. (Epist. ad Asell. p.
 193. ed. Vall.) Es stand sogar ein Mensch auf, der
 ihn

ihn und die Paula einer unzüchtigen Vertraulichkeit beschuldigte; der jedoch auf der Folter gestand, daß er ein Verleumder sey, ohne daß ihm solches diejenige glauben wollten, welche seinen schändlichen Vorwurf gar nicht bezweifelt hatten. (ibid. p. 194.)

n.
C. G.
363
bis
430.

Mit demjenigen Muthe, welchen das Bewußtseyn der Unschuld und der besten Absichten giebt, betrug sich auch Hieronymus bey diesem fast allgemeinen Geschrey wider ihn. Er verachtete seine Feinde, und begnügte sich daran, daß ihn seine Freundinnen besser kannten, daß sich die Ursachen so leicht erklären ließen, warum sich die günstige Meinung von ihm in die nachtheiligste verwandelt hätte. In dem schon oft angeführten Schreiben an die Asella, worinne er sich nicht sowohl vertheidigte, als auf durchgehends anerkannte Thatsachen kühn berief, schreibt er unter andern: „Also gab es keine andere Matrone zu Rom, die mein Gemüth hätte bezwingen können, als diejenige, welche immer trauerte und fastete, vom Schmutz strotzte, durch Weinen beinahe blind geworden war? welche die Sonne oft angetroffen hat, nachdem sie ganze Nächte hindurch die Erbarmung des Herrn angerufen hatte? deren Lied die Psalmen, deren Gespräch das Evangelium, deren Ergößlichkeiten Enthalttsamkeit, deren Leben Fasten war? Hat mich keine andere vergnügen können, als diejenige, die ich niemals essen gesehen habe? Aber freylich, nachdem ich angefangen habe, sie so zu verehren und hochzuschätzen, als es ihre Keuschheit verdiente, haben mich sogleich alle Tugenden verlassen!“ (l. c. p. 194.)

Seine Sprache wird hier, wie man sieht, und auch in andern Stellen des Briefs, ziemlich spöttisch. Allein das sind Kleinigkeiten gegen das bittere Hohn-
gelächter, womit er einen gewissen Onasus, oder, wie andere den Namen gelesen wissen wollen, Bo-
nasus

Q. n. betrifft: so dachte Hieronymus nicht einmal daran, E. G. wie viel mehr noch gegen die ihm gemachten Vorwürfe durchzufechten sey; unter andern dieses, daß er ein Recht und christliche Verbindlichkeit habe, vornehme Römerinnen in einen für die menschliche Gesellschaft unnützen, und sich oft selbst lästigen Zustand zu locken; daß man bey einer gewissenhaften Beobachtung seiner Bestimmungen und Pflichten, doch, ohne die Welt zu räumen, nicht auf eine gottgefällige Art tugendhaft seyn könne; und ähnliche Widersinnigkeiten mehr, die aus der uneingeschränkten und schwärmerischen Empfelung des Klosterlebens fließen. Doch Marcella selbst war, mit der unbändigen Zunge und Feder des Hieronymus nach und nach unzufrieden geworden. „Ich weiß, schreibt er einmal an sie, (Epist. XXVII. p. 132. ed. Vallars.) daß Du, wenn Du dieses liest, die Stirne runzeln, und befürchten wirst, meine Freyheit möchte wieder ein Pflanzgarten von Zänkeren werden; Du wirst mir, wo möglich, den Mund mit dem Finger zudrücken, damit ich mich nicht unterstehe, dasjenige zu sagen, was andere sich nicht schämen zu thun.“ Diese Erinnerungen seiner Freundin hätten allerdings eine Ueberlegung mit sich selbst veranlassen sollen, ob die scharfen Mittel, welche er wählte, die Sittenlosigkeit einer großen Stadt zu bessern, oder seine Schülerinnen davor zu warnen, nicht mehr Erbitterung hervorbringen möchten. An statt dessen antwortete er ihr, daß er nur noch wenig, und lange nicht das Aergste gesagt habe; er nennt seine Gegner, welche seine Verbesserung der lateinischen Bibelübersetzung getadelt hatten, zweyfüßigte Esel, und wendet zu ihrer Erniedrigung, biblische Stellen auf sie und sich an.

Ben solchen Gesinnungen und Umständen, war der Entschluß, welchen Hieronymus faßte, Rom zu verlassen, für ihn der rathsamste. Paula war dazu

schwärenden Krähe Einhalt thun; es mag also die große Krähe erkennen, wie stinkend ihr Plaudern sey! Gibt es denn in Rom nur einen einzigen Menschen, dem die Nase durch eine schändliche Wunde verstümmelt ist? (Ein Vers aus der Aeneis.) Wägt denn der einzige Onasius von Segesta hohle, gleich Blasen angeschwollene Worte, mit aufgeblasenen Backen ab? Ich sage, daß einige durch Schandthaten, Meineid und Falschheit zu gewissen Würden gelangt sind; was geht das Dich an, der Du Deine Unschuld kennest? Ich lache über einen Sachwalter, der noch eines rechtlichen Beistandes bedarf; ich rämpfe die Nase über eine elende Beredsamkeit; was geht das Dich an, der Du beredt bist?“ Und so geht es noch weiter in diesem Schreiben fort, bis der Verfasser in gleichem Tone schließt: „Ich will Dir einen Rath geben, was Du verbergen müßest, um schöner zu werden. Laß die Nase im Gesichte nicht sehen! Laß Deine Stimme gar nicht hören! so kannst Du das Ansehen eines wohlgebildeten und beredten Menschen bekommen.“

J. n.
E. G.
363.
bis
430.

Alles dieses war nun zwar lustig genug zu lesen; obgleich der Witz etwas einförmig ist, und die Wortspiele zu oft wiederkommen; aber im Grunde wurde dadurch nichts weiter bewiesen, als daß ein schlechter Mensch zu Rom nicht alles auf sich allein deuten dürfe, was Hieronymus von den Ausschweifungen dieser Hauptstadt geschrieben hatte. Seine übrigen Gegner konnte er dadurch unmöglich zum Stillschweigen bringen: er hatte in dem Schreiben an die Eustochium, mitten unter seinem beißenden Tadel anderer, nicht wenig Blößen gegeben, zum Theil sogar höchst ungereimte Einfälle, wie den von einer Schwiegermutter Gottes, ausgeframt. Was aber seine an sich vollgültige Rechtfertigung des vertrauten Umgangs mit den römischen Frauenzimmern

Q. n.
E. G.
363
bis
430.
 betrifft: so dachte Hieronymus nicht einmal daran, wie viel mehr noch gegen die ihm gemachten Vorwürfe durchzufechten sey; unter andern dieses, daß er ein Recht und christliche Verbindlichkeit habe, vornehme Römerinnen in einen für die menschliche Gesellschaft unnützen, und sich oft selbst lästigen Zustand zu locken; daß man bey einer gewissenhaften Beobachtung seiner Bestimmungen und Pflichten, doch, ohne die Welt zu räumen, nicht auf eine gottgefällige Art tugendhaft seyn könne; und ähnliche Widersinnigkeiten mehr, die aus der uneingeschränkten und schwärmerischen Empfelung des Klosterlebens fließen. Doch Marcella selbst war, mit der unbändigen Zunge und Feder des Hieronymus nach und nach unzufrieden geworden. „Ich weiß, schreibt er einmal an sie, (Epist. XXVII. p. 132. ed. Vallars.) daß Du, wenn Du dieses liest, die Stirne runzeln, und befürchten wirst, meine Freyheit möchte wieder ein Pflanzgarten von Zänkeren werden; Du wirst mir, wo möglich, den Mund mit dem Finger zudrücken, damit ich mich nicht unterstehe, dasjenige zu sagen, was andere sich nicht schämen zu thun.“ Diese Erinnerungen seiner Freundin hätten allerdings eine Ueberlegung mit sich selbst veranlassen sollen, ob die scharfen Mittel, welche er wählte, die Sittenlosigkeit einer großen Stadt zu bessern, oder seine Schülerinnen davor zu warnen, nicht mehr Erbitterung hervorbringen möchten. An statt dessen antwortete er ihr, daß er nur noch wenig, und lange nicht das Aergste gesagt habe; er nennt seine Gegner, welche seine Verbesserung der lateinischen Bibelübersetzung getadelt hatten, zweyfüßigte Esel, und wendet zu ihrer Erniedrigung, biblische Stellen auf sie und sich an.

Bey solchen Gesinnungen und Umständen, war der Entschluß, welchen Hieronymus faßte, Rom zu verlassen, für ihn der rathsamste. Paula war dazu

dazu schon bereit. Einen gleichen Vorsatz suchte er auch der Marcella einzulösen; daher beschrieb er ihr die mannichfaltigen Zerstreuungen und sündlichen Reizungen, die sich in der Hauptstadt fänden, und dagegen die Vortheile des einsamen ländlichen Lebens für fromme Christen so lebhaft. (Epist. XLIII. p. 190. sq. ed. Vallars.) Als er bereits ins Schiff steigen wollte, im August des Jahrs 385, schickte er noch der Asella das oftmals genannte Schreiben zu, (Ep. XLV. p. 193. sq.) wo er unter andern Gott dankt, daß er würdig sey, von der Welt gehaßt zu werden. Bete, sagt er, daß ich von Babylon nach Jerusalem zurückkehre, damit nicht Nebukadnezar, sondern Jesus, der Sohn Josedeß, über mich herrsche; damit Esras, das heißt, der Helfer, komme, und mich in mein Vaterland zurück führe. War ich nicht ein Thor, daß ich das Lied des Herrn in fremdem Lande singen wollte? daß ich mich vom Berge Sinai entfernte, und aus Aegypten Hülfe verlangte?“ Er eilte mit eben so vieler Freude als Verachtung gegen Rom, weg, und ließ seinen übrigen Freundinnen, durch die Asella melden: „Vor dem Richterstuhl Christi werden wir gemeinschaftlich stehen; da wird es sich zeigen, in welcher Gemüthsfassung ein jeder gelebt habe.“

3. n.
C. G.
363
bis
430.

Er reiste also mit seinem Bruder Paulinianus und einigen Mönchen, in die Morgenländer zurück. Zu Antiochien, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, traf auch Paula mit ihrer Tochter Eustochium ein: und mitten in dem folgenden Winter begab sich diese Gesellschaft auf den Weg nach Palästina. Andächtige Empfindungen durch den Anblick so vieler Dörfer und Gegenden dieses Landes, welche der Schauplatz von den Thaten der größten und berühmtesten Männer israelitischer und christlicher Religion gewesen waren; auch wohl gar noch, wenigstens nach der

in Widerspruch stehe. In dem gedachten
 Epist. XLIV. p. 545. ed. Mart.) wird
 nicht allein alles zusammengefaßt, was nur eine ent-
 fernte Aehnlichkeit mit Wallfahrten ins gelobte Land
 hat, wie der göttliche Ruf an den Abraham, Chal-
 daa zu verlassen; ingleichen was die Vorzüge des
 christlichen Palästina vor dem ehemaligen jüdischen,
 zeigen soll; sondern es wird auch eine überaus rei-
 zende Beschreibung von dem Zusammenflusse so vieler
 Menschen aus fast allen Nationen, zu Jerusalem,
 und noch mehr zu Bethlehem, gemacht. „Da ist,
 sagt der Verfasser, gar kein Stolz, sondern nur Be-
 streben, es einander an Demuth zuvorzuthun. Es
 giebt da weder Unterschied noch Bewunderung der
 Kleider. Man schätzt einen nicht höher, weil er viel
 fastet; man verdammt aber auch denjenigen nicht,
 welcher sich satt ißt. Keiner verurtheilt den andern,
 damit er nicht von dem Herrn verurtheilt werde; und
 die Lästerungssucht, die in andern Ländern so gewöhn-
 lich ist, findet hier gar keinen Platz; eben so wenig
 Heppigkeit und Wollust.“ Man erachtet leicht, daß
 diese absichtlichen Lobpreisungen nicht so gar buchstab-
 lich genommen werden dürfen.

Eine kleine Celler in der Nähe von Bethlehem,
 war seit dem Jahr 386, die Wohnung des Hierony-
 mus, bis er, allem Ansehen nach, zwei oder drei
 Jahre darauf, als Paula Mönchs- und Nonnen-
 wohnungen daselbst bauen ließ, auch darinne einen
 geräumigern Aufenthalt bekam. Eben diese seine
 Freundin versorgte ihn mit grober Kleidung und
 schlechter Kost. Brodt, Wasser und Hülsenfrüchte
 waren die einzigen Nahrungsmittel, die er für seine
 Lebensart schicklich hielt. Er blieb in diesem einsa-
 men Sitze bis an seinen Todt, und gab zugleich einen
 Vorsteher anderer mit ihm verbundenen Mönche ab.
 (Hieron, Epist. CVIII, Epitaph. p. 706. Ed.

LXXIX. ad Salvinam, pag. 497. Epist. CXXX. ad Demetriad. p. 977. ed. Vall. advers. Iovin. L. II. p. 203. sq. ed. Mart. Pallad. Hist. Lausiac. c. 78.)

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Da indeß Hieronymus kein gemeiner Mönch war, dessen Geist durch Andachtsübungen und Kasteiungen ganz hätte befriedigt werden können: so fieng er sogleich an, auch daselbst sowohl seiner Lern- als Lehrbegierde freyen Lauf zu lassen. Lesen und Schreiben machten, wie Sulpicius Severus erzählt, (Dial. I. c. 9. p. 250. ed. Berol. 1668. 12.) fast seine unaufhörliche Beschäftigung bey Tage und bey Nächte aus. Um insonderheit seine schon angefangene Bekanntschaft mit dem Hebräischen noch mehr zu erweitern, ließ er sich, ohngeachtet seiner Abneigung gegen die Juden, durch einen Gelehrten dieser Nation, Baranina, in der gedachten Sprache unterrichten. Dieser kam deswegen, aus Furcht vor den Juden, des Nachts zu ihm. (Ep. LXXXIV. p. 520. ed. Vall.) Rufinus, der damals sein vertrauter Freund war, machte ihm zwar in der Folge, da sie heftige Feinde geworden waren, den spöttisch bitteren Vorwurf, daß er an statt Christi den Barabas gewählt, von demselben manche geheime Lehren, und außerdem die Hoffnung einer Auferstehung des Fleisches, nicht in der Kraft, sondern in der Zerbrechlichkeit, nach dem tödtenden Buchstaben, nicht nach dem lebendigmachenden Geiste, angenommen habe. (Rufini Invektiv. in Hieron. L. II. p. 424. ed. Mart.) Allein Hieronymus begegnete diesem Fehlerstreiche, dergleichen er sich auch genug zu erlauben pflegte, gerade wie er es verdiente. (Apolog. advers. Rufin. L. I. p. 363. ed. Mart.) Glaubwürdiger ist eben dieser Rufinus, indem er meldet, (Invektiv. in Hieron. L. II. p. 420. ed. Martian.) daß Hieronymus auch noch in seinem Kloster zu Bethlehem, nicht allein sich mit dem Plato, Cicero, und

3. n. andern großen Händen beschäftigt; sondern auch flei-
 363 E. G. nen Knaben, die man ihm zur frommen Erziehung
 bis anvertraute, solche alte Schriftsteller erklärt habe.
 430.

Frenlich aber blieb das Forschen in der heiligen Schrift, und die Auslegung derselben, die liebste und anhaltendeste aller seiner Arbeiten. Paula und Eustochium, deren Wißbegierde sich auch völlig auf diese Seite gelenkt hatte, munterten ihn dazu desto mehr auf. Die erstere verlangte, wie er in ihrer Gedächtnißschrift sagt, (Epist. CVIII. Epitaphium Paulae, p. 713. sq. edit. Vallars.) daß er ihr und ihrer Tochter die ganze Bibel erklären möchte. Er weigerte sich dessen aus Bescheidenheit; mußte aber endlich ihren dringenden Bitten nachgeben, und sie lehren, was er von berühmten Kirchenlehrern gelernt hatte. Wenn er irgendwo zweifelhaft war, und seine Unwissenheit gestand: so beruhigte sie sich dabey nicht; sondern nöthigte ihn, aus den verschiedenen Meinungen ihr diejenige anzuzeigen, welche er für die wahrscheinlichste hielt.

Aus diesen Bemühungen des Hieronymus erwachsen gar bald besondere biblische Erklärungschriften, die er auch zum Theil für seine entfernte Freundin Marcella aufsezte, um ihren Schmerz über den Todt ihrer Mutter Albina zu lindern. Zuerst also widmete er der Paula und ihrer Tochter seine Auslegung des Briefs Pauli an den Philemon. In der Einleitung zu derselben, (Exposit. in Epist. ad Philem. p. 441. sq. Tom. IV. Opp. P. I. ed. Mart.) widerlegt er diejenigen, welche diesen Brief nicht unter die Briefe Pauli rechneten, weil er nicht alles als Apostel und im Nahmen Christi geredet habe. Die menschliche Schwachheit, sagten sie, konnte nicht die ununterbrochene Würksamkeit des heiligen Geistes ertragen; auch kommen in diesem und
 in

in andern Briefen des Apostels so unbedeutende Kleinigkeiten vor, daß, wenn er ja von ihm herrühren sollte, er ein bloßes Empfelungsschreiben, und kein erbaulicher Aufsatz heißen kann; wie er denn auch von den meisten Alten verworfen worden ist. Darauf antwortet der Verfasser, diejenigen, welche diesen Brief für ächt hielten, behaupteten, er würde niemals in der ganzen Welt angenommen worden seyn, wenn man ihn nicht für eine Arbeit des Apostels angesehen hätte; die Stellen von geringfügigem Inhalte mußten auch andere seiner Briefe verdächtig machen; natürliche unschuldige Handlungen des Körpers hinderten den Einfluß des Geistes Gottes nicht; sogar Marcion habe, ob er gleich alle andere Briefe Pauli antastete, dennoch diesen stehen gelassen; und weder die edle Einfalt, noch die Kürze desselben könne ihm zum Vorwurfe gereichen. Die Auslegung selbst von diesem Briefe ist nicht allein weitläufig; sondern auch, (ohngefähr wie gottseelige Frauenspersonen, die keine bestimmten Geschäfte hatten, sie brauchten,) durch allerhand beiläufige Fragen und Betrachtungen ausgedehnt worden. Hieronymus untersucht zuerst, wenn und warum der Name Saulus in Paulus verändert worden sey? bestimmt die Zeit, wenn dieser und andere Briefe Pauli geschrieben worden sind; zeigt, wer Onesimus und Archippus gewesen sind; findet Gelegenheit, die Frage zu beantworten, warum Gott den Menschen nicht unveränderlich gut geschaffen habe? erklärt, wie zuweilen das Böse eine Veranlassung des Guten werde? und bringt andere, bisweilen zu spitzfindige oder gezwungene allegorische Erläuterungen bey.

Gleich nach dieser Arbeit, setzte er seinen Commentarius über den Brief Pauli an die Christen in Galatien, in drey Büchern auf. (Commentar. in Ep. ad Galatas, p. 221 - 318. l. c.) Er sagt in

J. n. der Vorrede über das erste Buch, zu seinen beiden
 E. G. Freundinnen in Bethlehem, er unternehme ein bis-
 363 her im Lateinischen nicht versuchtes Werk, und das
 bis selbst unter den Griechen, nur einige wenige nach
 430. Würden ausgeführt hätten. Zwar habe Cajus Ma-
 rius Victorinus, ein Lehrer der Beredsamkeit zu
 Rom, über die Briefe des Apostels geschrieben; al-
 lein es habe ihm an Bekanntschaft mit der heiligen
 Schrift gefehlt. Er, Hieronymus, wäre hierbey
 desto vorsichtiger und schüchterner geworden; er sey
 daher, im Bewußtseyn seiner Schwäche, den Erklä-
 rungen des Origenes über diesen Brief gefolgt.
 Auch habe er die Auslegungen des Didymus, des
 Apollinaris, des alten Kezers Alexander, des
 Eusebius von Emesa, und des Theodorus von
 Heraclea über eben denselben Brief gelesen, alles
 dieses im Gedächtniß gesammelt, und dem Geschwind-
 schreiber sowohl vieles davon, als von seinen eigenen
 Gedanken, in die Feder gesagt; ohne sich an Ord-
 nung, Worte und Verstand selbst genau zu erinnern.
 Noch bemerkt Hieronymus in der Vorrede, daß
 dieser Brief mit dem an die römischen Christen ab-
 gelassenen einerley Inhalts sey; der Unterschied zwi-
 schen beyden aber darinne bestehe, daß Paulus gegen
 die Christen zu Rom tiefere Gründe und einen leh-
 renden Vortrag gebrauche; die Galater hingegen,
 in einem auch für Thoren faßlichen Ausdrucke, mehr
 schelte, als belehre. Zwar habe der Apostel in al-
 len seinen Briefen darauf gedrungen, daß Moses
 Gesetz dem Evangelium weichen müsse. Allein in
 den beiden gedachten Briefen sey es vorzüglich gesche-
 hen; der an die Galater gerichtete habe es besonders
 mit bekehrten Händen zu thun, welche sich durch das
 Ansehen falscher Lehrer zu der Meinung hätten ver-
 führen lassen, daß Petrus und Jacobus, und alle
 Gemeinen in Judäa, das Evangelium mit dem
 alten Gesetze vermischet hätten; daß Paulus selbst
 anders

anders in Judäa, und anders vor den Henden, dar-
über lehre, und daß sie also vergeblich an den Gefreu-
zigten glaubten, wenn sie dasjenige vernachlässigten,
was die vornehmsten Apostel beobachteten. Daher
gehe Paulus hierinne eine solche Mittelstraße; er
zeige, daß Petrus die ihm anvertrauten Juden vor
Aergerniß an dem Kreuze habe verwahren, und ihrer
gewohnten Lebensart schonen müssen; er dagegen bei
den ihm angewiesenen Henden, dasjenige billig als
Wahrheit vertheidigt habe, worüber sich jener mit
flugem Nachgeben verstellt erklärte. (pro dispensa-
tione simulet.) Porphyrius habe dieses nicht
verstanden, und daher beiden Aposteln Fehler, ja we-
gen ihrer Uneinigkeit eine erdichtete Lehre vorgewor-
fen.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Diese Beantwortung des Widerspruchs zwischen
den zwei Aposteln, hat Hieronymus, wie bereits
an einem andern Orte ausführlich erzählt worden ist,
(Th. IX. S. 348. fol.) nicht allein in der Erklärung
des Briefs an die Galater angebracht; sondern sich
auch dadurch einen Angriff des Augustinus zugezo-
gen, der ihn nach und nach bewog, seine Meinung zu
verlassen. Es ist auch in der angeführten Stelle
(S. 350. vergl. mit S. 264.) gezeigt worden, wie
geläufig dem Hieronymus diese Methode, sich von
Einwürfen und Schwierigkeiten loszumwickeln, (das
heißt, eine vermeinte kluge Verstellung anzunehmen,)
gewesen sey; wie oft sie auch andere der angesehensten
Lehrer seiner Zeit auf biblische Auslegungen oder thea-
logische Streitigkeiten angewandt haben. Ueberhaupt
aber lernt man aus dieser Vorrede des Hieronymus
die Entstehungsart seiner Erklärungsschriften über
die Bibel sehr genau kennen. Er trug in dieselben
alles zusammen, was er bei den vornehmsten griechi-
schen Exegeten, vom Origenes an, sollte auch der
Ruf ihrer Rechtgläubigkeit noch schlechter gewesen
seyn,

9. n. seyn, als dieses seiner, über die Bücher der heiligen
 E. G. Schrift gelesen hatte; streuete darunter seine eigenen
 363 Erklärungen ein; nahm sich nicht einmal die Mühe,
 bis
 430. beiderley Meinungen von einander unterscheidend ab-
 zuondern, und sah sich auch genöthigt, diesen ge-
 mengten Vorrath ziemlich eilfertig zu Papier bringen
 zu lassen. Man muß sich wundern, daß er geglaubt
 hat, eine solche Mischung könne eine recht nützliche
 Erklärung der Bibel, zumal für Frauenzimmer,
 heißen; und noch mehr, daß er, wie auch schon an-
 derwärts mit seinen eigenen Worten bemerkt worden
 ist, (Th. IX. S. 349.) den Gelehrten hat zumuthen
 können, sie möchten, wenn sie ihm etwas Verwerf-
 liches in seinen exegetischen Arbeiten zur Last legen woll-
 ten, erst nachforschen, ob es auch wirklich ihm, oder
 den griechischen Auslegern zugehöre. Auf gleiche
 Art schreibt er gegen den Rufinus, (Apolog. I. ad-
 vers. Rufin. p. 373. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.)
 er wolle alles Fehlerhafte in seiner Auslegung des
 Briefs an die Epheser für das Seinige erkennen,
 wenn er nicht angeben könne, aus welchem Griechen
 er es übersetzt habe. In eben demselben Buche be-
 stimmt er es noch ausdrücklicher, wie Erklärungs-
 schriften der Bibel eingerichtet seyn müssen. „Ich
 „bin, sagt er, (l. c. pag. 365. sq.) in der Erklärung
 „des Briefs an die Epheser, dem Origenes und
 „Didymus und Apollinarius, welche gewiß entge-
 „engesetzte Glaubenslehren haben, dergestalt gefolgt,
 „daß ich die Wahrheit meines Glaubens nicht ein-
 „büßte. Was ist die Beschäftigung von Aus-
 „legungsschriften? Sie zeigen an, was ein an-
 „derer gesagt hat: dunkle Stellen klären sie
 „durch deutliche Worte auf; sie sammeln viele
 „Meinungen, und sagen: Diese Stellen haben
 „einige so, und andere so erklärt; jene suchen
 „den von ihnen festgesetzten Verstand durch
 „folgende Zeugnisse und Gründe zu bestärken;
 „damit

„damit der kluge Leser, wenn er die verschiedenen Erklärungen gelesen, und die beifallswürdigen oder tadelhaften Meinungen von vielen kennen gelernt hat, urtheilen möge, was wahr sey, und gleich einem guten Wechsler, die falsche Münze verwerfe.“ J. n. C. G. 363 bis 430.
 Hier wird nicht allein vorausgesetzt, was so selten eintrifft, daß jeder Leser einer biblischen Auslegungsschrift im Stande sey, die unter einander geworfenen Meinungen von sehr verschiedenem Werthe zu prüfen, und darunter zu wählen; sondern Hieronymus behält sich auch das seltsame Recht vor, seine wahren Gedanken unter dieser Vermischung zu verstecken; nur für die wenigen nicht, welche die griechischen Ausleger selbst damit vergleichen könnten. Freylich merkt man wohl, daß er bey seinen Auszügen aus den eben genannten Schriftstellern, die es so sehr verdienten, den Abendländern bekannter zu werden, zugleich dafür habe sorgen wollen, den Ruf des reinen Glaubens nicht zu verlieren. Allein, daß er dadurch nicht einmal diese Absicht erreicht, noch weniger einen gemeinnützlichen Commentarius hervorgebracht habe, ist ihm zum Theil schon vom Rufinus vorgerückt worden. (Rufin. Invektivar. in Hieron. L. I. p. 386. ed. Martian.)

An sich ist zwar die Erklärungsschrift des Hieronymus über den Brief an die Galater, zu der nächsten Bestimmung, welche er ihr für seine Freundinnen gab, nicht ganz unbrauchbar. Er hat darinne den Wortverstand fleißig, und oft glücklich erörtert; er bringt auch allerhand Erläuterungen und Betrachtungen bey, die, ohne immer nothwendig zu seyn, doch ihren Nutzen haben. Wenn man aber die übertriebene Weitschweifigkeit gewahr wird, in welche er eben dadurch, auch durch Widerlegung der Ketzer, durch mystische Deutungen, durch Anführung solcher Erklärungen, die keiner Meldung werth waren, und

ver-

n.
363
bis
430.
 schiedene gelegentliche Ausschweifungen gerathen ist; wenn man den Mann, der auch hier seine hebräische Sprachwissenschaft zuweilen blicken läßt, in der Beleuchtung der Hebraïsmen nicht sonderlich geübt findet, und überhaupt weniger einen das Ganze überschauenden und aufklärenden Ausleger, als einen Führer sieht, der nur hin und wieder einen Gang aufstellt: so erkennt der Leser, daß ihn schon die Vorrede des Verfassers zu keinen hohen Erwartungen über diesen dunklern Brief berechtigt habe. Gleichwohl konnte es nicht fehlen, daß ein Schriftsteller von solchen Gaben, auch bey einem nicht festen, noch mit aller Ueberlegung ausgeführten Entwurfe, doch einiges anbrachte, woben sich auch die gelehrte Nachwelt verweilen kann. Für die Kritik ist seine Anzeige merkwürdig, daß Galat. C. III. v. 1. die in unserer Uebersetzung ausgedrückten Worte: Daß ihr der Wahrheit nicht gehorchet, in den Handschriften des Origenes gefehlt haben; ingleichen bey C. V. v. 9. daß die alte lateinische Uebersetzung: ein wenig Sauerteig verdirbt den ganzen Teig, mehr den Sinn, als die Worte des Apostels ausdrücke, indem sie eigentlich so lauten sollte: Modicum fermentum totam conspersionem fermentat; auch sind es seine Zweifel über eine vom Paulus (C. III. v. 10.) angeführte Stelle aus dem fünften Buche Mosis. Was die Erklärungen des Hieronymus in diesem Brief anbetrifft: so ist die berühmte Stelle, worinne er eine Verstellung des Apostels annimmt, bereits genannt worden. In einer andern (bey C. I. v. 17.) giebt er sich zwar eine nicht übelgerathene Mühe, die Erzählung Pauli von seiner Reise nach Arabien, mit den Nachrichten der Apostelgeschichte in Uebereinstimmung zu bringen; fällt aber zuletzt auf diese Entwicklung, man könne hier, wie es auch in einem weiter unten vorkommenden Bilde geschehen sey, unter Arabien das Gesetz Mosis, und unter Da-

mascus das Leiden Christi verstehen. Er bemerkt
 ben E. III. v. 15. daß weder daselbst, noch sonst, wo
 in der lateinischen Uebersetzung eines Testaments
 gedacht wird, davon die Rede seyn könne; sondern
 daß man nach dem ursprünglichen hebräischen Worte,
 und der alexandrinischen Uebersetzung, einen
 Bund oder Vertrag dafür setzen müsse. E. III. v.
 19. giebt der Verfasser von den Worten: das Ge-
 setz ist gestellet von den Engeln durch die Hand
 des Mittlers, den Verstand an: es ist von dem
 durch die Engel redenden mächtigen Mittler der Men-
 schen gegeben worden. Aus E. IV. v. 6. beweiset er
 die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit, und führt
 zur Bestätigung derselben auch den 50sten Psalm an,
 wo drey besondere göttliche Geister gleich nach einan-
 der genannt seyn sollen. Ueber E. IV. v. 20. erin-
 nert er, daß man die Worte des Apostels entweder so
 erklären könne: Ich wünschte jezt mit euch mündlich
 zu reden, weil ich Mangel an euch leide, (das heißt,) weil
 meine Lehren keine Frucht bey euch tragen;) oder
 man könne auch sagen, Paulus, der sich nach Be-
 schaffenheit derer, welche er zur Seeligkeit führen
 wollte, richtete, und seine Stimme und Gestalt,
 gleich Schauspielern, mehrmals veränderte, habe
 eingesehen, daß die Galater auf dem bisher betrete-
 nen Wege nicht selig werden könnten, er ängstige
 sich darüber, und wolle, wie ein Arzt, zu einem
 schärfern Heilmittel übergehen; oder er zeige nur
 so viel an, daß er an statt der sanften Zuschrift an
 die Galater, strenger mit ihnen reden möchte.
 Wenn Paulus (E. IV. v. 24.) von einer Allego-
 rie in Abrahams Geschichte spricht: so merkt Hie-
 ronymus dabey an, daß der Apostel mit der weltli-
 chen Gelehrsamkeit etwas, aber nicht vollkommen,
 bekannt gewesen sey. Was er über den Gebrauch der
 Stellen des alten Testaments im neuen, und über an-
 dere Materien sagt, verdient auch einige Aufmerk-
 samkeit.

J. n.
 E. G.
 363
 bis
 430.

J. n.
E. (S.)
363
bis
430.
 samkeit. Man darf übrigens aus den angeführten Worten des Verfassers nicht schließen, daß er seine Auszüge aus den griechischen Auslegern in dieses Werk durchgehends, ohne sie zu nennen, eingerückt habe. Er gedenkt darunter des Origenes mehr als einmal ausdrücklich; setzt auch eine lange Stelle desselben über den geringen Nutzen der buchstäblichen Erklärung der Bibel, und über die Nothwendigkeit der geistlichen Deutungen mit offener Billigung, hin. (p. 293. sq.) In den Vorreden zu den zwey letzten Büchern dieser Auslegungsschrift, ertheilt er Nachrichten von den Galatern überhaupt, und entschuldigt seine wenig zierliche Schreibart unter andern damit, daß die größten heidnischen Schriftsteller den biblischen, die ihnen an Kunst und Wissenschaft nicht gleich kämen, hätten weichen müssen.

Nach diesem allgemeinen Begriffe von den Erklärungsschriften des Hieronymus über die Bibel, besonders über die apostolischen Briefe, läßt sich leicht urtheilen, was man sich von den übrigen zu versprechen habe, die er bald nach den eben beschriebenen, zu Stande brachte. In seinem Commentarius also über den Brief an die Epheser, der auch zwischen den Jahren 387. und 389. zum Vorschein kam, (p. 319 - 408. edit. Martian. loc. citat.) ist er ebenfalls vorzüglich dem Origenes, und zum Theil andern Griechen, die sich um die Aufklärung dieses Briefs verdient gemacht hatten, doch mit manchen eigenen Zusätzen, gefolgt. Aus der Vorrede zu dem ersten Buche dieses Werks, sieht man, daß diese seine Arbeiten schon damals Tadler gefunden haben. Er vertheidigt sich gegen die Vorwürfe, daß er nicht beredt genug schreibe, auch das Griechische nicht nach Würden übersetze. Daher bittet er auch seine Freundinnen, diese seine Schriften nicht leicht schmähfüchtigen und neidischen Leuten in die Hände zu geben; das Heiligtum

thum nicht den Hunden, und die Perlen nicht Schweinen zu überlassen. Die Schwierigkeiten solcher biblischen Commentarien zeigt er nicht übel; insonderheit aber bemerkt er, daß der Brief an die Epheser, Einwohnern einer Stadt zugeschrieben worden sey, wo Götzendienst und damit verbundene Zauberkünste vorzüglich sehr im Schwange giengen; daher habe der Apostel in demselben manche geheime, der Welt unbekannte Lehren, (*ignota seculis sacramenta*,) wie von den heiligen und ihnen entgegengesetzten Mächten, von der ehemaligen Gewalt der Dämonen, und von ihrer Zerstörung durch Christum, vorgetragen. Hieronymus stellt bey dieser Gelegenheit, über E. I. v. 11. eine Untersuchung an, warum der Apostel von Fürstenthümern, Mächten, Kräften und Herrschaften in dieser Stelle rede; da doch dergleichen Ausdrücke in diesem Verstande sonst in der heiligen Schrift nicht gefunden würden. Nach seiner Meinung hat Paulus dieses entweder aus den verborgenen Nachrichten der Juden geschöpft; oder er hat dasjenige, was in der israelitischen Geschichte von Fürsten, Heerführern, und dergleichen mehr, erzählt wird, im geistlichen Verstande von den verschiedenen Dienern Gottes im Himmel genommen. Der Verfasser kommt auf diese Beobachtung noch einmal von einer andern Seite, bey E. VI. v. 12. zurück. Selbst dasjenige, sagt er, was wir vom Fleische und Blute herleiten, führt nicht davon her; sondern wird uns von gewissen boshaften geistlichen Mächten an die Hand gegeben. Denn es giebt böse Geister, welche Liebesverständniß und verlichten Liedern ergeben sind, deren auch der Prophet (Hos. E. IV. v. 12. gedenkt; sie haben barbarische Mahnen, wie die Zauberer öfters gestanden haben, denen sie Hülfe leisteten. Andere von ihnen stiften Zorn, Haß, Feindschaft und Kriege. Auf einen solchen geistlichen Kampf, wie in dieser

J. n. Stelle, zielt auch das Ringen des Jacob; sonst
 E. G. wäre diese ganze Erzählung lächerlich. Ich muth-
 363 maasse aber, daß der Apostel dieses Bild von dem
 bis 430. Kampfe Davids mit dem Goliath, und von den
 Kriegen der Israeliten mit so vielen heydnischen Na-
 tionen, (die alle einen vorbildlichen Sinn hatten,)
 entlehnt habe. Auch ist es die Meinung aller Lehrer,
 daß die Luft zwischen Himmel und Erde voll von Dä-
 monen sey, welche mancherley schlimme Beschäfti-
 gungen treiben, und wenn sie einen Menschen gestürzt
 haben, ihn alsbald unter ihre Botmäßigkeit ziehen.“
 — Gleich im Anfange des dritten Hauptstücks, zeigt
 Hieronymus einen mercklichen Sprachfehler an, den
 Paulus daselbst in der Folge der Rede begangen
 habe; setzt aber hinzu, wenn er dem Apostel solche
 Vorwürfe mache, so geschehe es mehr zu seiner Ver-
 theidigung, als um ihn anzuklagen. Denn er würde
 als ein gebohrner Hebräer, der in der feinern Be-
 redtsamkeit ungeübt war, die Welt nicht zum christ-
 lichen Glauben haben bringen können, wenn er den-
 selben mehr nach menschlicher Weisheit, als in der
 Kraft Gottes gepredigt hätte. — Hieronymus
 mußte nachmals diesen Commentarius ebenfalls gegen
 den Tadel vertheidigen, daß er darinne so vielerley
 Meinungen der Ausleger, ohne eine beurtheilende
 Wahl, zusammengeworfen habe. (Lib. I. advers.
 Rufin. p. 365. T. IV. Opp. P. I. Prolog. Explanat.
 in Ieremiam, p. 527. Opp. T. III. ed. Mart.) Er
 that es auch auf die schon gedachte Art, und mit
 Schimpfwörtern. Man muß zugeben, daß er hier-
 bey etwas mehr Recht auf seiner Seite gehabt hat,
 als bey andern ähnlichen Fällen; wenigstens in An-
 sehung der vom Rufinus gemißbilligten Stelle die-
 ses Commentarius über Ephes. E. I. v. 4. Zwar er-
 klärt er daselbst weitläufig die Meinung des Orige-
 nes, den er nicht nennt, daß Gott unter den bereits
 vor der Schöpfung vorhandenen Seelen der Men-
 schen,

ſchen, die heiligen auſerwählt, und ſie zur Belehrung der ſündigen in die Welt herabgeſchickt habe; er unterläßt aber doch nicht, einiges dagegen zu erinnern. Sie und ähnliche Einfälle, welche viele Leſer, für die er ſchrieb, nur verwirren konnten, ganz wegzulaſſen, wäre freylich noch dienlicher geweſen.

ſ. n.
C. G.
363
biſ
430.

Seine Erklärungſchrift über den Brief an den Titus folgte gleich darauf; enthält auch eben ſolche Proben von gelehrter Belesenheit und Neigung zu Ausſchweifungen, wie die vorhergehenden. (Comment. in Epist. ad Titum, p. 407. ſq. Opp. T. IV. P. I. ed. Mart.) Berühmt iſt darinne die Stelle, wo er bey C. I. v. 5. behauptet, ein Presbyter und ein Biſchof wären einerley; ehe noch in Religionsſachen, auf Anſtiften des Teufels, Macheiferung und Partheyen entſtanden, wären die Gemeinen durch gemeinſchaftlichen Rath der Aelteſten regiert worden. Nachdem aber, fährt er fort, ein jeder angefangen hätte, die von ihm getauften für ſeine, nicht für Chriſti Anhänger, zu halten, ſey in der ganzen Welt beſchloſſen worden, daß einer von den Aelteſten zum Vorſteher der übrigen gewählt werden ſollte, damit er die allgemeine Beſorgung der Gemeinen übernehmen, und dadurch aller Saamen der Trennungen aufgehoben werden möchte. Zur Beſtätigung des erſten dieſer Sätze, führt er Philip. C. I. v. 1. 2. und Apoſt. Geſch. C. XX. v. 28. an; verſichert auch, daß, wenn man den unter Pauli Nahmen an die Gebrüder geſchriebenen Brief annehmen wolle, man darinne gleichfalls (C. XIII. v. 17.) eine noch bloß durch Aelteſten verwaltete Kirchenregierung antreffen könne; wie denn überdieß Petrus (I. Br. C. V. v. 1. 2.) eben dieſes anzeige. Das wichtige Werk, welches David Blondel, zur Vertheidigung des erſtgenannten Satzes, der auch in einer andern Stelle des Hieronymus (Epist. LXXXII. ad Ocea-

J. n. num, p. 648. ed. Mart.) mit gleichen Worten be-
 C. S. hauptet wird, geschrieben hat, (Apologia pro senten-
 363 tia Hieronymi de Episcopis et Presbyteris, Am-
 bis stel. 1646. 4.) hat frenlich die partheiische Absicht,
 430. der presbyterianisch = reformirten Kirche, deren
 Mitglied er war, aus der ältesten christlichen Kir-
 chenverfassung eine Stütze zu verschaffen; so wie es
 damals die Römisch-Katholischen und die Lehrer der
 bischöflichen Kirche in England, auf gleiche Art
 versuchten. Allein es bleibt doch immer eine sehr ge-
 lehrte und lesenswürdige Erläuterung der ältern kirch-
 lichen Regierung unter den Christen. Ueber die
 Stelle des Hieronymus selbst, ist es noch der
 Mühe werth anzumerken, daß er zu erkennen giebt,
 man möchte wohl glauben, die von ihm vorgetragene
 Meinung gehöre ihm, nicht aber der heiligen Schrift,
 zu: und er giebt daher Beweise aus dieser. Es kam
 allerdings viel darauf an, wer diese, für die Gewalt-
 habenden Bischöfe seiner Zeit sehr unangenehme Mei-
 nung behauptete. Dem Aërius war sie einige Zeit
 vorher, wie man anderwärts gelesen hat, (Th. VI.
 S. 227.) als eine grobe Keßerey angerechnet wor-
 den. — Als ein Beispiel der Erklärungsart dieses
 Briefs, kann besonders dasjenige dienen, was Hie-
 ronymus über C. II. v. 13. 14. schreibt. Er be-
 hauptet, daß daselbst Christus der große Gott ge-
 nannt werde, und untersucht die Bedeutung des
 Worts *μεγίστος* genauer. Die Weisen dieser Welt,
 sagt er, welche er oft darum befragt habe, hätten
 ihm dieselbe nicht angeben können. Er habe daher
 seine Zuflucht zum alten Testament genommen, aus
 welchem der Apostel dieses Wort doch wohl entlehnt
 hätte; und da habe er gefunden, daß es in den Stel-
 len, 5. B. Mos. C. VII. v. 6. und Psalm CXXXV.
 v. 3. 4. nach den griechischen Uebersetzungen bald et-
 was Vorzügliches, bald etwas Eigenthümli-
 ches anzeige; in welchem letztern Verstande es sich
 auch

auch zu der Stelle Pauli am besten schicke. Hier-
nach sey auch das davon nicht sehr verschiedene *ἐπίσκιος* in der vierten Bitte zu erklären: das vor-
zügliche, treffliche, eigenthümliche Brodt, J. n.
E. G.
363
bis
430.
derjenige nemlich, der von sich sagte: Ich bin das
Brodt, das vom Himmel gekommen ist; denn
ein Christ, dem verboten sey, für den morgenden
Tag zu sorgen, könne unmöglich angewiesen werden,
um das bald zu verdauende Brodt zu bitten. Einige
legten das Wort *ἐπίσκιος* auch so aus, daß es ein
Brodt über alle Substanzen (*ἁγίας*) sey; und die-
ses komme mit der angenommenen Bedeutung ziem-
lich überein.

So wenig Hieronymus in diesen Erklärungs-
schriften über die apostolischen Briefe, als ein vor-
trefflicher Ausleger erscheint; so übertraf er doch ge-
wiß darinne die bereits vorhandenen und noch leben-
den Exegeten der abendländischen Kirche; er
hatte auch Anlage genug, um die griechischen,
welche er so fleißig nützte, nach und nach hinter sich
zurücklassen zu können. Da er sich insonderheit in
der damals unter christlichen Lehrern seltenen Kennt-
niß der hebräischen Sprache fühlte: so wandte er nun
auch seinen Fleiß auf die Erklärung der Schriften
des alten Bundes. Einige Jahre vorher hatte er
der Blesilla zu Rom den Prediger Salomons in
der Absicht ausgelegt, um sie dadurch zur Verach-
tung der Welt zu leiten. Sie verlangte, daß er dar-
über einen Commentarius aufsetzen möchte; starb
aber eher, als er denselben im Jahr 339. vollendete.
Daher widmete er ihn seinen Freundinnen zu Beth-
lehem; woben er zugleich bemerkt, (Praef. in Eccle-
sasten, p. 714. Tom. II. Opp. ed. Mart.) daß er in
demselben keinem angesehenen Ausleger gefolgt sey,
sondern gerade aus dem Hebräischen übersetzt, und
nur da sich nach den Alexandrinern gerichtet habe,

363
 bis
 430.

sie sich nicht weit von der Urschrift entfernen; zu-
 weilen habe er auch an die übrigen griechischen Ueber-
 seher gedacht, damit er weder die Lernbegierde der Les-
 ser durch zu viel neues abschröcken, noch gegen sein
 Gewissen, mit Vernachlässigung der Quelle der
 Wahrheit, nach den kleinen Bächen von Meinungen
 trachten möchte. Daran darf man freylich auch hier
 nicht denken, daß Hieronymus die Erklärung die-
 ses vortrefflichen philosophischen Gedichts, wie es so
 nöthig gewesen wäre, mit einer Entwicklung seines
 Entwurfs und Ganges angefangen hätte. An statt
 dessen sagt er etwas von den drey Nahmen, welche
 Salomo gehabt haben soll, ingleichen von dessen
 Schriften. In den Sprüchwörtern unterrichtet
 derselbe, nach seiner Meinung, die Kleinen durch
 Sprüche über ihre Pflichten. Im Prediger belehrt
 er einen Mann von reifem Alter, daß er ja nichts
 in der Welt für beständig, sondern alles für hinsäl-
 lig halten möge. Endlich vereinigt er den vollkom-
 menen und durch die mit Füßen getretene Welt vor-
 bereiteten Mann, im Hohenliede mit den Umar-
 mungen des Bräutigams. Eben so, setzt der Ver-
 faßer hinzu, lehrten auch die Philosophen zuerst
 Sittenlehre, sodann Naturkunde, und zuletzt
 Vernunftlehre; (wenn anders nicht die Lesart
 mancher Handschriften, Theologia, für Logica, rich-
 tiger ist.) Darauf erinnert er noch, daß Salomo
 auch hier ein Vorbild von Christo abgegeben habe,
 und geht sogleich zur Auslegung der einzelnen Verse
 des Buchs über. Hin und wieder ist er darinne
 glücklich; aber schon dieses hindert ihn, es noch öfter
 zu seyn, daß er jeden Vers besonders, nicht eine
 Reihe derselben, als ein zusammenhängendes Ganzes
 erörtert. Außerdem begeht er auch andere seiner ge-
 wöhnlichen Fehler; und dieser ziemlich weitläufige
 Commentarius ist mit vielen überflüssigen oder wenig
 überdachten Anmerkungen beladen. So wirft er bey
 den

den ersten Worten des Buchs die Frage auf: wie denn alles Eitelkeit seyn könne, wenn alles was Gott geschaffen hat, sehr gut ist? und antwortet darauf, an sich wäre es zwar gut; aber mit Gott verglichen, sey es für nichts zu achten. Noch unreifere Gedanken bringt er über die Behauptung seines Schriftstellers bey, daß nichts neues in der Welt geschehe. Man glaube ja nicht, schreibt er unter andern (p. 720.) daß die Zeichen und Wunder, und vieles andere neue, was durch Gottes Willen in der Welt vorgeht, schon in den ältern Jahrhunderten da gewesen sey: wie etwa Epikurus einerley Dinge in unzähligen wiederkehrenden Zeiträumen durch eben dieselben, und an eben denselben Orten geschehen läßt. Denn sonst hätte Judas öfters verrathen, und Christus hätte mehrmals für uns gelitten. Man müsse vielmehr sagen, daß das Zukünftige durch das Vorherwissen und Vorherbestimmen Gottes, schon geschehen sey. Denn die in Christo vor der Schöpfung der Welt gewählt waren schon in den frühern Jahrhunderten da gewesen. Beym fünften Hauptstücke giebt Hieronymus einem jeden Menschen einen eigenen Engel zur Begleitung; nimmt auch an, daß Gott über die Könige und Richter Engel bestellt habe; gleichwohl aber bis zum Ende der Welt die Vollziehung seiner Urtheile zurückhalte. Wie er überhaupt nur zu oft auf geistliche Deutungen von Stellen, die nicht die geringste Veranlassung dazu geben, verfällt: so sucht er dieselben insonderheit im zwölften Hauptstücke, wo ihn ohnedieß die Menge und Verschiedenheit der Erklärungen in einige Verlegenheit setzt, aber sehr gezwungen, anzubringen. Unterdeßen sind eben diese Auszüge aus den alten Auslegern und Uebersetzern, nebst manchen moralischen oder ähnlichen Betrachtungen, nicht unangenehm zu lesen; da hingegen seine unmittelbar aus dem Hebräischen gemachte Uebersetzung zu wörtlich

J. n.
C. G.
363
bis
439

und undeutlich ist. Man trifft auch hier Meinungen des Origenes, wie von dem Vorherdaseyn der Seelen, ingleichen von der Wiederherstellung aller Gottlosen durch die Buße, den einzigen Teufel ausgenommen, (p. 722.) zwar nur unter andern genannt, aber doch ohne Mißbilligung, an. Für ein Buch, wie der Prediger ist, das vorzüglich einen scharfsichtigen, in der feinern Welt- und Menschenkenntniß geübten Ausleger erfordert, scheinen die Sprachwissenschaft und Belesenheit des Hieronymus, auch selbst seine Fertigkeit in erbaulichen Anwendungen, gar nicht hinlänglich gewesen zu seyn.

Er gieng jedoch auf diesem Wege fleißig fort, den ihm seine hebräische Sprachkenntniß gleichsam anwies; und seine Erklärung der hebräischen eigenthümlichen Nahmen in der Bibel, (*Libro de Interpretatione Nominum Hebraicorum*, Opp. Tom. II. p. 1. sq. ed. Mart.) war vermuthlich die nächste Schrift dieser Art, welche er zu Stande brachte. Denn er beschäftigte sich damals, gegen das Jahr 390. hin, mit mehrern solchen Arbeiten über das alte Testament, von welchen er versichert, (*Praefat. l. c.*) daß derjenige, der sich ihrer bedienen werde, den bittern Spott der Juden (allem Ansehen nach über die im Hebräischen unwissenden allermeisten christlichen Lehrer,) verachten könne. Er zeigt überdieß an, daß er das Buch des Philo gleiches Inhalts, das vom Origenes vermehrt worden, aber durch die Abschreiber in große Verwirrung gerathen war, hier zum Grunde gelegt; und nach dem Beispiel des letztern, mit der Erklärung der im neuen Testamente vorkommenden Nahmen bereichert habe. Nach einer solchen Ankündigung sollte man etwas ziemlich Vollkommenes in dieser Art erwarten; allein man sieht sich merklich getäuscht. Hieronymus setzt zuerst die hebräischen Nahmen des alten Bundes,

nach

nach dem Alphabet, aber auch wiederum aus jedem Buche besonders, mit lateinischen Buchstaben hin, und fügt ihre Bedeutungen bey. Schon hierinne wäre manches zu verbessern gewesen, wenn dieses Verzeichniß so nützlich werden sollte, als der Verfasser hoffte. Eine nicht kleine Anzahl von Bedeutungen ist unrichtig angegeben; oder durch sehr gekünstelte Zusammensetzungen herausgepreßt worden. Von allen eigenthümlichen Nahmen aus der Geschichte und Erdbeschreibung eines oder gar mehrerer Völker und Länder, die in einer Sammlung von mancherley Schriften gefunden werden, die Bedeutungen erforschen zu wollen, ist überhaupt eine gewagte, an vielen Stellen, wo es an sichern Quellen fehlt, leicht verunglückende, und, wenn sie auch ganz gelingen sollte, doch größtentheils unfruchtbare Mühe. Denn es trifft sich selten, daß diese Bedeutungen auf die Sachen selbst, unter welchen die Nahmen stehen, einen merklichen Einfluß hätten. Die Abstammung mancher Nahmen ist ganz unbekannt, und alle morgenländische aus einer Mundart, aus der hebräischen, herzuführen, würde eine starke Uebereilung seyn. Es hätte sich also in der That der Fleiß des Hieronymus nur auf solche hebräische Nahmen einschränken sollen, deren Bedeutung sich gewiß oder höchst wahrscheinlich bestimmen läßt; und es hätte zugleich von denselben die Anwendung in der biblischen Auslegung gezeigt werden sollen. Daß er bey dunkeln, oder zweifelhaften Bedeutungen gar keinen Sprachbeweis hinzugesetzt hat, vermindert die Brauchbarkeit seiner Arbeit noch mehr. Wenn er aber den bekannten, andere unerweisliche, auf Veränderungen der hebräischen Buchstaben und Punkte gegründete, an die Seite stellt, wie Rachel nicht allein ein Schaaf, sondern auch einen der Gott sieht, das Sehen einer Schandthat, und noch mehr bedeuten soll: so macht er seine Sprachwissenschaft verdächtig, und

f. n.
C. G.
363
bis
430.

3. n. verwirrt manche Leser; giebt auch, wie es wohl seine
 G. G. Absicht gewesen seyn mag, zu leeren Deutungen Ge-
 363
 bis legenheit. Noch sonderbarer, um nichts härteres
 430. zu sagen, verfährt Hieronymus mit den eigenthüm-
 lichen Nahmen im neuen Testamente, wozu er auch
 den Brief des Barnabas rechnet. Außer der un-
 nützen Wiederholung mancher bey dem alten bereits
 angeführten, bringt er auch genug falsche oder nach
 seichten Spuren ersonnene Bedeutungen bey, und
 sammelt sogar eine Anzahl griechischer und lateini-
 scher Nahmen, wie Diabolus, Selix, Justus,
 und dergleichen mehr, deren Bedeutung er aus dem
 Hebräischen ableitet. Es ist nicht genug, daß er das
 Gezwungene darinne hin und wieder gesteht; ein ge-
 lehrter Mann hätte alle solche ungereimte Spiel-
 werke wegwerfen sollen. Martianay entschuldigt
 ihn also auch vergebens damit, daß nicht alle von
 ihm hergezählte Etimologien ihn zum Urheber hät-
 ten, welches ohnedem niemand glauben wird;
 er hätte ihnen nur nicht durch sein Ansehen Vorschub
 thun sollen. Eben dieser Herausgeber hat in man-
 chen Stellen den Text des Buchs durch Anmerkun-
 gen erläutert und berichtigt; er hat die Ueberbleibsale
 ähnlicher Arbeiten des Philo, Josephus, Orige-
 nes und anderer, mit beygefügt lateinischen Ue-
 bersetzungen, von sich, und vom Hieronymus, mit-
 getheilt; endlich hat er noch einen besondern Com-
 mentarius hinzugefügt, um die Gelehrsamkeit und
 gute Beurtheilung seines Schriftstellers ins Licht zu
 setzen; insonderheit auch, um darzuthun, daß die von
 demselben gehäuften Bedeutungen unter einem Nah-
 men, durch Hülfe seiner übrigen Schriften sehr wohl
 genützt werden können. Allein diese ganze mühsame
 und äußerst weitschweifige Arbeit, (l. c. p. 87-378.)
 erfüllt die Absicht ihres Verfassers sehr wenig. Wenn
 man eine gar mäßige Anzahl merkwürdiger Stellen
 in diesem Buche des Hieronymus ausnimmt; so ist
 es

es übrigens für unsere Zeiten ganz entbehrlich; es kann mit dem Onomastico Vet. Testament. von Johann Simonis nicht einmal verglichen werden.

q. n.
C. (S).
363
bis
430.

Eine andere seiner Schriften hingegen, die er um gleiche Zeit vollendete, von der Lage und den Nahmen der in der heiligen Schrift vorkommenden Orter, (de Situ et Nominibus Locorum Hebraicorum, Opp. T. II. p. 382-494. ed. Mart.) wird mit mehrerm Rechte geschätzt. Eigentlich rührt die Urschrift dieses Werks vom Eusebius, Bischof zu Cäsarea, her; und es ist von derselben bey seinen übrigen Schriften Nachricht gegeben worden. (Th. V. S. 215. fg.) Hieronymus übersetzte nur einen Theil dieser vollständigen Erdbeschreibung von Palästina, nemlich das alphabetische Verzeichniß der Städte, Flüsse, Berge, und anderer Gegenden des erstgenannten Landes; aber auch dabey verfuhr er, wie er in der Vorrede erzählt, mit ziemlicher Freyheit. Manches unbeträchtliche ließ er weg, und vieles änderte er durch seine Verbesserungen oder Zusätze. Da er mit Palästina so gut bekannt war, und noch darinne wohnte: so besaß er die nöthige Geschicklichkeit dazu. Man hat zwar in den neuern Zeiten, nachdem der griechische Text des Eusebius wieder zum Vorschein gekommen ist, gefunden, daß Hieronymus neben vielen Berichtigungen, die er anbrachte, noch verschiedenes, das derselben auch bedürfte, stehen gelassen, und überhaupt nicht alle erwünschte Genauigkeit beobachtet habe. Doch hat er daran immer ein gutes Hülfsmittel für die biblische Erdbeschreibung hinterlassen, zu welcher auch sonst in seinen Schriften brauchbare Beiträge zerstreuet liegen. Daher ist dieses Buch noch mehrmals außerhalb der Sammlung seiner Werke herausgegeben worden; wie man an dem angezeigten Orte gesehen hat. Die Ausgabe des Bonfrere, welche vor dessen

363
 614
 430.

sen Commentariis in Iosuaam, Iudicos et Ruth steht, und die Aufschrift führt: Onomasticon orbium et locorum S. Script. hat schon viel Vorzügliches. Anstatt daß jeder Buchstabe in diesem alphabetischen Verzeichnisse wieder nach der Ordnung der biblischen Bücher vereinzelt ist, hat er die natürliche Ordnung eingeführt, den griechischen und lateinischen Text verbessert, eine neue Uebersetzung des erstern, gelehrte Anmerkungen, und eine Landkarte beigelegt. Martianay hielt sich zwar mit Grunde berechtigt, die ursprüngliche Ordnung in dem Buche wiederherzustellen; berichtigte auch beiderley Text von neuem, setzte einige erläuternde Anmerkungen, und eine eigene Landkarte hinzu. Allein er nützte die Anmerkungen des Bonfrere nicht, und ließ auch sonst noch genug übrig, was zur Brauchbarkeit des Werks für seine Zeiten erfordert wurde. Dadurch wurde Clericus bewogen, seine neue Ausgabe zu veranstalten, bey welcher die bonfrerische ganz zum Grunde liegt, wohl getroffene Anmerkungen und des Dominikaners Brocard Beschreibung des heiligen Landes hinzugefügt worden sind. In dieser Gestalt hat Blasius Ugolini das Werk in seine große Sammlung (Thesaurus Antiquitt. Sacrar. Vol. V. p. 1. sq. Venet. 1746. fol.) eingerückt.

Die dritte Schrift, in welcher Hieronymus um eben diese Zeit, und ohngefähr in einer gleichen Absicht, arbeitete, waren seine hebräischen Fragen über das erste Buch Moses, (Hebraicae quaestiones in Genesin, pag. 505. sq. T. II. Opp. ed. Martian.) Es ist eine Vergleichung der alten lateinischen Uebersetzung dieses Buchs mit der hebräischen Urschrift, und mit der alexandrinischen Uebersetzung, wie er sie über die ganze heilige Schrift anzustellen gesonnen war. In der Vorrede beklagt er sich darüber, (vermuthlich noch von seinen zu Rom

Kom ausgestandenen Verdrießlichkeiten her,) daß er genöthigt sey, sich, wie ehemals Terentius in seinen Prologen, gegen die Lasterungen anderer zu vertheidigen. Es sey freylich nicht zu verwundern, fährt er fort, daß gegen einen so unansehnlichen Mann, wie er wäre, unreine Schweine grunzten; da die gelehrtesten und berühmtesten Männer dem Meide nicht hätten entgehen können; doch hätte er, der abgesondert im Dunkeln lebte, davon befreyet seyn sollen. Er verspreche hier keine Beredsamkeit, und sey ohnedieß nicht reich; aber es könne auch niemand die Bekanntschaft mit der Schrift, oder den Reichthum Christi, mit dem Reichthum dieser Welt vereinigen. Seine Absicht sey, die irrigen Begriffe von dem hebräischen Texte zu verbessern, und die Uebersetzungen nach demselben zu beurtheilen, auch die Abstammung der Wörter zu entwickeln. Er wolle keineswegs, wie man ihn beschuldige, den Alexandrinern Irrthümer vorwerfen; seine Erörterungen wären kein Tadel, indem sie dem Ptolemäus das mystische in der heiligen Schrift, und besonders die Weißagungen von Christi Zukunft, nicht hätten eröffnen wollen, damit es nicht schiene, als wenn die Juden, welche dieser Anhänger des Plato darum hochschätzte, weil sie nur einen Gott verehrten, noch einen zweiten Gott hätten. Auch Christus und die Apostel hätten vieles aus dem alten Testamente angeführt, das sich in den gewöhnlichen Handschriften dieser Uebersetzung nicht finde; daraus sey es deutlich, daß diejenigen Abschriften derselben, die richtigsten wären, welche mit dem neuen Testament übereinstimmten. Ueberdieß versichere Josephus, daß die Alexandriner nur die fünf Bücher Moses übersetzt hätten; die auch wirklich dem hebräischen Texte näher kämen, als die übrigen Bücher. Die folgenden griechischen Uebersetzer wichen ebenfalls von der jetzt üblichen Lesart weit ab. Zuletzt beruft sich

Hieronymus

J. n.
E. G.
363
bis
430.

363
 bis
 430. Hieronymus unter ungemeinen Lobsprüchen, auf
 E. G. den Origenes, der zwar in seinen Homilien an das
 Volk der gemeinen Uebersetzung folge; aber in den
 biblischen Erklärungsschriften, mitten unter seinen
 griechischen Uebersetzern, zur Urschrift bisweilen seine
 Zuflucht nehmen müsse. — Man muß gestehen, daß
 der Verfasser den Nutzen dieser Arbeit, die er ander-
 wärts (Praef. ad Libr. de Interpr. Nom. Hebr. p.
 1.) ein neues, Griechen und Latcinern bisher uner-
 hörtes Werk nennt, nicht eben zu hoch angeschlagen
 habe. Er hat nicht allein den Unterschied zwischen
 den gedachten Uebersetzungen, besonders der alexan-
 drinischen, und dem hebräischen Texte, oft ge-
 nau angegeben; sondern auch überhaupt den Vorzug
 des letztern vor jenen darzustellen gesucht. Aber um
 diese Nützbarkeit völlig zu erreichen, hat er nicht alle
 nöthige Gaben besessen oder auch angewandt. Die
 von ihm angestellte Vergleichung ist nicht immer recht
 zuverlässig; er sucht manchmal im Hebräischen mehr,
 als ein Sprachkundiger darinne antreffen kann; er
 läßt den Alexandrinern nicht alle Gerechtigkeit wie-
 derfahren; spürt nach allegorischen, anagogi-
 schen und mehr solchen vermeinten Geheimnissen;
 anderer ähnlicher Versehen nicht zu gedenken. Da-
 durch verliert öfters auch das wirklich Brauchbare
 bey ihm nicht wenig; wie wenn er zwar die Ueberset-
 zung der ersten Worte Moses: In dem Sohne
 machte Gott Himmel und Erden, verwirft;
 aber doch gleich darauf behauptet, dem Verstande
 nach, könne diese Stelle gar wohl von Christo gelten.
 Dem ohngeachtet war diese Schrift für seine Zeiten
 noch nützlicher, als für die unsrigen. Daß er sie
 nicht fortgesetzt hat, daran hinderten ihn andere Ar-
 beiten, die man von ihm verlangte.

Unter diesen war die Uebersetzung von dem Buche
 des Didymus vom heiligen Geiste, zu welcher
 ihn

ihn Damasus bereits aufgemuntert hatte, und deren auch schon an einem andern Orte gedacht worden ist, (Th. VII. S. 73.) eine der allernächsten. (Didymus de Spiritu S. in Hieronymi Opp. T. IV. P. I. p. 493. sq. ed. Mart.) Auch übersetzte er neun und dreyßig Homilien des Origenes über die evangelische Geschichte des Lucas, die nicht allein unter den Werken dieses Schriftstellers, sondern auch im siebenten Bande der vallarsischen Ausgabe von den Schriften des Hieronymus stehen. In der Vorrede zu dieser Uebersetzung, welche Rufinus größtentheils aufbehalten hat, (Rufini Invektiv. in Hieron. L. II. p. 432. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.) sagt Hieronymus, daß seine Freundinnen zu Bethlehém einen gewissen Commentarius über den Lucas sehr schlecht befunden, und ihn daher ersucht hätten, die Arbeit des Origenes ins Lateinische zu bringen. Rufinus wirft es ihm, als eine allgemein bekannte Sache, vor, daß er unter jenem Commentarius das Werk des Ambrosius, Bischofs zu Mediolanum, gemeint habe; zum Ueberflusß beruft er sich noch auf ein Schreiben des Hieronymus an ihn, worinne dieser solches zugiebt. Er bringt auch die Vorrede des Hieronymus zu dem übersetzten Buche des Didymus bey, worinne das Buch des Ambrosius gleichen Inhalts ebenfalls sehr gemißhandelt und des Diebstahls beschuldigt werde. Vallarsi und besonders Stilling (vita Hieronymi, pag. 495-500.) haben viele vergebliche Mühe angewandt, zu zeigen, daß dieses lauter Verleumdungen des Rufinus wären, und daß Hieronymus unmöglich einen so angesehenen, von ihm selbst gelobten Lehrer spöttisch habe bezeichnen können; gleichsam als wenn veränderliche, einander widersprechende Urtheile über einerley Person, etwas Seltenes bey Hieronymus genannt werden könnten.

J. n.
E. G.
363
bis
430

Darauf

363
 618
 430.

 3. n.
 C. G.

 Darauf folgten wieder eigene Schriften des Hieronymus. Eine solche machten vermuthlich die sieben Abhandlungen über den zehnten Psalm bis zum sechszechnten, aus, deren er unter seinen Arbeiten gedenkt, (de vir. illustr. c. 135.) und von denen man glaubt, daß einiges davon in das ihm fälschlich beigelegte Breviarium in Psalmos einge- mischt worden sey; wenn es nicht ebenfalls Uebersetzungen aus dem Origenes sind. Mann findet auch sonst Spuren in seinen Büchern, daß er noch mehr über die Psalmen geschrieben habe. Seine Lebens- beschreibungen des Hilarion und Malchus, die unter seinen Briefen stehen, (p. 74. sq. p. 93. sq. ed. Martian.) sind von ihm zwar vor dem Jahre 392. aufgesetzt worden; aber in welches Jahr sie eigent- lich gehören, bleibt ungewiß. Die erstere derselben ist bereits unter den Nachrichten vom Hilarion, diesem Stifter des Mönchslebens in Syrien und Palästina, vorgekommen. (Th. V. S. 158.) In der zweyten wird auch das Leben eines der ersten Mönche in Syrien beschrieben, der selbst dem noch jungen Hieronymus seine geistlichen Abenteuer, besonders wie er seine Keuschheit unter großen Ge- fahren bewahrt habe, und dafür von Gott wunderbar gerettet worden sey, erzählt hatte.

Wichtigere Arbeiten, mit welchen sich Hierony- mus um das Jahr 390, und zum Theil noch lange nachher, beschäftigte, waren die Verbesserung der lateinischen Bibelübersetzung des alten Testa- ments nach den Alexandrinern, und eine neue Uebersetzung von eben diesem Theil der heiligen Schrift, die er aus dem Hebräischen selbst verfer- tigte. Beide sind schon in einer andern Stelle dieser Geschichte (Th. IX. S. 119-130.) ausführlich be- schrieben worden. Dort hat man auch die anfäng- lich widrigen Schicksale seiner neuen Uebersetzung ge-

gelesen; so wie in den Nachrichten von seinem frühern Leben, (oben S. 60.) die von ihm bereits zu Rom verbesserte Uebersetzung der vier Evangelien angezeigt worden ist. Unstreitig gehören diese gesammten Bemühungen zu seinen eigentlichen und vorzüglichen Verdiensten um die theologische Gelehrsamkeit, und um die Kirche selbst. Daß er vor allen andern Lehrern seiner Zeit viele dazu nöthige Fähigkeiten gehabt habe, ist am gedachten Orte (Th. IX. S. 125.) ebenfalls gezeigt worden. Zur Berichtigung insonderheit der Uebersetzung des alten Testaments nach den Alexandrinern, hatte sich Hieronymus aus der Büchersammlung der Kirche zu Cæsarea in Palästina, mit einer Abschrift von dem daselbst aufbehaltenen wichtigen hexaplarischen Werke des Origenes versehen. Er erstreckte aber diese Verbesserung, nach welcher noch die Psalmen und das Buch Hiob vorhanden sind, nur, wie er in der Vorrede zu Salomons dreyn Büchern sagt, (Tom. I. Opp. p. 1419. ed. Mart.) auf die kanonischen Schriften des alten Testaments, und ließ also die Bücher der Weisheit und Sirachs weg. Bey seiner neuen Uebersetzung aus dem Hebräischen war er etwas nachgebender. Denn ob er gleich in der Vorrede zu den Büchern Samuels, die er als eine allgemeine vertheidigende Einleitung zu dieser ganzen Uebersetzung angesehen wissen wollte, und die nachmals so vielen Ausgaben der Vulgata, auf eine schlecht anpassende Art, unter gleichem Nahmen (Prologus galeatus) vorgesetzt worden ist, den jüdischen Canon des alten Testaments sehr genau und nahmentlich von den apokryphischen Büchern unterscheidet; (Tom. I. Opp. pag. 318. sq. ed. Mart.) wie auch bereits bey einer andern Gelegenheit (Th. IX. S. 15.) angeführt worden ist; so übersetzte er doch auch die Bücher Tobia und Judith. In der Vorrede zu dem erstern, (l. c. p. 1158.) die an

J. n. zween Bischöfe gerichtet ist, welche diese Uebersetzung
 E. G. verlangt hatten, gesteht er, daß er lieber den Phari-
 363 säern, (so nennt er die Juden, welche dieses Buch
 bis nicht annahmen,) mißfallen, als Bischöfen nicht ge-
 430. fällig seyn wolle. Er habe daher, weil das Buch
 chaldäisch geschrieben sey, einen dieser und der he-
 bräischen Sprache sehr kundigen Mann kommen las-
 sen, der es ihm in die letztere übersetzt habe; so daß
 er es daraus lateinisch in die Feder sagen konnte.
 Auch in der Vorrede zu dem Buche Judith (p.
 1170. l. c.) merkt er an, daß dieses Buch zwar kein
 kanonisches Ansehen habe; weil es aber die nicä-
 nische Synode zu den heiligen Schriften gerechnet
 habe, — im Grunde geschah auf derselben nichts
 weiter, als daß einige Bischöfe sich Stellen aus dem
 gedachten Buche bedienten, — so habe er es gleich-
 falls aus dem Chaldäischen übersetzt. Hieronymus
 bleibt übrigens dabei, daß kein in dem jüdischen
 Canon fehlendes Buch gleichen Werth mit demsel-
 ben behaupten könne; nennt auch das dritte und
 vierte Buch Esdra ausdrücklich Träume, die es
 nicht verdient hätten, übersetzt zu werden. (Praef.
 in Esram et Nehem. p. 1106. sq. l. c.) Ueber-
 haupt finden sich in den Vorreden, mit welchen er
 die meisten biblischen Bücher begleitet hat, manche
 Stellen, die einen frey untersuchenden oder doch ge-
 lehrten und belesenen Kopf verrathen; wenn gleich
 nicht alle seine Beobachtungen gut gerathen sind,
 auch nicht einmal immer mit andern Stellen seiner
 Schriften übereinstimmen. Bey dem ersten Buche
 Moses zum Beispiele, verwirft er den alten Wahn,
 dem so viele christliche Lehrer, auch noch damals, zu-
 gethan waren, als wenn die alexandrinischen Ue-
 bersetzer aus göttlicher Eingebung geschrieben hätten.
 „Es ist etwas anders, schreibt er, einen Propheten,
 und etwas anders, einen Uebersetzer abzugeben.
 Dort sagt der Geist das Zukünftige vorher; hier
 über-

übersetzt Gelehrsamkeit und Reichthum an Worten, was sie verstehen.“ Gleichwohl sagt er in der Vorrede zu der von ihm verbesserten lateinischen Uebersetzung der Bücher der Chronik, (l. c. p. 1418.) von jenen Uebersetzern, sie wären des heiligen Geistes voll gewesen. In der Vorrede zum ersten Buche Moses, nennt er überdieß, so wie in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der Bücher der Chronik, (l. c. p. 1023.) mehrere Stellen des alten Testaments, die im Neuen angeführt worden wären; sich aber in der alexandrinischen Uebersetzung nicht befänden. Es ist jedoch längst gezeigt worden, daß Hieronymus hier den Alexandrinern, (die einzige Stelle Hosea C. XI. v. 1. ausgenommen, welche Matthäus C. II. v. 15. mit andern Worten beibringt, als sie bei ihnen steht,) Unrecht gethan habe. Er war einmal zu dieser Zeit entschlossen, die Nothwendigkeit und die Vorzüge einer Uebersetzung aus der hebräischen Urschrift vor der bloß aus der alexandrinischen Uebersetzung geschöpften, auf allen Seiten darzustellen. Daher konnte es ihm desto leichter begegnen, daß er von den Alexandrinern mehr forderte, als er berechtigt war; oder daß er ihnen Weglassungen zuschrieb, wo sie nur einer andern Lesart gefolgt waren. Doch mildert er, wie man weiter unten sehen wird, an einem andern Orte diesen Vorwurf. Er will weiter in dem Buche Job die Entdeckung gemacht haben, (Praefat. in Job. p. 795. l. c.) daß darinne von den Worten an: Verflucht sey der Tag, an dem ich geboren bin! bis zu der Stelle gegen das Ende des Buchs hin: Darum tadle ich mich selbst, und thue Buße, u. s. w. alles in Hexametern abgefaßt sey; woben er sich zum Beweise, daß es im Hebräischen der Bibel ein poetisches Sylbenmaaß gebe, auf das Zeugniß des Philo, Josephus, Origenes und Eusebius von Cäsarea beruft. Richtiger merkt er an, daß auch

3. n.
C. 61.
363
618
430.

363
 bis
 430.

n. arabische Sprachkenntniß zur Uebersetzung dieses
 E. S. Buchs nöthig sey; er versichert aber zugleich, daß
 er einen sehr geschickten Juden reichlich dafür bezahlt
 habe, um ihm dasselbe zu erklären. Er widerlegt im
 Eingange seiner Psalmenübersetzung (l. c. p. 836.)
 die jüdische Eintheilung dieser Sammlung in fünf
 Bücher. Auch ist die Vorrede zum Daniel (l. c.
 p. 988. sq.) merkwürdig. Nachdem Hieronymus
 gemeldet hat, daß die christlichen Gemeinen dieses
 Buch nicht nach der Uebersetzung der Alexandriner,
 sondern nach der vom Theodotion verferrigten vor-
 lesen ließen, ohne daß ihm die Ursache davon bekannt
 sey; wiewohl er gleich hinzusetzt, daß jene Ueberset-
 zung gar zu weit von der Wahrheit, (das heißt,
 von der Urschrift,) abweiche: so führt er verschiedene
 ziemlich bittere Spöttereien eines Juden über die
 Geschichte der Susanna, und die übrigen bekannten
 Anhänge zu Daniels Buche an, ohne ihnen etwas
 entgegen zu stellen. Mit solchen Gründen, sagt er,
 erwies jener, daß in dem Buche der Kirche apokry-
 phische Fabeln wären. Noch sieht man aus seiner
 Vorrede zu dem Buche Esther, (l. c. p. 1135.) daß
 die lateinische Uebersetzung desselben damals mit vie-
 len willkührlichen Zusätzen beladen war, wie man sie
 aus dem Stegreife in den Schulübungen über die
 aufgegebene Materie von zugefügtem oder erlittenem
 Unrechte anzubringen pflegte.

Warum aber gleichwohl Hieronymus bey so
 vielen Kenntnissen und Hülfsmitteln, und bey einer
 nicht geringen Anstrengung keineswegs eine vortref-
 fliche Uebersetzung des alten Testaments zu Stande
 gebracht habe, davon sind die Hauptursachen schon an
 dem genannten Orte (Th. IX. S. 126.) angege-
 ben worden. Daß herrschende Vorurtheile in der
 Erklärungsart der Bibel, auch auf die Ueberset-
 zung derselben wirken mußten, ist desto begreiflicher,
 weil

nach einer wichtigen, obgleich zu wenig erkannten Erfahrungsgel, nur ein sehr guter Ausleger auch ein vorzüglich guter Uebersetzer werden kann. Es fällt auch in die Augen, daß Hieronymus diejenige ausnehmende Kenntniß der hebräischen Sprache und der damit verwandten morgenländischen Mundarten, die zu seiner Arbeit unentbehrlich war, nicht besessen habe; wiewohl es dennoch verzeihlich genug ist, daß er sich in seiner Meinung hierüber geirrt hat, da ihm wenigstens zu dieser Zeit in der morgenländischen Literatur unter den Christen niemand gleich kam; der höhere Begriff von ihrer Bearbeitung noch unbekannt war, und die jüdischen Gelehrten, welche er fleißig zu Rathe zog, weder jenen höhern Begriff verstanden, noch bey der hebräischen Sprache, die schon längst unter die todten gehörte, vor den Christen etwas anders voraus hatten, als hergebrachte Nationalerklärungen und Hypothesen. Hierzu kommt noch die Eilfertigkeit, mit welcher er mehrere Theile seiner Uebersetzung ausfertigte. Es ist ihm überhaupt eigen, daß er von Schriften gerne sagt, sie hätten ihm nur einen, oder nur wenige Tage gekostet: und man kann ihn hierinne schwerlich von aller Eitelkeit lossprechen. Daran ist freylich so gar viel nicht gelegen, ob er, wie er versichert, auf die Uebersetzung des Buchs Tobia nur einen Tag, und auf das Buch Judith nur eine Nacht verwandt habe. Aber wenn er selbst die drey Bücher Salomons, durch eine lange Krankheit entkräftet, innerhalb drey Tagen übersetzt haben will, (Praefat. in Libros Salom. p. 938. l. c.) so hätte er sich etwas Anständiger rühmen mögen. Diese so schweren Schriften konnten nicht einmal nach einer langen Uebung in ihrer Erklärung, so schnell in eine glückliche Uebersetzung gebracht werden. Sie stößen aber auch in seinem Ausdrucke von Hebraismen, und überhaupt von Stellen, die ohne einen Commentarius unverständlich sind.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

J. n.
E. G.
363
bis
430.
 Er verliert dabey sogar nach seinen eigenen Grund-
 sätzen von der besten Art zu übersetzen, die er in sei-
 nem berühmten Schreiben an den Pammachius hin-
 terlassen hat. (Epist. XXXIII. de optimo genere
 interpretandi, pag. 248 - 256. ed. Martian.) Zwar
 bestimmte er daselbe im Jahr 396. eigentlich dazu,
 wie man schon anderwärts gesehen hat, (Th. X. S.
 146.) um sich gegen die Beschuldigung zu rechtfer-
 tigen, als wenn er den Brief des Epiphanius an den
 Bischof von Jerusalem, Johannes, mehr ver-
 fälscht, als übersetzt habe. Allein er geht zugleich
 in die allgemeine Theorie der Uebersetzungskunst hin-
 ein; vertheidigt auch merklich genug seine Bibelüber-
 setzung, an welcher er damals fortarbeitete, und be-
 rief sich daher in der Folge nicht selten zu gleicher Ab-
 sicht auf dieses Schreiben. „Ich pflege, sagt er in
 demselben, bey der Uebersetzung griechischer Schrif-
 ten, die heilige Schrift ausgenommen, wo
 selbst die Ordnung der Worte ein Geheimniß
 ist, nicht Wort von Wort, sondern Verstand von
 Verstand auszudrücken. So hat Cicero Schriften
 der Griechen übersetzt; eine solche Vorschrift hat
 Horatius in seiner Dichtkunst ertheilt; nach dersel-
 ben habe ich das Chronicon des Eusebius über-
 setzt, und schon damals in der Vorrede gezeigt, daß
 es, wegen des Eigenthümlichen einer jeden Sprache,
 gar nicht anders möglich sey, ein Werk aus der ei-
 nen in die andere zu bringen.“ Zur Bestätigung des-
 sen bemerkt er, wie lächerlich es ausfallen würde, den
 Homerus wörtlich ins Lateinische zu übersetzen. Un-
 ter den Mustern jener bessern Uebersetzungsart, nennt
 er auch den Hilarius, der nicht bey dem schlafenden
 Buchstaben geseßen, sondern den gefangenen Ver-
 stand mit dem Rechte eines Ueberwinders in seine
 Sprache übergetragen habe. Selbst die alexandri-
 nischen Uebersetzer, fährt er fort, die Evangeli-
 sten und die Apostel hätten dieses bey der Bibel ge-
 than.

than. So habe Marcus, indem er die Worte des Erlösers: Mägdchen! stehe auf! übersehte, noch folgende: ich sage dir, eingerückt. Bei den angeführten Stellen des alten Testaments, hätten sich die Verfasser des neuen viele Freiheiten erlaubt, und sich daran begnügt, den Hauptverstand derselben zu treffen. Auch die Alexandriner verdienten, als Menschen, Verzeihung, wenn sie, bei diesem freyern Gange zuweilen Fehler begangen hätten. Ihre Uebersetzung sey, wiewohl sie so vieles in der Urschrift weggelassen oder verändert hätten, gleichwohl in der Kirche eingeführt worden; entweder, weil sie die erste, schon vor Christi Geburt fertigete war; oder, weil sie von den Aposteln, doch in Uebereinstimmung mit dem hebräischen Texte, gebraucht worden war. Hingegen habe man die Uebersetzung des Aquila, der nicht allein die Worte, sondern auch ihre Abstammung überzutragen versucht hat, mit Recht verworfen. — Es ist in allem diesem so viel Wahres, und dieses auch meistentheils so gut gesagt, mit solchen geschickten Beispielen erläutert, daß man es jedem Uebersetzer, vorzüglich dem biblischen, empfehlen kann. Desto mehr befremdet es, daß der Verfasser sich gerade den wichtigsten Nutzen einer so richtigen Theorie, gleich anfänglich durch die Ausnahme abgeschnitten hat, die er in Ansehung der heiligen Schrift macht. Ist die Ordnung der Worte in derselben wirklich ein unveränderliches Geheimniß: so kann sie eigentlich gar nicht übersezt werden; so ist jeder Versuch, es zu thun, völlig unnütz. Denn es bleibt alsdann weiter nichts übrig, als daß jedes Wort buchstäblich in seiner Stellung auf das genaueste in eine andere Sprache übergetragen werde; welches aber, wie Hieronymus bewiesen hat, nicht übersezen heißt; und es ist auch ganz unmöglich, auf diesem Wege den Verstand der Bibel nur einigermaßen deutlich auszudrücken. Er widerspricht und wie-

J. n.
C. G.
363
bis
430

J. n. derlegt sich also hier selbst; man erkennt den Mann,
 E. G. der viel Sprachwissenschaft, aber wenig Logik besitzt.
 363 Unterdeßen floß sein Fehler noch mehr aus dem un-
 bis glücklichen Vorurtheil, von welchem sich die christli-
 430. chen Lehrer kaum in den neuesten Zeiten haben los-
 reißen können, und welches eben durch Männer, wie
 Hieronymus und seines gleichen waren, am mei-
 sten unterstützt wurde, aus diesem, daß die heilige
 Schrift nicht nach den allgemein anerkannten Grund-
 regeln der Uebersetzung und Auslegung, nach welchen
 man bey andern guten Schriften verfährt, behan-
 delt werden dürfe. Ganz offenbar ist dieses Vorur-
 theil aus einer übel verstandenen Ehrerbietung gegen
 die heilige Schrift, deren außerordentliche Vorzüge
 man auf alle Art zu häuffen suchte; aus der von den
 Juden gleichsam geerbten allegorischen Deutungsart
 derselben; aus einer unbedachtsamen mit Religions-
 haß verschwisterten Verachtung der heidnischen
 Schriften, auch aus der Selbstgefälligkeit, mit wel-
 cher man in der Bibel immer neue Geheimnisse zu
 entdecken glaubte, entstanden.

Mitten unter diesem Uebersetzungsfleiße aber, den
 Hieronymus auf das alte Testament wandte, setzte
 er auch, von seinen Freunden gebeten, Erklärungss-
 chriften derselben auf. Im Jahr 392. widmete er
 der Paula und ihrer Tochter seinen Commentarius
 über die Propheten Micha, Nahum, Zephania
 und Haggai, (Opp. Tom. III. pag. 1495 - 1590.
 1642 - 1704.) und ohngefähr um gleiche Zeit, die
 Auslegung des Habakuk, (loc. citat. pag. 1591 -
 1642.) dem Chromatius, Bischof zu Aquileja.
 Fast in allen diesen Werken vertheidigt er sich gegen
 gewisse Vorwürfe, wie zum Beispiel, daß er die
 Schriften des Origenes so stark nütze, daß er nicht
 beredt genug schreibe; ingleichen, daß er seine Bücher
 an Frauenspersonen richte. Was er überhaupt in
 einer

einer Stelle zu seinen Freundinnen sagt, (Comment. in Michaeam, p. 1505.) daß er, nach ihrem Verlangen, die heilige Schrift so erklären müße, wie sie in der Gemeine vorgelesen werde, (das heißt, nach der alexandrinischen Uebersetzung,) ohne doch die hebräische Urschrift auf die Seite zu setzen; das hat er auch beobachtet. Den Wortverstand schöpft er aus beyden Quellen, die er sorgfältig mit einander vergleicht; setzt öfters auch die Abweichungen der andern griechischen Uebersetzer hinzu; vergißt aber eben so wenig, die verschiedenen Erklärungen beizubringen, und neben dem sichern historischen Grunde, auch den so seichten allegorischen, mit einer Menge moralischer Lehren, anzubringen. Wie wenig er hier einen festen Tritt zu thun im Stande gewesen sey, gesteht er selbst in folgenden Worten: (Comment. in Nahum, C. II. v. 1. p. 1568.) „Die Nothwendigkeit treibt mich an, eben so wie man es bey bevorstehendem Schiffbruche zwischen Steinen und Felsen macht, so auch den Lauf meiner Rede zwischen der Geschichte und Allegorie zu wenden, und mich zu hüten, daß sie nicht plötzlich anstoße. Auf der rechten Seite hat Scylla, auf der linken die unersättliche Charybdis den Platz eingenommen. (Der bekannte Vers eines römischen Dichters.) Wenn wir die Steine fliehen, sinken wir in die Tiefe, und wenn wir die verflochtenen Wirbel vermeiden wollen, so gerathen wir an die Steine. Der Herr ist mein Zeuge, daß ich in allem, was ich nach dem Hebräischen erkläre, nicht nach meiner Empfindung rede, welches man an den falschen Propheten tadelte; sondern der Auslegung der Hebräer folge, von welchen ich ziemlich lang unterrichtet worden bin, und also auch das Gelernte den Meinigen schlechtweg anzeigen muß. Es wird wenigstens auf den Leser ankommen, wenn er beides durchgegangen hat, zu urtheilen, welches er vorziehen müße.“ Das

363
bis
430.

eben keine rühmliche Erklärung für den Hieronymus,
 noch eine tröstliche für seine Leser, am wenigsten für
 seine Freundinnen. Er setzt ohne allen Beweis vor-
 aus, daß man den damaligen jüdischen Gelehrten bey
 der Auslegung ihrer heiligen Schriften eine solche
 Folgsamkeit schuldig sey. Sie, welche hinter den
 spätern Schriftauslegern und Sprachkennern ihrer
 Nation noch weit zurück waren, hätten ihm nur den
 ersten Weg zu ihrer Grammatik und Exegetik bahnen
 sollen; es stand bey ihm, sie gar bald hierinne zu
 übertreffen. An statt dessen hat er sich von ihnen
 nicht selten irre führen lassen. Daher kommt auch
 jenes Herumwanken zwischen historischen Erklä-
 rungen und mystischen Deutungen. So erläutert
 er zwar die Weissagung Nahums im angeführten
 Hauptstücke wider Ninive, aus dem Anzuge des
 babylonischen Heers wider diese Stadt; überläßt es
 aber gleich darauf (p. 1571.) der Beurtheilung des
 Lesers, ob man nicht unter den tapfern Männern,
 deren hier gedacht werde, die Teufel verstehen könne,
 welche durch die erste Zukunft des Herrn umgestürzt
 worden wären. Doch, fährt er fort, weil wir ein-
 mal die Weissagung wider Ninive vom Ende der
 Welt genommen haben: so ist es besser zu sagen, daß
 die Waffen der Macht des Teufels alsdann von den
 Menschen entfernt werden sollen. Und dieses wird
 nun wortreich genug mit Bildern des alten und neuen
 Testaments ausgeführt. Durch solche und ähnliche
 Ausschweifungen mehr hat Hieronymus diese Aus-
 legungsschriften sehr ins Unangenehme gedäht.
 Dieser Mann, dem wahre Grundsätze immer vor den
 Augen schweben, der sie sich aber so oft entfliehen
 läßt, hätte nur über seine eigene Bemerkung (Com-
 ment. in Habacuc, C. I. p. 1598.) daß die Ge-
 schichte kein Herumschweifen verstatte; die figur-
 liche Auslegung aber (tropologia) ganz frey sey,
 und bloß durch die Vorschriften einer verständigen
 Fröm-

Frömmigkeit, des Zusammenhangs, und der Ver-
 bindung von nicht sehr widrigen Dingen, etwas ein-
 geschränkt werde; er hätte nur darüber unbefangen
 nachdenken sollen. Er würde bald eingesehen haben,
 daß sich nicht bloß seine Freundinnen, sondern viele
 weit ungelhrtere Leser dergleichen andächtige, aber
 auch grundlose Deutereien, in Menge aus einer la-
 teinischen Uebersetzung herausspinnen können, ohne
 eines Commentarius dabey zu bedürfen. Die Er-
 forschung des Wortverstandes selbst, worinne er oft
 glücklich ist, erschwert er sich zugleich durch seine
 knechtischwörtliche Uebersetzung. In den Vorreden
 zu jedem dieser Propheten, welche Einleitungen zu
 denselben vorstellen könnten, trifft man nur einige
 wenige Umstände oder Wörter aus ihren Schriften,
 aber nicht das Charakteristische eines jeden an. Un-
 ter die merkwürdigen Steuen, daran es in diesen
 Commentarien nicht fehlt, gehört auch diejenige,
 wo der Verfasser über Mich. C. V. v. 1. (p. 1531.)
 die Meinung vorbringt, Matthäus habe deswegen
 die Worte des Propheten auf eine weder dem Hebräi-
 schen noch der alexandrinischen Uebersetzung ganz
 gemäße Art angeführt, um den Schriftgelehrten und
 Priestern, welche sie eben so angeführt hatten, da-
 durch ihre Nachlässigkeit im Lesen der heiligen Schrift
 vorzuwerfen. Es giebt auch einige, setzt er hinzu,
 welche behaupten, daß sich bey allen aus dem alten
 Testamente im neuen angezogenen Stellen ein solcher
 Irrthum befinde, der bald in einer Veränderung der
 Ordnung oder der Worte bestehe; bald einen ganz
 andern Verstand in sich faße, weil die Apostel und
 Evangelisten diese Zeugnisse nicht aus den Büchern
 geholt, sondern sich auf ihr Gedächtniß, das
 doch manchmal betrogen werde, verlassen hät-
 ten. Aber eine der seltsamsten Stellen liest man in
 der Erklärungsschrift über den Jephania, C. III. v.
 18. (p. 1679.) Er bildet sich ein, daß daselbst das
 Wort

3. n.
 C. G.
 363
 bis
 430.

~~Imper~~ Jeronimus. Drittes Buch.

... gerade das lateinische nugas sey; behält
... in der Uebersetzung bey; schließt daraus,
... die hebraische Sprache die Mutter aller übrigen sey,
... darunter solche, die durch Sünden sich
... Kirche entfernt hatten.

Von einer ganz andern Gattung war die Schrift,
... Jeronimus ebenfalls um das Jahr 392.
... der überschließenden Aufschrift: Von den be-
... christlichen Schriftstellern, oder: von
... christlichen Kirchenschriftstellern, (de Vi-
... tribus, oder de Scriptoribus ecclesiasticis,)
... Der Oberste der Leibwache, Dexter,
... wie er in der Zuschrift an denselben meldet,
... gemuntert, nach dem Beispiele des Suetonius,
... eine Nachricht von berühmten heydnischen Ge-
... hinterließ, eine ähnliche für ihn von christ-
... seiden, seit dem Tode des Erlösers, bis zum vier-
... Jahre der Regierung des Theodosius, (wel-
... eben in das Jahr 392. fällt,) zu schreiben. Al-
... sagt er, er befinde sich hierbey in einer weit
... theilignern Stellung, als seine griechischen und rö-
... Vorgänger in solchen Arbeiten. Denn diese
... aus dem Reichthum so vieler Geschichtsbücher
... ein Verzeichniß von dieser Art ziehen können;
... habe, außer der Kirchengeschichte des Euse-
... die ihm sehr nützlich gewesen sey, den schlimmen
... Lehrer, wie man zu sagen pflegte, nur an sich
... gehabt. Er bitte daher den Herrn Jesus,
... Er ihm dieses Verzeichniß der Schriftsteller sei-
... Kirche würdig gelingen lassen möge. Sollten
... derselben, die noch lebten, ihre Namen dar-
... nicht antreffen: so müßten sie es sich selbst zu-
... schreiben, weil sie ihre Schriften verheimlichen. „Und
... schließt er diese Zuschrift, mögen Celsus,
... und Julianus, die wütenden Hunde
... Christum, und auch ihre Anhänger, welche
glauben,

glauben, daß die Kirche keine Philosophen und beredte Männer, keine Lehrer gehabt habe, diese mögen lernen, wie viele und wie treffliche Männer sie gegründet, erbauet und ausgeschmückt haben! Sie mögen aufhören, unsern Glauben einer baurischen Einfalt zu beschuldigen, und vielmehr ihre Unwissenheit erkennen!“ Man kann allerdings zweifeln, ob diese Aufforderung an heidnische Leser des Buchs, ihre Würkung gethan habe. Nicht allein, weil sie zu ungestüm und zu beleidigend ist; sondern weil auch die Gegner des Christenthums wider den Beweis des Verfassers eine Ausflucht übrig behielten. Sie konnten sagen, daß es unter den Bekennern dieser Religion zwar Schriftsteller genug gegeben habe, welche sie geschickt erklärt und vertheidigt, sich durch ihren Eifer für dieselbe ausgezeichnet hätten; aber desto weniger solche, deren Geistesfrüchte für die aufgeklärte Welt überhaupt, unabhängig von einem gewissen Glauben, wichtige Geschenke geworden wären: Männer von hohen, ins Große wirkenden Gaben, Philosophen, Erfinder, Gesetzgeber, Geschichtschreiber, Naturkundiger, Aerzte, und dergleichen mehr. Daß diese Einschränkung des Umfangs der Gelehrsamkeit bey den Christen nicht ganz geleugnet werden könne, weil sie selbst in ihrem blühendsten Zustande, fast nur eine theologische Wendung und Beziehung genommen hat, ist schon an einem andern Orte ausführlicher gezeigt worden. (Th. VII. S. 31.) Gleichwohl hatten auch die Christen gegen jenen Vorwurf genug zu ihrer Vertheidigung anzubringen. Sie waren erst dritthalbhundert Jahre nach dem Ursprunge ihrer Religion, von den Fesseln eines oft sehr drückenden bürgerlichen Zwangs befreiet worden: und man weiß wohl, wie stark derselbe meistens die aufwärts strebenden Kräfte niederschlägt. Nichts ist weniger zu verwundern, als daß die Christen während der Zeit, da sie wegen ihrer Religion

J. n.
E. G.
363
bis
430.

3. n. so heftig angegriffen wurden, alle ihre Gaben und
 2. G. Kenntniße eben zur Unterstützung und Empfelung
 363 derselben angewandt haben. Auf dieser gewohnten
 bis Bahn giengen sie frenlich auch alsdann fort, da ihre
 430. Religion schon die Oberhand im römischen Reiche er-
 halten hatte. Es war ihnen aber dieses so natürlich
 geworden, und sie bekamen so manche neue Reizun-
 gen dazu, daß in dem ersten Jahrhunderte nach der
 gedachten großen Veränderung, nicht wohl andere
 als kirchliche Schriftsteller unter ihnen erwartet wer-
 den konnten; zumal da ihr nunmehr über alles her-
 vorragender Lehrstand den Wissenschaften und Kün-
 sten so leicht gleichsam den Anstrich seiner Farbe mit-
 theilte. Die Christen waren noch überdieß berech-
 tigt, für sich anzuführen, daß es ihnen weder an phi-
 losophischen Köpfen, noch an Männern von man-
 nichfaltiger Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, die
 selbst von den Henden zu ihnen übergiengen, gefehlt
 habe. Hätten Möncheren, Aberglauben und theolo-
 gische Streitsucht nicht so schnell unter ihnen überhand
 genommen: so ist es glaublich, daß sie mehr Schrift-
 steller erlangt haben würden, die sie den Henden ent-
 gegen setzen konnten.

Für die Christen hat dieses Buch des Hierony-
 mus gewiß viel Annehmlichkeit und Nutzen. Er
 war darinne der erste, der ein beinahe vollständiges
 und auch ziemlich lehrreiches Verzeichniß ihrer um
 Religion, Kirche und theologische Gelehrsamkeit ver-
 dienten Schriftsteller zusammentrug. In dieser Be-
 trachtung ist man ihm ohngefähr so vielen Dank
 schuldig, als dem Eusebius für die erste Sammlung
 von Hauptbegebenheiten der christlichen Kirchenges-
 chichte. Es sind hundert und fünf und dreyßig
 Abschnitte, in welchen er von eben so viel Schrift-
 stellern Nachricht giebt. Petrus und andere Apo-
 stel, nebst einigen ihrer Schüler, machen den An-
 fang;

fang; er selbst aber steht zuletzt. Außer den Mit-
 gliedern der katholischen Kirche, sind auch einige
 Ketzer, wie Tatianus, Bardesanes, Novatia-
 nus, Priscillianus, angezeigt worden. Selbst
 die drei Juden, Philo, Josephus und Justus
 von Tiberias, sogar der heidnische Philosoph Se-
 neca, haben hier Platz gefunden: Philo, wegen
 der Beschreibung, die er von den Christen in Aegypten
 gebe; Josephus, wegen einiger günstigen Stel-
 len von Christo und seinen Freunden; endlich Se-
 neca wegen seines Briefwechsels mit dem Apostel
 Paulus. Schon diese Gründe, und andere Stel-
 len des Buchs mehr, beweisen es, daß Hieronymus
 in der historischen Kritik nicht sonderlich geübt gewe-
 sen sey. Man bemerkt insonderheit, daß er einem
 sonst guten Führer, dem Eusebius, zu sehr ohne
 alle Prüfung gefolgt ist. Auch bey ihm sucht man
 diejenigen Schriftsteller, welche dieser Geschichtschrei-
 ber nicht gekannt oder vorbeigelaßen hat, den Athe-
 nagoras, Hermias, und einige andere, vergebens.
 Doch hat er auch Zusätze eingerückt, die Eusebius
 nicht hat; oder, die sich mit der übrigen Erzählung
 desselben nicht wohl vereinigen lassen, wie die be-
 rühmte Nachricht, (c. 1.) von dem fünf und zwanzig-
 jährigen Bisthum Petri zu Rom. Seine Ver-
 ehrer in den neuern Zeiten haben es ihm zwar als eine
 Verbesserung angerechnet, daß er die hier (c. 75.)
 dem Märtyrer Pamphilus beigelegte Schutzschrift
 für den Origenes, demselben in der Folge abge-
 sprochen hat, als wenn er hierinne vom Rufinus
 hintergangen worden wäre. Es ist aber schon in der
 Geschichte seiner Streitigkeiten mit diesem Gelehrten
 (Th. X. S. 165. begreifflich geworden, warum er
 seine Meinung lieber aus sehr schwachen Gründen zu-
 rücknehmen, als demselben einigen Vortheil in Ab-
 sicht auf den Origenes, über sich zugestehen wollte.
 Andere Stellen des Buchs werden durch die übrigen
 Schriften

J. n.
 C. G.
 363
 bis
 430

Schriften des Hieronymus brauchbarer aufgeklärt. Er nennt er zwar (c. 10.) den Hirten des Hieronymus, diese Arbeit eines ungewissen Verfassers, die in einigen griechischen Gemeinden öffentlich vorgelesen werde, in den lateinischen aber beynahe unbekannt sey, ein wirklich nützliches Buch. Da er jedoch um gleiche Zeit in einer seiner biblischen Auslegungsschriften (Comment. in Habacuc, Lib. I. c. 1. p. 1601. ed. Martian.) sagt, daß dasjenige apokryphische Buch, in welchem geschrieben stehe, ein Engel, Namens Tyrus, (vermuthlich ist diese Lesart aus Jhesu entstanden,) sey den Gewürmen vorgesetzt, und auf gleiche Art wären auch den Fischen und Bäumen, und allen Thieren, eigene Engel zur Bewachung angewiesen, als ein thörichtes Buch verdammt werden müsse: so sieht man wohl, daß er sich in der spätern Stelle darum über daselbe schmerzhaft ausgedrückt habe, weil es bey den morgenländischen Christen in einiger Achtung stand. Ohnediesß kann auch in einer Schrift, welche viele sichtbare Spuren eines schwärmerischen und einfältigen Kopfs enthält, (wie solches hier der Fall ist,) hinwiederum doch manches Nützliche oder Gutgemeinte stehen; wenn es gleich dadurch weder zum Unterrichte des großen Hauffens recht dienlich wird; noch weniger die Ehre verdient, als eine Probe des eigentlichen theologischen Vortrags aufgestellt zu werden.

Augustinus vermißte in diesem Buche des Hieronymus, wie er ihm selbst um das J. 397. meldete, (Epist. XL. p. 65. 66. Tom. II. Opp. ed. Antwerp.) bey den kaiserlichen Schriftstellern, welche darinne vorkommen, eine Anzeige dessen, was bey ihnen schädlich sey; er wunderte sich auch, daß der Verfasser einige derselben weggelassen habe. Dieser antwortete ihm zwar auf eine andere das Buch betreffende Frage; aber nicht auf diese: (Epist. LXXIV. p. 618.

618. ed. Martian.) entweder, weil er sich seiner Eilfertigkeit auch in dieser Ausarbeitung bewußt war; oder, weil er nicht glaubte, daß alles Verlangte in seinen Entwurf gehöre. Jetzt möchte man dieser Schrift eine noch nöthigere Eigenschaft wünschen: überall treffende Urtheile von der Gelehrsamkeit, den Verdiensten und Schriften der aufgestellten Gelehrten; an statt daß man deren gar keine, oder nur allgemeine Lobsprüche antrifft. Man hat indeß Ursache, mit demjenigen zufrieden zu seyn, was ein so beschäftigter Mann für die Nachwelt gesammelt hat. Unter andern erkennt man auch aus diesem Verzeichnisse, wie ungeniein viele Schriften des christlichen Alterthums sich verloren haben, weit mehrere, als ihrer erhalten worden sind. Da es eine beynahe unentbehrliche Grundlage zur Kenntniß der Kirchenschriftsteller geworden war: so wurde es gar bald, und in der Folge immer häufiger fortgesetzt. Der erste der dieses nicht ungeschickt, bisweilen sogar mit einiger Freyheit im Urtheilen, geleistet hat, war gegen das Ende des fünften Jahrhunderts Gennadius, ein Aeltester zu Masilia, (jetzt Marseille.) Seine Arbeit ist auch deswegen schätzbar, weil er zugleich die Nachrichten des Hieronymus durch mehrere von demselben übergangene Schriftsteller ergänzt. Mit allen diesen Fortsetzungen, die bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts reichen, und mit den Anmerkungen verschiedener Gelehrten vom Erasmus an, über das Buch des Hieronymus, hat Joh. Albr. Sabricius dasselbe unter der Aufschrift: Bibliotheca Ecclesiastica, zu Hamburg im Jahr 1718. in Folio am besten abdrucken lassen. Er hat viele gute Erläuterungen beigelegt, auch die griechische Uebersetzung des Buchs gegenüber gestellt, die man sonst dem Sophronius, einem Freunde des Hieronymus, und Uebersetzer einiger seiner Schriften in die gedachte Sprache, (von dem er dieses

J. n.
C. G.
363
bis
430.

G. n. selbst, de viris illustr. c. 134. meldet,) zuzuschreiben
 E. G. pflegte. Isaac Vossius und andere Gelehrte hat-
 363 ten an der Wahrheit dieses Vorgebens schon mit
 bis 430. Recht gezweifelt; Vallarsi aber hat es in seiner
 Ausgabe dieses Buchs, (Tom. II. Opp. Hieron.)
 vollständig widerlegt. Uebrigens ist zwar die eben
 genannte Ausgabe nach Handschriften stark verbef-
 fert, auch mit allerhand Zusätzen und Anmerkungen
 begleitet; macht jedoch die vorhergehende feinswegs
 entbehrlich.

Diese historischen Nachforschungen des Hiero-
 nymus wechselten schon seit dem Jahr 392. mit ei-
 ner heftigen Streitigkeit ab, in die er sich verwickelte.
 Jovinianus hatte vor kurzem es gewagt, den ehelo-
 sen und den ehelichen Stand, das Fasten und den
 gemäßigten Genuß von Speisen, öffentlich einander
 völlig gleich zu schätzen, auch andere Lehrsätze zu be-
 haupten, die ihm den Rehernahmen, Widerlegungen
 und Verfolgung zugezogen. Keiner von seinen Geg-
 nern fiel hitziger über ihn her, als Hieronymus,
 (adversus Iovinianum, Libri duo, p. 144. sq. T. IV.
 Opp. T. II. ed. Martian.) Aber sein Buch machte
 zu Rom ein schlechtes Glück: nicht allein, weil er
 über der Empfelung des ehelosen Lebens, von dem
 Ehestande mit unbesonnener Geringschätzung geschrie-
 ben hatte; sondern vermuthlich auch darum, weil er
 schon von ältern Zeiten her, aus einer ähnlichen Ur-
 sache, in jener Hauptstadt nicht beliebt war. Kaum
 erfuhr er dieses, so setzte er im Jahr 394. oder 395.
 eine Schutzschrift für jenes Werk auf. (Apologeti-
 cus ad Pammachium pro libris adversus Iovinia-
 num, l. c. p. 229. sq.) Ob er dadurch alles Miß-
 vergnügen gestillt habe, läßt sich aus seiner Versiche-
 rung, daß diese Vertheidigung zu Rom mit Freuden
 aufgenommen worden sey, (Prolog. Comment. in
 Ieremiam, p. 527. T. III. Opp. ed. Martian.) nicht
 voll-

vollkommen erweisen. Alles dieses aber ist schon anderswo in einem bequemern Zusammenhange vollständig erzählt, und auch der Antheil, welchen Ambrosius und Augustinus an diesem Streite nahmen, daselbst beschrieben worden. (Ehr. KGesch. Th. IX. S. 233. fgl.)

J. II.
T. G.
363
bis
430.

In diese Zeit, allem Ansehen nach in das Jahr 394, fällt der Anfang der freundschaftlichen Bekanntschaft des Hieronymus mit dem Augustinus, der damals nur erst Aeltester zu Hippo in Africa war. Es wäre vielleicht für beyde sehr zuträglich gewesen, wenn ihre Freundschaft einen frühern Ursprung genommen, und sich in einen vertrauten Umgang ergossen hätte. Sie waren Männer von trefflichen Gaben, vielen nützlichen Kenntnissen, brennendem Eifer für die Religion, und ausnehmender Thätigkeit; aber erst die Vereinigung der Fähigkeiten, in welchen jeder von ihnen eine vorzügliche Stärke besaß, und die Vermeidung der einem jeden eigenthümlichen Fehler, würde einen großen, der Kirche und Gelehrsamkeit sehr nützlichen Lehrer hervorgebracht haben. So reich Hieronymus an Sprachkunde war, so wenig war er Philosoph, und so voll von Leidenschaften und Uebereilungen. Augustinus hingegen, ein weit scharfsinnigerer Kopf, urtheilte und schrieb meistentheils gelassener und bedachtsamer; wurde aber oft, aus Mangel an Sprachwissenschaft, ein seichter Ausleger, und errichtete dafür ein Gebäude von unendlichen Spitzfindigkeiten. Beide befanden sich jetzt in einem Alter, wo man seine beliebten Methoden und Meinungen nicht mehr umzuändern pflegt. Hieronymus hatte schon sein sechszigstes Jahr überschritten, und Augustinus bereits das vierzigste erreicht. Jeder war sich auch einer gewissen Ueberlegenheit über den andern bewußt. Setzt man noch hinzu, daß Hieronymus schon

9. n. lange ein sehr berühmter und angesehener Schriftstel-
 C. G. ler war; und Augustinus kaum angefangen hatte,
 363 bis sich in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen: so wird
 430. man zum voraus vermuthen, daß Hieronymus in-
 sonderheit für die Erinnerungen seines neuen Freun-
 des keine bereitwillige Empfänglichkeit gehabt haben
 werde.

Und dennoch war gerade der erste Brief, den Au-
 gustinus an ihn schrieb, nachdem kurz vorher, im
 Jahr 393, wie es scheint, Alypius, ein afrikani-
 scher Geistlicher, bey Gelegenheit seiner Reise nach
 Palästina, durch die Mittheilung ihrer gewogenen
 Gesinnungen gegen einander, eine Verbindung zwi-
 schen ihnen gestiftet hatte; sein gleich darauf folgen-
 der Brief also (Epist. XXVIII. p. 34. sq. in Opp.
 Augustini, T. II. ed. Antverp.) war mit einem für
 den Hieronymus desto empfindlicherm Tadel ange-
 füllt, da derselbe gelehrte Bemühungen traf, in wel-
 chen dieser eben so geübt als verdient zu seyn glaubte.
 Es schien zwar schmeichelhaft für ihn zu seyn, daß
 ihn Augustinus im Namen aller afrikanischen Ge-
 meinen ersuchte, die Werke der griechischen Schrift-
 ausleger, vorzüglich eines, den er in seinen Schrif-
 ten so gern anführte, (des Origenes,) zu überse-
 zen. Aber gleich darauf bat er den Hieronymus,
 in seiner angefangenen Uebersetzung des alten Testa-
 ments aus dem Hebräischen nicht fortzufahren; son-
 dern nur die lateinische Uebersetzung nach der alexan-
 drinischen zu verbessern; indem es ihn wundern
 sollte, wenn nach so vielen sehr geschickten Ueberset-
 zern, noch etwas in der Urschrift vorbeigelaßen wäre.
 Ueberdieß warf er dem Hieronymus vor, daß er in
 seiner Auslegungsschrift über den Brief an die Ga-
 later, den Paulus einer lügenhaften Vorstellung
 beschuldigt habe, und widerlegte auch dieses Vorge-
 ben. Zwar konnte dieser Brief, wegen eines einge-
 tretenen

tretenen Hindernisses, nicht an den Hieronymus überschickt werden. Als aber Augustinus bald nach dem Jahr 395, da er Bischof geworden war, in einem andern Schreiben (Epist. XL. p. 63. seq. l. c.) die gedachte Meinung von dem Apostel abermals, wiewohl unter großen Lobeserhebungen des Hieronymus, weitläufig rügte, sogar ausdrücklich einen Widerruf von ihm darüber verlangte: gerieth dieses Schreiben durch einen Zufall nach Rom, und wurde in Italien eher bekannt, als es Hieronymus empfing. Nach und nach verbreitete sich das Gerücht, daß Augustinus ein wider ihn geschriebenes Buch in jene Hauptstadt geschickt habe. Er befand daher für nöthig, dem Hieronymus zu versichern, wie falsch diese Nachricht sey; verlangte aber doch mehrmals eine Antwort auf das ihm nunmehr zugekommene Schreiben, und erklärte sich, dasjenige auch willig aufzunehmen, was Hieronymus in seinen Schriften tadeln würde. (Augustin. Epist. LXVII. p. 117. sq. loc. citat. LXXI. p. 120. sq.) Allein Hieronymus antwortete ihm zu wiederholtenmalen, er könne es noch nicht glauben, daß Augustinus ein Schreiben von solchem Inhalte an ihn gerichtet habe; wiewohl einige seiner Freunde behaupteten, Augustinus habe sich durch dasselbe zu seinem Nachtheil Ruhm und Ansehen bey dem großen Hauffen erwerben, und seine Geschwätzigkeit zum Stillschweigen bringen wollen; auch habe er einem rechtgläubigen Bischof nicht allzudreist antworten, noch seinen Brief, worinne er einiges Ketzerische gefunden habe, tadeln wollen. Augustinus möchte also, fährt er fort, ihm den oftgedachten Brief mit seiner eigenen Unterschrift übersenden; oder aufhören, einen alten, in seiner Zelle verborgenen Mann weiter zu reizen. Er hätte seine Zeit gehabt, in welcher er, so viel ihm nur möglich war, auf seiner Laufbahn fortgeschritten sey; jetzt, da Augustinus diesen weiten Weg zurücklegen wolle,

J. n.
E. G.
363
bis
430.

363
 bis
 430.

gebühre ihm Muße. Wenn Augustinus ja seine Gelehrsamkeit entweder üben oder zur Schau tragen wollte: so möchte er beredte und ansehnliche Jünglinge, deren es zu Rom viele geben sollte, aufsuchen, die sich mit ihm in einen Streit einzulassen, Kraft und Muth genug haben würden. (Hieronym. Ep. LXIX. p. 608. LXXI. p. 611. ed. Martian.) Hieronymus lehnt zwar in diesen Antworten, bloß aus scheinbarer Liebe zur Ruhe, eine Streitigkeit mit dem Augustinus ab; es ist aber sichtbar, daß er zugleich mit Verdruß und einiger Geringschätzung auf den Angriff desselben herabgesehen habe. Gleichwohl wurde er endlich genöthigt, da Augustinus, ehe er noch diese Briefe erhielt, nicht unterließ, eine Beantwortung seiner Einwürfe von neuem zu verlangen, dieselbe aufzusetzen. (Epist. LXXIV. p. 617. sq. l. c.) Der Inhalt dieser Vertheidigung ist, wie der ganze Gegenstand des Streits, schon in einem andern Theil dieser Geschichte (Th. IX. S. 348. fgl.) dargestellt worden. Sie gerieth nicht allein lang und lebhaft; sondern hin und wieder auch etwas bitter und spöttisch. Hieronymus bat unter andern seinen Gegner, (p. 626.) nicht den Pöbel von Unwissenden auf ihn loszuheken, die frenlich den Augustinus als einen öffentlich lehrenden Bischof verehrten, ihn aber als einen ganz veralterten Mann aus der Mönchseinde, verachteten; er möchte sich andere zur Belehrung oder zum Tadel suchen: denn zu ihm, in so sehr weit entfernte Gegenden, gelange kaum der Schall seiner Stimme. Eine so entscheidende Erklärung brachte zwar den Augustinus nicht zum Stillschweigen; er zeigte vielmehr dem Hieronymus, wie auch bereits am genannten Orte (S. 349.) angeführt worden ist, daß man einen weit geradern Weg gehen könne, um das Betragen Pauli gegen Petrum zu rechtfertigen, als ihm Verstellung zuzuschreiben. Allein die glimpfliche und bescheidene Art, mit welcher

cher sich Augustinus ausdrückte, so wie sein Nach-
geben in Ansehung der vom Hieronymus unternom-
menen Bibelübersetzung aus dem Hebräischen, hien-
gen an, den letztern zu besänftigen; er setzte wenig-
stens der Widerlegung seiner Meinung vom Paulus
nichts weiter entgegen. Daß er dieselbe sogar in der
Folge geändert habe, ist auch andermwärts (loc. cit.
S. 350.) bemerkt worden. Augustinus glaubte es
gewiß; (Epist. CLXXX. p. 483. Tom. II. Opp. edit.
Antverp.) und Stilling (vita Hieronymi, p. 595.)
scheint es ohne Noth gelehnet zu haben.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Indem dieser Streit, worinne der gelehrtere Aus-
leger gegen den scharfsichtign den Kürzern zog,
zwischen den Jahren 395. und 405. nach und nach
ausbrach, war Hieronymus in ganz andere, hitzi-
gere und langwierigere Händel verwickelt worden, an
denen er nicht etwa, wie an dieser Zwistigkeit mit
dem Augustinus, halbgezwungen einigen Antheil
nahm; sondern zu denen er sich recht geßißentlich hin-
zudrängte, und worinne er eine der vornehmsten feh-
tenden Personen war. Die eine dieser Streitigkeiten,
die origenianische, deren Geschichte man schon an-
derswo gelesen hat, (Th. X. S. 135. fg.) nahm
ohngefähr um das Jahr 394. ihren Anfang, und
dauerte bis gegen das Jahr 404. Hieronymus
sorgte dabei zwar für den Ruf seiner Rechtgläubig-
keit, wie sie damals festgesetzt wurde, nicht unglück-
lich. Aber die Verbindungen, welche er in dieser
Absicht mit äußerst heftigen, zänkischen und verfol-
genden Lehrern einging; die leidenschaftliche Verän-
derlichkeit, mit welcher er von der höchsten Bewun-
derung und langen Nachahmung des Origenes, zur
heißigsten Verfekerung desselben herabsank; sein aus
ähnlichen niedrigängstlichen Besorgnissen entstandenes
ungestümes und rachbegieriges Verhalten gegen einen
ehemaligen vertrauten Freund, den Rufinus, und

F. n.
E. G.
363
bis
430.
 andere solche ausschweifende Schritte, die er auf diesem Kampfplatze that, haben sein Herz und seine Beurtheilungskraft der Nachwelt desto weniger empfohlen. Daß er bey dieser Gelegenheit mehrere Streitschriften, (ein Schreiben wider die Ketzerreyen des Johannes, Bischofs zu Jerusalem, eine Schutzschrift wider den Rufinus in zwey Büchern, und verschiedene Briefe) ausgefertigt, auch zu gleichem Behuf Schreiben des Epiphanius und Theophilus ins lateinische übersetzt habe, ist am angeführten Orte erzählt, und es sind auch Auszüge dieser Schriften mitgetheilt worden.

In der zweyten Streitigkeit, welche in diesem Zeitraum seines Lebens fällt, bey dem wütenden Anfälle auf den Vigilantius, seit dem Jahre 404, hat man ihn eben so schlecht zu seinem Vortheile, oder vielmehr als einen der Sache des Christenthums selbst schädlichen Mann, auftreten gesehen. (Chr. R. Gesch. Th. IX. S. 268. fg.) Er hatte bereits den Jovinianus, wie einer von den gemeinsten Eiferern, die sich zugleich mit ihrem Gegner zu Boden stürzen, behandelt. Als er sich aber nicht nur wider den Vigilantius zum Vertheidiger des gröbsten Aberglaubens aufwarf; sondern auch voll Erbitterung außer sich gebracht, auf Lebensstrafen solcher vermeinten Irrlehrer drang: da konnten die Christen froh seyn, daß der Mönch zu Bethlehem des Schwerdts über seine Mitbrüder nicht mächtig war. Und dennoch rettete sie dieses nachmals nicht vor den abscheulichen Folgen seiner nur zu bald gebilligten Behauptung, daß Ketzer hingerichtet werden mußten. Auch hier braucht übrigens dasjenige nicht wiederholt zu werden, was schon am genannten Orte, aus dem Schreiben des Hieronymus an den Riparius, und aus seinem Buche wider den Vigilantius, beygebracht worden ist.

Desto

Desto lieber hingegen erblickt man den Hieronymus auch in diesen Jahren, (vom Jahr 394. bis zum Jahr 405. hin,) in dem Kreise seiner gewöhnlichen sanftern Beschäftigungen, als Lehrer seiner Freunde und Freundinnen durch häufige Briefe, oder durch Erklärungsschriften über die Bibel. Wenn gleich jene die brennende Ausbreitungssucht des Mönchs- und Nonnenlebens verunstaltet; in diesen aber die Fehler seiner frühern Arbeiten von dieser Gattung sich niemals verlieren; so enthalten doch beide auch manches Gute, und wenigstens viel Eigenthümliches im Feuer der Gedanken und Ausdrücke. Dadurch ist insonderheit sein Schreiben an den Nepotianus, das er im Jahr 394. aufsetzte, berühmt geworden. (Epist. XXXIV. ad Nepotianum, de vita Clericorum et Monachorum, p. 256. seq. ed. Martian.) Nepotianus war ein Schwestersohn eben des Heliodorus, an welchen Hieronymus im Jahr 374. das so bekannte und oben (S. 24.) angeführte Schreiben erlassen hatte, um ihn ins Mönchsleben zurückzuziehen; der aber statt dessen das Amt eines Bischofs annahm. Da Nepotianus durch diesen seinen Oheim zum Aeltesten ernannt worden war: hat er den Hieronymus mehrmals, ihm Vorschriften zur würdigen Aufführung in diesem Stande zu geben. Allein seine Sitten machten demselben so viel Ehre, und er hatte auch seinen Oheim so sehr zum Führer in der Nähe, daß Hieronymus erst durch den letztern bewogen werden konnte, jenes Verlangen zu erfüllen. Den Eingang seiner Zuschrift hat er mit dem ihm gewöhnlichen deutenden, aber auch gezwungenen Witze, und in seiner so sagen üppigen Schreibart, sehr weit hergehohlet. Nachdem er seines Briefs an den Heliodorus gedacht hat, der auf eine jugendlich spielende Art abgefaßt wäre, vergleicht er damit die jetzige Kälte seines Alters, die er mit Stellen aus dem Virgilius abschildert;

J. n.
C. G.
363
bis
430.

n. hauptsächlich aber mit Davids Beispiele erläutert.
 E. G. Dieser König, sagt er, konnte in seinem hohen Al-
 363 ter, ohngeachtet er noch so viele Frauen und Bei-
 bis schläferinnen hatte, doch nur von der Sunamitinn
 430. Abisag erwärmt werden. Folgt man hier bloß dem
 Buchstaben: so sollte man dieses für eine Erdichtung
 aus irgend einem Schauspiele halten; denn nirgends
 liest man in der Bibel von andern alten ehrwürdigen
 Männern etwas Aehnliches. Aber Salomo erklärt
 es uns in seinen Sittensprüchen, (E. IV. fg.) daß
 die Sunamitinn, deren keusche Umarmungen sein
 Vater genoß, die Weisheit anzeige. Denn alle
 Tugenden, bey welchen der Körper Dienste leisten
 muß, nehmen bey den Alten ab; nur die Weisheit
 wächst bey ihnen: welches der Verfasser durch Zeug-
 niße aus dem Alterthum bestätigt. Selbst der
 Name Abisag zeigt einen höhern Grad von Weis-
 heit bey den Alten an, indem er so viel als mein
 überflüssiger Vater, oder das Brüllen, das
 Rauschen meines Vaters bedeutet. Alles dieses,
 fährt Hieronymus fort, habe ich nur darum vor-
 angeschickt, damit du nicht einen geschmückten und
 reizenden Vortrag erwartest; es ist genug, wenn
 mich nur die Weisheit umarmet. Die erste seiner
 Vorschriften also ist diese, ein Clericus müsse zuvör-
 derst seinen Namen übersetzen, um das zu seyn,
 was derselbe bedeutet: ein Erbtheil Gottes, oder
 Gott ihr Erbtheil. Diesem zu Folge muß er
 nicht nach irdischem Vermögen trachten, sich am
 Nothdürftigen begnügen, und weit von den Sitten
 eines kaufmännischen Geistlichen entfernt seyn. Den
 Umgang mit dem weiblichen Geschlechte soll Nepo-
 tianus entweder ganz vermeiden; oder auf die aller-
 behutsamste Weise anstellen. Er soll die Erbschlei-
 cher unter den Geistlichen nicht nachahmen, welche
 den kinderlosen Alten die schmutzigsten Dienste leiste-
 ten. Das Lesen der heiligen Schrift soll er niemals
 un-

unterbrechen; aber auch, indem er aus denselben J. n. lehrt, nach ihren Vorschriften leben. Zwar soll er E. G. seinem Bischof unterworfen seyn; doch nur als sei- 363 nem Vater, nicht als einem Herrn; es sey eine sehr bis 430. schlimme Gewohnheit in manchen Gemeinen, daß die Ältesten in Gegenwart ihrer Bischöfe nicht öffentlich reden dürften. Wenn er in der Gemeinde lehrte, so sollte er nicht Geschrey, sondern Seufzer bey den Zuhörern erregen; ihre Thränen sollten sein Lob seyn. Nichts sey frenlich leichter, als den geringen ungelehrten Hauffen durch eine geläufige Zunge zu betrügen; dieser bewundere dasjenige, was er nicht versteht, am meisten. Ferner soll er eben so wenig schwarze als weiße Kleider tragen; das heißt, sich für Unflath und übertriebener Zierlichkeit gleich stark in Acht nehmen; doch aber auch keine gezwungene Dürstigkeit oder Frengebigkeit annehmen. Marmor, Gold und andere Ausschmückungen gehörten nicht für christliche Kirchen; wenn im israelitischen Tempel eine glänzende Herrlichkeit gewesen wäre, so falle dieselbe bey dem geistigen Gottesdienste der Christen weg. Hieronymus warnt darauf den Nepotianus, keinen Gastmählern, am wenigsten bey Vornehmen, beizuwohnen; er will, daß derselbe keinen Wein trinken, doch nicht mehr fasten soll, als er ertragen kann; woben er auch des gekünstelten Fastens mancher zu seinen Zeiten gedenkt. Hiernächst soll er sich nicht um den Beyfall anderer bewerben; seine Frömmigkeit nicht zur Schau tragen; weder von andern übel reden, noch dergleichen Gespräche anhören, und überhaupt seine Zunge im Zaum halten. Eine der letzten Vorschriften, welche ihm ertheilt wird, ist diese, daß er, der die Enthalttsamkeit anpreiset, nicht Heyrathen stiften, insonderheit auch keine Wittwe zur zweyten Ehe bereden möchte. — Dieses Schreiben des Hieronymus hat in unsern Zeiten ein verdienstlicher Gelehrter zu Coburg, Erdmann Rudolph Sischer,

3. n. scher, wegen seiner Vortrefflichkeit, wie er sagte,
 E. G. besonders abdrucken lassen, (zu Coburg, 1758. 8.)
 363 und mit guten Anmerkungen begleitet. Daß es eben
 bis
 430. keinen hohen Werth für das jetzige Zeitalter habe,
 mehr zur Kenntniß damaliger Sitten der Geistlich-
 keit, und der Gesinnungen des Verfassers über die-
 sen Stand, diene, hat der Auszug desselben zeigen
 können.

Nepotianus starb bereits im Jahr 395. Gleich im Anfange des folgenden Jahres, schickte Hieronymus ein sehr weitläufiges Trostsreiben an den Heliodorus, das durch die Beredsamkeit seines Schmerzens rührend, und durch das ungemeine Lob des Verstorbenen, ein rühmliches Denkmal desselben geworden ist. (Epist. XXXV. p. 266. sq. ed. Martian.) Zwar enthält es auch eine Menge allgemeiner Betrachtungen und Anmerkungen, aus christlichen Religionslehren oder aus der Geschichte; allein das meiste davon ist glücklich genug angewandt worden, das Bild des Nepotianus glänzender zu machen. Er hatte schon eine Hofbedienung angenommen; lebte aber zugleich unter allerley Büßungen und gottseeligen Uebungen; wiewohl dem Hieronymus ein solcher Aufschub im Dienste Gottes nicht gefällt. Doch bald legte er sein Amt nieder, theilte sein Vermögen unter die Armen aus, und würde sich sogleich unter die Einsiedler begeben haben, wenn er sich un-
 terstanden hätte, seinen ihm so ehrwürdigen Oheim zu verlassen. Als ihn daher dieser in den Lehrstand aufnahm, bezeigte er durch Seufzen und Heulen, durch Fasten und Eingezogenheit, wie sehr dieses wider seinen Willen geschehen sey. Unterdeßen verwaltete er sein Amt mit so vieler Demuth, leutseeliger Dienstfertigkeit, Klugheit und Würde, daß er dar-
 inne, ohngeachtet seiner Jugend, ein Muster wurde. Sein häusliches Leben war ganz nach der Strenge
 eines

eines Mönchs gebildet; und allem Ansehen nach würde er ohne diesen Zusatz von höherer Vollkommenheit nach dem Geschmack seiner Zeiten, als Lehrer weniger gerühmt worden seyn.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Andere Freunde des Hieronymus, oder überhaupt lernbegierige Christen, gaben ihm in diesen Jahren auch Gelegenheit genug zu Briefen und gelehrten Arbeiten. So schrieb er gegen die Jahre 394. und 395. einigemal an den Ältesten und Mönch Paulinus, der nachher als Bischof von Nola, wie man anderwärts gesehen hat, (Th. VII. S. 123. fg.) so berühmt geworden ist. Dieser hatte sich noch nicht lange in die Gegend von Nola begeben, als ihm Hieronymus, dem er eine seiner Schriften zugesandt hatte, unter vielen Lobsprüchen, allerley Vorschriften ertheilte, die größtentheils richtig, und auch wohl ausgedrückt sind. (Epist. XLIX. p. 563. seq. ed. Martian. Tom. IV. Opp. P. II.) Hier kommt die merkwürdige Stelle vor, in welcher er zeigt, wie gleichgültig und entbehrlich das Wallfahren an heilige Oerter sey: sie ist schon in einem andern Theil dieser Geschichte (Th. IX. S. 224. fg.) vollständig eingerückt worden. Er belehrt weiter den Paulinus, wie viel er sich versagen, wie aufmerksam er auf sich selbst seyn müsse, um einen wahren Mönch abzugeben. Insonderheit aber versichert er demselben, daß alle seine Gaben, Fähigkeiten und Schriften dadurch ungemein viel gewinnen würden, wenn er sich eine genauere Bekanntschaft mit der heiligen Schrift erwerben wollte. — Eben dieses schärft ihm Hieronymus noch viel ausführlicher in dem zweiten Briefe ein. (Epist. L. p. 568. sq. ed. Martian.) Er hält ihm das Beispiel der heidnischen Philosophen und der Apostel vor, um ihn zum Fortschreiten nach Wahrheit in der heiligen Schrift aufzumuntern; erinnert ihn aber auch, daß, wenn sich gleich

J. n. gleich bey diesem Buche jedermann zum Lehrer und
 E. G. Ausleger aufwerfe, der sogar keine Fähigkeiten dazu
 363 besitze, (einer Unverschämtheit, die man bey andern
 bis 430. Schriften nicht begehe,) es doch unmöglich sey, ohne
 Führer in demselben fortzukommen. Zum Beweise
 bringt er mehrere Beispiele von geheimnißvollen
 Stellen, Vorbildern und Schwierigkeiten in der
 Schreibart an, die sich bey den biblischen Schrift-
 stellern fänden. Dazu rechnet er unter andern den
 levitischen Gottesdienst; viele Nahmen und Zahlen
 in der israelitischen Geschichte; Hiobs Weißagung
 von der Auferstehung; die funfzehn Stufen in den
 Psalmen, und dergleichen mehr, auch in allen Bü-
 chern des neuen Bundes. — Paulinus folgte die-
 sen Ermahnungen, wie seine Geschichte schon gelehrt
 hat. Er verlangte daher auch vom Hieronymus
 einen Commentarius über den Daniel; er legte ihm
 folgende zwey Fragen vor: Warum hat Gott das
 Herz des Pharao verhärtet? und warum sagt
 der Apostel: es liege nicht am Wollen oder Laufen;
 sondern an der Erbarmung Gottes? oder andere
 Worte, welche den freyen Willen aufzuheben schei-
 nen; ferner: Wie können die Kinder der Gläu-
 bigen, das heißt, der Getauften, heilig seyn,
 da sie doch ohne das durch die Tauffe empfangene und
 nachher bewahrte Geschenk der Gnade nicht selig
 werden können? Darauf antwortete ihm Hierony-
 mus um das Jahr 399. (Epist. LI. p. 575. sq. ed.
 Mart.) die erste jener Fragen sey bereits vom Ori-
 genes in seinem von ihm übersetzten Buche über die
 Gründe der christlichen Lehrsätze, hinlänglich erörtert
 worden: denn er verwerfe nicht alle Meinungen des
 Origenes, sondern nur seine Irrlehren. Die zweyte
 Frage aber habe Tertullianus in dem Buche von Einer
 Ehe aufgeklärt, indem er zeigte, die Kinder der Gläu-
 bigen hießen darum heilig, weil sie gleichsam Candida-
 ten des Glaubens, und rein von aller Abgötterey wären.

Mit

Mit gleichem Vertrauen verlangte um das Jahr 394. der Älteste Amandus die Auslegung der drey ^{J. n.} ^{E. G.} Schriftstellen, Matth. C. VI. v. 34. 1. Corinth. C. VI. v. 18. und C. XV. v. 25. 26. von ihm; und Hieronymus ertheilte sie ihm in einem Briefe (Tom. IV. Opp. P. I. p. 160. sq. ed. Martian.)' dergestalt, daß er auch hier manches Eigene, wenn gleich nicht eben Vorzügliche sagte. So nimmt er zwar die gewöhnliche Erklärung der Worte: *Ein jeder Tag hat seine eigene Plage*, an; ist aber doch geneigt, wenn jemand zu hartnäckig auf dem Worte *κακία* bestehen sollte, sie von der im Argen liegenden Welt zu erklären. Bey der zweiten Stelle sammelt er alle ihm vorgekommene Auslegungen griechischer Lehrer, und behauptet zugleich, daß weder Ehebruch, noch andere Verbrechen, die ein Ehemann begangen hat, seine Frau berechtigen, bey seinem Leben einen andern zu heirathen. Endlich will er bey der dritten Stelle, die Unterwerfung des Sohnes Gottes unter den Vater, von den Gliedern seines Leibes, oder den Gläubigen, verstanden wissen. — Eine Schrift, welche Hieronymus um das Jahr 397. auf Bitte des Amabilis, eines Bischofs in Pannonien oder Dalmatien, über die zehn Gesichter des Jesaias, aufsezte, rückte er nachmals in seinen Commentarius über die Weißagungen dieses Propheten ein, wo sie das fünfte Buch ausmacht, und daher unten erst mit demselben beschrieben werden wird.

Um eben dieselbe Zeit legte ihm der Älteste Vitalis die Frage vor: Warum vom Salomo und Ahas gesagt werde, daß sie in einem Alter von elf Jahren Kinder gezeugt hätten? Hieronymus antwortete darauf, (Epist. ad Vital. inter Epist. Criticas, p. 619. sq. T. II. Opp. ed. Martian.) es stehe noch vieles andere in der Schrift, das un-

glaub-

n. glaublich scheine, und doch wahr sey: denn die Na-
 tur vermöge nichts wider den Herrn der Natur. Zu
 363 seiner Zeit sey ein Mensch mit zwey Köpfen, vier
 bis Händen, einem Bauche und zwey Füßen zu Lydda
 430. gebohren worden; er habe auch gewiß gehört, daß
 eine Frau von einem zehnjährigen Knaben, den sie
 zur Unzucht gereizt hatte, geschwängert worden sey,
 indem Gott ihre Unkeuschheit dadurch habe ans Licht
 bringen wollen. Eben so gebe auch die heilige Schrift
 durch das frühe Kinderzeugen der beyden Könige zu
 verstehen, wie wollüstig sie gewesen sind. Doch
 sucht Hieronymus noch andere Auflösungen der ge-
 nannten Schwierigkeit aus christlichen und jüdi-
 schen Schriftstellern auf; dergleichen diese ist, daß
 die Regierungsjahre der Könige bey dem Leben ihrer
 Väter, auf die Rechnung der letztern geschrieben wor-
 den wären.

Im Jahr 398. schrieb er einen Brief an den
 Lucinius, einen Christen aus Spanien, der ihm
 Geschwindschreiber zugesandt hatte, um alle von ihm
 verfertigte oder übersetzte Bücher abzuschreiben; der
 übrigens nebst seiner Frau in strenger Frömmigkeit
 lebte, und gegen Kirchen und Christen sehr freygebig
 war. Ihn ermahnte Hieronymus, (Epist. LII. p.
 576. sq. ed. Martian.) sich gänzlich von der Welt zu
 entfernen, und an den heiligen Orten niederzulaf-
 sen. Seine Fragen aber: ob man am Sabbath fas-
 ten, und das heilige Abendmahl an jedem Tage, wie
 es zu Rom und in Spanien gewöhnlich sey, neh-
 men dürfe? beantwortet er dergestalt, daß er ihn auf
 die alten hergebrachten Einrichtungen einer jeden Ge-
 meine verweist. Als Lucinius kurz darauf gestor-
 ben war, tröstete Hieronymus seine Wittwe Theo-
 dora, unter andern auch damit, daß ihr verstorbe-
 ner Ehemann ihr nunmehr vom Himmel herab bei-
 stehe, und ihr eine Stelle bey sich vorbereite, damit
 sie

ſie ohne eheliche Verbindung, bloß als Bruder und Schwester, wie ſchon auf dieſer Welt, wieder mit einander leben könnten. Bei dieſer Gelegenheit gedenkt der Verfaſſer des Irrthums derjenigen, (es war hauptſächlich Origenes,) welche behaupteten, unſer Körper werde nach der Auferſtehung das Weſentliche eines Körpers ganz verlieren. (Epist. LIII. p. 579. ſq. l. c.)

Ebenſals im Jahr 398. ſchickte auch Hieronymus ein Antwortſchreiben an den Presbyter Evangelus, (nicht Evangelius, wie Martianay dieſen Namen gegen die Sprachanalogie hat abdrucken laſſen, (in Hieron. Epist. Critic. p. 570. ſq. Tom. II. Opp.) der ihm einen Aufſatz über den Melchiſedeß, worinne dieſer für den heiligen Geiſt ausgegeben wurde, mit dem Begehren zuſandte hatte, ihm davon ſeine Meinung zu ſchreiben. Statt deſſen ſammelt Hieronymus erſtlich die Meinungen der griechiſchen und auch der jüdiſchen Schriftausleger vom Melchiſedeß weitläufig; ſodann widerlegt er dieſen, welche Salem für Jeruſalem hielten; indem jene Stadt vielmehr bey Scythopolis zu ſuchen ſey, wo noch ein Salem vorkomme. Es iſt einerley, ſetzt er hinzu, ob man es Salem oder mit dem Joſhannes in der evangeliſchen Geſchichte Salim ſchreibe: denn die Hebräer bedienen ſich der Vocalbuchſtaben ſelten in der Mitte, (eine offenbar unrichtige Nachricht,) und eben dieſelben Worte werden nach dem Willen der Leſer, und nach der Verſchiedenheit der Gegenden, auch mit verſchiedenen Lauten und Accenten ausgeſprochen. Am Ende alſo bringt der Verfaſſer aus den angeführten Meinungen wenigſtens ſo viel heraus, daß Melchiſedeß gewiß ein König auf der Welt geweſen ſey. — Da auch um dieſe Zeit Paulina, die Gemahlinn des berühmten Pammachius, geſtorben war: ſo tröſtete

Q. n. ihn Hieronymus deswegen in dem langen und be-
 E. (S.) redten Schreiben, welches schon in der Geschichte des
 363 Pammachius, zu dessen Lobe es so vieles enthält,
 bis angezeigt worden ist. (Epist. LIV. p. 582. ed. Mart.
 430. Chr. KGesch. Th. VIII. S. 368.)

Gegen das Jahr 400. fragte ihn sein Freund Oceanus, bey Gelegenheit eines spanischen Bischofs Carterius, der einmal vor seiner Taufe, und das zweytemal nach derselben geheyrathet hatte, ob nicht ein solcher Mann, der wider die Vorschrift des Apostels, eines Weibes Mann zu seyn, handelte, zum Lehramte unfähig sey? Hieronymus vertheidigt in seiner Antwort (Ep. LXXXII. p. 645. sq. ed. Martian.) diejenige Meinung, welche er schon ehemals zu Rom, nach seiner hier eingerückten Erzählung, gegen einen sehr beredten Mann, auch in der Erklärung des Briefs an den Titus, behauptet hatte. Er findet nemlich bey einem solchen Lehrer, dergleichen es sehr viele gab, nicht zwei Ehen, weil die Taufe alle vorhergehende Sünden völlig wegwische, und so sehr einen neuen Menschen bilde, daß seine frühern Handlungen gar nicht mehr in Betrachtung kämen. Alles dieses führt er sehr nachdrücklich, wortreich, und zum Theil mit gezwungenem Witze aus. Auch giebt er nicht undeutlich zu verstehen, daß die entgegengesetzte Meinung eben so wie die cajanische Ketzeren, dem Blute Christi die Kraft abspreche, alle ältere sündliche Flecken der Seele zu vertilgen; er wundert sich überdies, daß man auf die andern Eigenschaften, die der Apostel von einem Bischof, oder, welches einerley war, Aeltesten fordere, so wenig dringe, und nur bey der zweymaligen Ehe stehen bleibe. Unterdeßen hat die abendländische Kirche die sonderbare Meinung des Hieronymus so wenig angenommen, daß vielmehr Siricius, Bischof zu Rom, in eben demselben Jahre, da jener diese Hauptstadt verließ, und

und bald darauf auch Innocentius der erste, einer seiner Nachfolger, wie schon anderwärts erzählt worden ist, (Th. VIII. S. 25. 26.) einen jeden ohne weitere Einschränkung, der in die zweite Ehe getreten wäre, vom Lehrstande entfernt wissen wollte. Dieser Widerspruch in der Denkungsart zwischen dem Hieronymus und den römischen Bischöfen, auch andern der angesehensten Lehrer seiner Zeit, wurde vom Tillemont, (Vie de St. Jérôme, p. 231. seq. ed. de Paris,) der, als ein Jansenist, ohnedieß solche Beispiele der Widersehung vorzüglicher Lehrer gegen die Aussprüche des römischen Stuhls brauchte, so frey vorgestellt, daß Stilling, als Jesuit, desto hitziger ihn deswegen angreifen mußte; (Vita S. Hieronymi, p. 579. sq.) ohne doch etwas anders auszurichten, als ein Beispiel einer weit größern, und zugleich ungerechten Partheylichkeit zu geben. Denn gesetzt auch, ob es gleich nicht wahrscheinlich ist, daß Hieronymus nichts von den Schreiben des Siricius und Innocentius gewußt hätte, worinne sie die entgegen gesetzte Meinung einschärften, in welchem Falle er sie vielleicht, wie man denken möchte, etwas gelinder bestritten haben würde; so fiel es ihm doch gar nicht ein, seinen Freund Oceanus, der zu Rom lebte, und nicht einmal ein Mitglied des Lehrstandes gewesen zu seyn scheint, auf die Entscheidung des dortigen Bischofs zu verweisen. Er hatte in jüngern Jahren gegen seinen Freund Damasus die ehrerbietigste Folgsamkeit gezeigt; jetzt aber, als ein Greis, der den höchsten Ruf theologischer Gelehrsamkeit in seiner Kirche genoß, nahm er auf die Nachfolger desselben im Bisthum keine Rücksicht.

Ein anderer merkwürdiger Brief des Hieronymus, der aus diesem Zeitalter seines Lebens, mit Uebergang von unerheblichen, angezeigt werden muß, ist der vielleicht zwischen den Jahren 400. und

J. n. 403. an die zwey gothischen Geistlichen, Sunia und
 E. G. Sretela, abgelassene, dessen schon in einem andern
³⁶³
^{bis} Theil dieses Werks (Th. VII S. 343.) gedacht
 430. worden ist. Sie wollten von ihm lernen, wie sie die
 Abweichungen der griechischen und lateinischen Ueber-
 setzung der Psalmen von einander, von welchen sie
 ihm ein langes Verzeichniß schickten, beurtheilen, und
 welcher von beyden Uebersetzungen sie also folgen soll-
 ten? Hieronymus geht diese Stellen sämmtlich
 durch, um es deutlich zu machen, daß, wenn sich die
 lateinische Uebersetzung von der griechischen entferne,
 solches die gemeine und fehlerhafte, nicht aber die in
 den Hexaplen befindliche, und mit dem hebräischen
 Texte genauer übereinstimmende, treffe. Man hat
 zwar bereits oben gesehen, daß er nicht immer so vor-
 theilhaft von dieser Uebersetzung gedacht habe. Al-
 lein, da er auch selbst die alte lateinische Uebersetzung
 nach dem Muster derselben gefeilt hatte: so konnte er
 nicht umhin, ihr Ansehen einigermaßen aufrecht zu
 erhalten; an dem er sich ohnedieß schon durch seine
 gerade aus der hebräischen Urschrift gefertigte Ue-
 bersetzung, zum Mißfallen mancher, vergriffen hatte.
 Uebrigens ist die Mühe, welche er sich in diesem lan-
 gen Schreiben giebt, das Martianay zuerst recht
 genau, und mit nicht zu verachtenden Anmerkungen
 hat abdrucken lassen, (Tom. II. Opp. Hieron. p.
 626. sq.) größtentheils glücklich gerathen. Er er-
 laubt sich freylich bisweilen gewisse Wendungen, um
 sich aus den Schwierigkeiten herauszuwickeln. Doch
 rechtfertigt er auch nicht immer seine verbesserte latei-
 nische Uebersetzung; sondern läßt mehr der alexan-
 drinischen, und hauptsächlich dem hebräischen Texte
 selbst, Gerechtigkeit widerfahren. Es ist kein
 Zweifel, daß diese Arbeit zur genauern Kenntniß der
 oftgenannten und der übrigen griechischen Ueberset-
 zungen nützlich sey. Der Verfasser scheint auch
 (beym hundertten Psalm) den richtigen Grundsatz
 befolgen

befolgen zu wollen, daß man nicht allzuwörtlich über-
setzen dürfe; hat aber in andern Stellen, wie gleich
beim fünften Psalm, wenig darauf geachtet.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

So viele, zum Theil mit mühsamer Gelehrsamkeit abgefaßte Schreiben, welche Hieronymus in diesem Zeitraum vom Jahr 394. bis gegen das Jahr 405. hin, an seine Freunde oder Verehrer abließ, hinderten ihn nicht, sich ohngefähr auf gleiche Weise auch mit seinen andächtigen und wißbegierigen Freundinnen zu beschäftigen. Als ihn eine vornehme Römerin, Suria, nach dem Tode ihres Gemahls, der sie ohne Kinder hinterlassen hatte, um eine Vorschrift wegen ihrer künftigen Lebensart bat, und ihre Neigung eröffnete, ohngeachtet der dringenden Aufmunterungen ihrer Anverwandten zur zweiten Ehe, im Wittwenstande zu verbleiben: bestärkte er sie nicht nur durch seinen Brief vom Jahr 395. von welchem schon anderswo ein kurzer Begriff mitgetheilt worden ist, (Th. VIII. S. 273. fg.) in diesem Vorsatze; sondern gab ihr auch allerhand Lehren und Warnungen, um dabey desto standhafter beharren zu können. (Epist. XLVII. p. 554. sq. ed. Martian.)

Eine andere römische Wittwe von Stande, Sabiola, deren Geschichte bereits in diesem Werke erzählt worden ist, (Th. VIII. S. 371. fgl.) kam im Jahr 395. nach Bethlehem, wo sie sich zugleich als eine Büßende, und als eine unersättliche Zuhörerinn des Hieronymus, auszeichnete. Ob sie gleich der Einfall der Barbaren in diese Gegenden, nöthigte, nach Rom zurück zu kehren; so brachte sie es doch dahin, daß ihr Lehrer auch schriftlich seinen Unterricht fortsetzte. Er schrieb ihr daher um das Jahr 397. einen sehr weitläufigen Brief über die geheimen Bedeutungen von den Kleidern der israelitischen Priester und Leviten; auch setzte er noch

n. einiges über die Verfassung der Priester und die
 G. Gefäße des Tempels, hinzu. (Hieron. Epist. Cri-
 363 ticae, p. 574. sq. T. II. Opp. ed. Mart.) Wenn
 bis man verschiedene ziemlich gute Erläuterungen, beson-
 430. ders aus dem Josephus, ingleichen Erklärungen
 hebräischer Wörter, die aber nicht alle richtig sind,
 abrechnet; so ist übrigens der größte Theil dieses
 Schreibens mit erzwungenen Deutungen angefüllt.
 Daß die Juden diesen verborgenen Sinn ihrer ehe-
 maligen gottesdienstlichen Einrichtungen nicht fassen
 könnten, erklärt der Verfasser daraus, weil die Decke
 Moses noch über ihrem Gesichte liege; da hingegen
 bey Christen der tödtende Buchstabe sterbe, und der
 lebendigmachende Geist erweckt werde. Er fand also,
 zum Beispiel, daß die Stiftshütte ein Sinnbild der
 ganzen Welt sey; daß der erste und zweite Vorhof
 derselben darum jedermann offen standen, weil Wasser
 und Erde allen Sterblichen freugegeben sey; daß aber
 in das Allerheiligste, gleichsam in die Luft und in den
 Himmel, wenige eingehen und auffliegen könnten;
 daß die beyden Steine im Ephod entweder Chri-
 stum und die Kirche, oder den Buchstaben und den
 Geist anzeigten; und was der Geheimnisse mehr ist,
 die sich ein jeder überall aussinnen kann. — Sa-
 biola unterdessen muß solche Gesichter der Einbil-
 dungskraft für sehr sinnreich und erbaulich gehalten
 haben. Denn als sie noch zu Bethlehem das vierte
 Buch Moses las, verlangte sie von ihrem Lehrer eine
 Erklärung von den Nahmen und Ursachen der Stand-
 örter oder Läger, durch welche die Israeliten nach und
 nach in Arabien bis nach Palästina gezogen waren.
 Bey einigen war er zweifelhaft, wie er selbst in dem
 ihr errichteten Denkmal erzählt; (Epist. LXXXIV. p.
 661. Opp. T. IV. P. II. ed. Martian.) bey andern
 kam er ohne Anstoß fort; bey den meisten aber ge-
 stand er schlechtweg seine Unwissenheit. Doch Sa-
 biola drang nur desto mehr in ihn; sie machte ihm
 Vor-

Vorwürfe: gleichsam als wenn es ihm nicht erlaubt wäre, das nicht zu wissen, was er nicht wußte; und sagte, sie wäre freylich unwürdig, so große Geheimnisse zu verstehen. Dergestalt preßte sie ihm eine Schrift dieses Inhalts aus; da sie aber unterdeßen gestorben war: so schickte Hieronymus dieselbe, so wie auch die eben genannte Denkschrift auf seine Freundin, um das Jahr 399. an den Oceanus. (Epistola ad Fabiolam, de XLII. mansionibus Israelitarum in deserto, p. 586 - 605, inter Epistt. crit. T. II. Opp. ed. Mart.) Sie ist einer der abgeschmacktesten Aufsätze, der jemals aus der Feder eines gelehrten Auslegers geflossen ist. Zwar sucht sich der Verfasser im Eingange desselben damit zu rechtfertigen, daß, weil ein Theil der Reise der Israeliten aus Aegypten, nach der Anleitung des Apostels, (1. Corinth. C. X. v. II.) geistlich zu deuten sey, solches auch von den übrigen Umständen derselben, die er vorbey ließ, gelten müsse. Allein, nicht zu gedenken, daß man bey Erzählungen aus der Geschichte und Erdbeschreibung, sehr bestimmter Anweisungen des Schriftstellers selbst bedarf, um ihnen einen geheimen Sinn beylegen zu können; so ist auch der Fall beym Paulus von einer sehr verschiedenen Gattung, indem er seine Accommodation, oder das Vorbild, (wie man es nennen will,) von merkwürdigen Begebenheiten der Nation auf dieser Reise, nicht von leeren Mahnen der Dörfer, wo sie ihr Lager aufschlugen, wie Hieronymus, hernahm. Dieser erblickt schon in der Zahl von zwey und vierzig Lagern, welche mit der Zahl der Geschlechter im Geschlechtsregister Christi beym Matthäus übereinkömmt, den verborgenen Verstand, daß der wahre Hebräer, der das Aegypten der Welt verläßt, um in den Himmel zu eilen, durch diese Zahl gehen müsse, durch welche auch der Erlöser, vom ersten Patriarchen an, bis zur Jungfrau gegangen ist. Nach die-

J. n.
C. G.
363
bis
430.

363
 bis 430.

In der Voraussetzung muß sich also aus dem dürresten
 C. G. Mahmenverzeichnis ein geistlicher Saft herauspres-
 sen lassen. Das erste Lager, schreibt Hieronymus,
 aus welchem die Israeliten auszogen, hieß Kameses.
 Dieses Wort übersetzen einige eine unruhige Bewe-
 gung; andere Bitterkeit und Bewegung der Noth;
 wir aber glauben, daß es richtiger durch den Donner der
 Freude ausgedrückt werde. Bey dieser Stadt, an den
 äußersten Gränzen Aegyptens, versammelte sich das
 Volk, welches in die Wüste hinausgehen wollte, weil es,
 indem es das Getümmel der Welt verließ, von seinen äl-
 tern Fehlern, und von der es ehemals aufzehrenden
 Noth der Sünden bewegt wurde; hingegen alle
 Bitterkeit in Süßigkeit verwandelte, damit es die
 Stimme des Herrn, der vom Sinai herab don-
 nerte, hören möchte. Daß aber die göttlichen
 Worte und Reden der Schrift, in dem Kade dieser
 Zeit und Welt Donner genannt werden, zeigt der
 Psalmist mit den Worten: Die Stimme deines
 Donners im Kade. (Psalm LXXVII. v. 19.) Auch
 hielt man es für einen Donner, als man die Stimme
 Gottes des Vaters bey der Taufe des Erlösers hörte.
 Wenn wir nun durch die evangelische Trompete be-
 wegt, und durch den Donner der Freude aufge-
 weckt worden sind; so gehen wir im ersten Monathe
 heraus, wenn der Winter vorbengegangen ist; wenn
 des Frühlings Anfang ist; wenn die Erde gebähren
 will; wenn alles erneuert wird, und wir am fünf-
 zehnten Tage des ersten Monaths, am Tage nach dem
 Pascha, bey vollem Lichte des Monaths, nach ge-
 gegessenem unbeflecktem Lamm, mit Füßen, die nach
 der Vorschrift des Apostels gestiefelt sind, an Lenden
 mit Keuschheit gegürtet, und mit Stäben in den
 Händen vorbereitet, ausgehen.“ — Mehr als dieses
 einzige Beispiel der Sprachkunde und Auslegungs-
 art, die in der ganzen Schrift herrschen, wird man
 nicht verlangen. Man könnte es dem Verfasser viel-
 leicht

leicht noch verzeihen, daß er sich von einer andächtig-^{J. n.}
gen Freundin zu einer so schlechten Arbeit, wenig-^{E. G.}
stens für ihren Zeitvertreib, verführen ließ; keines-³⁶³
wegs aber, daß er dieselbe nach ihrem Tode nicht un-^{bis}
terdrückte. ⁴³⁰

Kurz vorher, um das Jahr 397, hatte Hieronymus an eine andere seiner römischen Freundinnen, Principia, die man bereits als eine Gesellschafterin der berühmten Marcella kennt, (Th. VI. S. 57.) eine Erklärung des fünf und vierzigsten Psalms gesandt, die seiner etwas würdiger ist. (Epist. crit. p. 681. sq. T. II. Opp. ed. Mart.) Doch fängt er dieselbe, weil ihn viele tadelten, daß er an Frauenspersonen schriebe, mit einer langen Entschuldigung an, die von den häufigen Beispielen weiser, gottseeliger und lernbegieriger Frauen in der heiligen Schrift hergenommen ist. Schon aus der Ueberschrift des Psalms sucht er darzuthun, daß derselbe in einem geistlichen Verstande auf den Weltheyland gehe; übersetzt und deutet sie aber ziemlich gezwungen. In dem Psalm selbst ist die Auslegung, bis auf einige Erläuterungen hebräischer Wörter, und Vergleichung der griechischen Uebersetzungen, von gleicher Gattung. Nachdem es einmal vorausgesetzt ist, daß dieser Psalm von Christo handle, ohne weder einen historischegetischen Beweis davon zu geben, noch zu untersuchen, ob nicht in Davids oder in der übrigen israelitischen Geschichte, Begebenheiten vorkommen, die sich zu dem Inhalte und den Bildern desselben ungezwungen schicken, fängt er sogleich an, alles nach der angenommenen Meinung zu drehen. Einiges was derselben in diesem Gedichte günstig ist, hat er nicht einmal geschickt genug zu nützen gewußt, und die äußerst wörtliche Uebersetzung, welche ihm dazu dienen muß, erregt schon einen Verdacht gegen den Ausleger, daß er sich hinter dieselbe verstecke, um

J. n. Geheimnisse aufzufinden, wo doch keine sind. In-
 E. G. dem er also folgende Uebersetzung des ersten Verses
 363 zum Grunde legt: Mein Herz hat ein gutes
 bis Wort herausgebrochen, (Eruclavit cor meum
 430. verbum bonum,) merkt er an, daß Symmachus
 übersetzt habe: Mein Herz ist durch ein gutes
 Wort bewegt worden, um anzuzeigen, daß der
 Verfasser durch den heiligen Geist in den Stand ge-
 setzt worden sey, von Christo zu weissagen. Gleich-
 wie aber, fährt er fort, nach der Beschaffenheit der
 Speisen im Magen, auch die aufsteigenden Dünste
 und ihr Geruch sich richten: so bringen die Gedanken
 des innern Menschen Worte hervor, welche einen mit
 heiligen Lehren gesättigten Geist anzeigen. Einige
 verstehen auch diese Stelle von Gott dem Vater, daß
 er aus dem Innersten des Herzens sein Wort, wel-
 ches stets in ihm war, hervorgebracht habe, nach der
 Weissagung eines andern Psalms: Aus dem Mut-
 terleibe habe ich dich vor dem Morgensterne
 geboren. (Psalm CX. v. 3.) Hieronymus findet
 nun ferner in den Worten des Psalms: Goldseelig
 sind deine Lippen; darum segnet dich Gott
 ewiglich, das Wachsthum Jesu an Alter, Weis-
 heit und Gnade bey Gott und den Menschen; in den
 folgenden: Gürtle dein Schwerdt an deine
 Seite, die jungfräuliche Keuschheit, durch welche die
 Werke des Fleisches getödtet werden; in dem Volke,
 dessen die Tochter vergessen soll, das Heydenthum,
 aus welchem die christliche Kirche gesammelt worden
 ist; und andere Deutungen mehr, die sich leicht ver-
 muthen lassen, die aber eben durch einen solchen
 Schriftausleger das Ansehen ächter Erklärungen be-
 ständig beibehalten haben.

Es kamen auch andere Veranlassungen für den
 Hieronymus, an seine gottseelige Freundinnen,
 oder von denselben Briefe zu schreiben. Man hatte
 ihm,

ihm, auf sein Verlangen, die noch sehr junge Entelinn der Paula, gleiches Namens, zugesandt, weil sie frühzeitig zur Lebensart einer Nonne vorbereitet werden sollte. In dieser Absicht belehrte er ihre Mutter Lata zwischen den Jahren 398. und 401. wie die ganze Erziehung ihrer Tochter eingerichtet werden müsse. Einen Auszug aus seinem Schreiben (Epist. LVII. p. 500. sq. ed. Mart.) hat man schon an einem andern Orte gelesen. (Th. VIII. S. 369. fgl.) Als einige Zeit darauf, im Jahr 404. die ältere Paula, diejenige unter allen seinen Freundinnen, die er am meisten ehrte und bewunderte, die seine so lange und wohlthätige Gesellschafterin zu Bethlehem gewesen war, aus der Welt gieng, stiftete er ihr in einem Schreiben an ihre Tochter Eustochium, ein lobrednerisches Denkmal, (Epist. LXXXVI. l. c.) von welchem ebenfalls an genannten Orte, (S. 358-363.) das Merkwürdigste beigebracht worden ist.

Zuweilen wartete auch Hieronymus nicht erst auf eine gewisse Gelegenheit, die ihn zum Schreiben auffordern konnte; sein Eifer für das Mönchsleben und wider die zweite Ehe, machte ihn sogar zudringlich. So entstand um gleiche Zeit jener Brief voll unüberlegter und anstößiger Einfälle, von welchen anderwärts schon Proben gegeben worden sind, (Th. VIII. S. 374. fg.) an die junge Wittwe Salvina. (Epist. LXXXV. p. 663. sq. l. c.) Ihr Gemahl Nebridius war einer der vornehmsten Herrn gewesen, der ihr zwei Kinder beiderley Geschlechts hinterlassen hatte. Hieronymus besorgt frenlich im Anfange seines Schreibens, man möchte ihm vorwerfen, daß er unter dem Scheine von pflichtmäßigen Erinnerungen, nur Freundschaften am Hofe zu erwerben suche; er führt daher drey Gründe an, welche seinen Schritt rechtfertigen könnten. Erstlich, sagt er, liebe er, als ein Lehrer, alle Christen wie seine Söhne, und ihren

³⁶³
^{bis}
^{430.} ihren Fortgang in der Jugend halte er für seinen E. G. Ruhm. Zweitens habe er mit dem Vater ihres Gemahls eine vertrauliche Bekanntschaft unterhalten. Endlich hätten die wiederholten Bitten seines Freundes Alvitus am meisten auf ihn gewürkt. Er hätte vielleicht einen noch stärkern Bewegungsgrund hinzufügen können: den Wunsch und die Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, die Salvina von der zweyten Ehe auf immer zurück zu halten.

Hingegen sträubte er sich zu einer andern Zeit, doch vermuthlich noch vor dem Jahr 405, anfänglich dagegen, als man ein Schreiben an zwei ihm unbekannte Christinnen in Gallien von ihm verlangte. Eine Mutter und ihre Tochter lebten in einerley Stadt; aber in verschiedenen Wohnungen, und nahmen, entweder, weil sie die Einsamkeit nicht ertragen konnten, oder um ihr Vermögen sicherer zu bewahren, Geistliche zu sich ins Haus. Ihr Sohn und Bruder, der dieses dem Hieronymus erzählte, drang in ihn, und bewürkte es auch endlich, daß er ihm ein gemeinschaftliches Abmahnungsschreiben an beide, doch mit der Bedingung, alles geheim zu halten, mitgab. (Epist. LXXXIX. p. 729. sq. ed. Mart.) Dieses Schreiben ist nicht von der ihm sonst eigenen Art: zwar sehr ernstlich gemeint; aber mehr unterhaltend, scherzhaft spöttisch und witzig, als strafend und heftig; nur selten durch biblische Stellen unterstützt, dagegen fleißig aus Welt- und Menschenkenntniß gezogen. Er sagt selbst am Ende, daß er seinen Tadlern daran habe zeigen wollen, er könne auch alles schreiben, was ihm einfalle. Zuerst redet er beide, aber bald und am längsten die Tochter an. Du hältst also, sagt er zu ihr, das Haus deiner Mutter für zu enge, da dir doch ihr Leib nicht zu enge gewesen ist? Zehn Monathe hast du im Mutterleibe verschlossen gelebt, und kannst es einen Tag lang in Einem Zimmer

mer mit deiner Mutter nicht aushalten? Kannst du ihre Augen nicht ertragen? sie nicht als eine häusliche Zeuginn dulden, da sie alle deine Bewegungen am leichtesten versteht, weil sie dich gebohren, genährt, und bis zu diesem Alter gebracht hat? — So geht er alle Ursachen ferner durch, welche Mutter und Tochter wieder vereinigen sollten, und verwirft alle Vorwände, welche dawider gebraucht werden könnten, wie zum Beispiel, es sey doch die Gesellschaft eines heiligen Mannes, in der sich die Tochter befinde. Aber er schildert auch ihren gefährlichen Zustand in dieser Trennung, und unter Gesellschaften aller Art, die verführerischen Reizungen, denen sie sich selbst und andere aussetze, mit Farben ab, die nur ein scharfsichtiger Beobachter auftragen konnte. „Was willst du, schreibt er unter andern, ein Mägdchen von gesundem Körper, zart, wohlbeleibt, rothwangicht, unter Fleisch, Wein und Bädern erhitzt! ben Ehemännern und Jünglingen machen? Thust du auch das nicht, was man von dir verlangt; so ist es doch schon ein schimpfliches Zeugniß für dich, wenn solche Dinge von dir verlangt werden. Ein wollüstiges Gemüth verfolgt unanständige Wünsche am feurigsten, und macht sich vom Unerlaubten desto süßere Vorstellungen. Selbst dein schlechtes und braunes Kleid giebt ein Kennzeichen deiner verborgenen Gemüthsart ab; wenn es keine Falten hat, wenn es auf der Erde fortgeschleppt wird, damit du länger zu seyn scheinst, wenn es mit Fleiß irgendwo aufgetrennt ist, damit sich etwas vom Innern zeige, damit zugleich das Garstige bedeckt werde, und das Schöne in die Augen falle. Auch ziehen deine schwärzlichen und glänzenden Schuhe, wenn du gehst, durch ihr Knarren, die Jünglinge an sich. Deine Brüste werden durch Binden zusammengepreßt, und der verengte Busen wird durch den Gürtel in die Höhe getrieben. Die Haare senken sich
 „sanft

J. n.
 C. St.
 363
 bis
 430.

J. n. „sanft entweder auf die Stirne, oder auf die Ohren
 C. G. „herab. Das Mäntelchen fällt zuweilen nieder, um
 363 „die weißen Schultern zu entblößen; und dann
 bis „bedeckt sie wieder eilends, als wenn sie nicht gesehen
 430. „seyn wollte, dasjenige, was sie mit Willen aufge-
 „deckt hatte. Und wenn sie auf den Straßen, gleich-
 „sam aus Schaamhaftigkeit, ihr Gesicht verschleiert:
 „so zeigt sie, gerade wie man diese Kunst in unzüchti-
 „gen Häusern übt, nur dasjenige, was am meisten
 „gefallen kann.“ Leser dieser Stelle müssen sich fren-
 lich verwundern, wie Hieronymus, der so lange
 schon in einer solchen Entfernung von der üppigern
 Welt lebte, so bekannt mit allen ihren Kunstgriffen
 habe seyn können. Allein zu geschweigen, daß er sie
 in seinen frühern Jahren nahe genug, und sogar
 theilnehmend betrachtet hatte: so antwortet er auch
 selbst auf diese Bedenklichkeit. „Du fragst, woher
 ich dich kenne? wie ich in einer solchen Weite die Au-
 gen auf dich werfen kann? Die Thränen, das un-
 ausstehliche häufige Schluchzen deines Bruders ha-
 ben mir dieses erzählt. Möchte er doch gelogen, es
 mehr aus Besorgniß, als beschuldigend, gesagt ha-
 ben! Aber glaube mir nur! niemand weint, wenn er
 lügt.“ Er bestätigt dieses noch mehr durch ähnliche
 Nachrichten, die er über diese Familie erhalten hatte,
 und dringt sehr lebhaft in Mutter und Tochter, sich
 wieder mit einander zu vereinigen.

Weder dieser starke Briefwechsel des Hieronymus,
 noch die hüzigen Streitigkeiten, in welche er sich wäh-
 rend dieser Jahre (394 bis 405.) verwickelt hatte,
 hinderten ihn, neue Erklärungsschriften über die
 Bibel aufzusetzen. Nach andern Propheten, wie
 man oben gelesen hat, (S. 120.) beschäftigte er sich
 nunmehr, um das Jahr 396. oder 397. mit dem
 Obadjah und Jonas. (Comment. in Abdiam, p.
 1454. sq. T. III. Opp. Mart. in Ionam, p. 147. sq.
 l. c.)

l. c.) Beide Arbeiten haben viel Aehnliches mit den eben genannten über fünf andere prophetische Schriften. Nach einer sehr kurzen Einleitung, wird eine wörtliche Uebersetzung vorangeschickt; die alexandrinische, auch wohl die vornehmsten übrigen griechischen Uebersetzungen, werden damit verglichen, und nicht ohne die hebräische Urschrift, genützt. In der eigentlichen Erklärung legt er zwar, wie er sagt, einen historischen Grund; sucht aber darauf, so viel möglich, hohe Thürme zu bauen; (p. 1458.) oder die Seegel des geistlichen Verstandes auszuspannen, um unter dem Einblasen des Herrn, und durch Eröffnung seiner Geheimnisse, fröhlich in den Hafen zu gelangen. (p. 1468.) Man versteht schon zum voraus, was für Deutungen hier gehören, und wie gemäß es der Einbildungskraft des Verfassers sey, außer den eigentlichen Edomitern, wider welche Obadja weißagt, noch unter diesem Bilde, entweder die Juden, als Feinde der Christen, und Verfolger ihres Bruders Jacob, (wie es ehemals Esau, der Stammvater der Edomiter, war,) oder alle Ketzereyen zu erblicken, weil diese den Jacob aus seiner väterlichen Erbschaft zu vertreiben suchen.

J. n.
E. G.
363
bis
430

Doch findet sich einiges in der Auslegung des Jonas, dem man hier seine Stelle gönnen wird. In der Vorrede zu derselben klagt er darüber, daß die Exegeten beider Hauptkirchen die Schrift dieses Propheten durch eine Menge von Fragen verdunkelt hätten; sucht biblische Stellen auf, wo des Jonas gedacht werde, und beruft sich auf das Zeugniß der Hebräer, daß derselbe zugleich mit dem Hoseas, Amos und Jesaias geweissagt habe. „Uebrigens ist es uns wohl bekannt, so redet er den Bischof von Aquileja, Chromatius, (Papa venerabilis) an, (p. 1472.) was es für ungemeine Mühe koste, den
Gan-

J. n.
E. S.
363
618
430.
 ganzen Propheten auf Christum zu ziehen; nemlich die Umstände, daß er geflohen ist, daß er geschlafen hat, daß er ins Meer gestürzt worden ist, daß ihn ein Wallfisch aufgefangen hat, daß er ans Ufer geworfen worden, und daselbst Buße gepredigt hat, und so vieles andere noch in seinem Leben. Gleichwohl wird es keinen bessern Ausleger seines Vorbildes geben, als denjenigen, der die Propheten begeistert, ihnen das Zukünftige gezeigt hat, und daher seine Zeitgenossen auf den Jonas verweist.“ (Matth. E. XII. v. 41.) Man sieht, daß Hieronymus durch seinen gesunden Verstand vor einer Ausschweifung, zu welcher er sich öfters fortreißen ließ, hier gewarnt wurde. Er wiederholt es auch in der Erklärungsschrift selbst, (p. 1474.) ein verständiger Leser möchte ja nicht Tropologie und Historie in einerley Ordnung suchen. „Der Apostel, sagt er, schreibt, indem er vom Adam und Eva redet: Daher wird ein Mann Vater und Mutter verlassen, und seinem Weibe anhängen, und sie werden zwey in Einem Fleische seyn. Das ist ein großes Geheimniß; ich sage aber in Christo und in der Kirche. Können wir aber nun den ganzen Anfang der Geschichte Moses auf Christum und die Kirche ziehen, weil der Apostel dies Zeugniß so angewandt hat? (abusus est.) Denn gesetzt, wir wollten die Stelle: deswegen wird ein Mensch seinen Vater verlassen, dergestalt auf Christum deuten, daß wir sagten, er habe Gott den Vater im Himmel verlassen, um sich mit der aus Heyden entstandenen Kirche zu vereinigen; wie können wir das folgende: seine Mutter, erklären, wir müßten denn sagen, er habe das himmlische Jerusalem, welches die Mutter der Heiligen ist, verlassen? und so ist das übrige noch schwerer.“ Allein so gewiß er auch auf den rechten Weg gerathen ist; so verirrt er sich doch wieder von demselben. Er war einmal gewohnt,
 fast

fast überall an einen geistlichen Verstand zu denken; man erwartete, man verlangte es von ihm, daß er denselben hervorziehe; es gab so viele Muster ange-
 sehener Ausleger, die eben dieses gethan hatten; zur
 Rechtgläubigkeit selbst schien es zu gehören, ihnen
 nachzufolgen; es verrieth große Scharfsichtigkeit im
 Aufspüren tief liegender Geheimnisse; und herrschen-
 den Begriffen darüber zu widersprechen, konnte selbst
 von dem Kenner der guten Auslegung damals kaum
 gefordert werden. Hieronymus also vergißt seine
 weise Warnung kurz darauf so sehr, daß er aus dem
 Schlasse des Propheten im Schiffe, den im Irrthum
 schlafenden Menschen, und aus den mit ihm seegeln-
 den die Heyden macht, welche, nachdem der geistliche
 Jonas durch seinen Todt den Sturm der Welt be-
 sänftigt hat, zur Verehrung des einzigen Gottes,
 und zu geistlichen Opfern geleitet werden sollen. (pag.
 1475. sq.) Im Grunde konnte es freylich nicht weit
 reichen, wenn man gleich sehr ernstlich erinnerte, daß
 die Person oder Begebenheit, welche ein Vorbild auf
 Christum abgebe, auch wohl sittliche Vorschriften
 für die Christen in sich faßte, nicht nach allen ihren
 Umständen so gedeutet werden müsse. Denn es war
 eigentlich noch gar nicht genau festgesetzt, was ein
 solches Vorbild sey? woran es erkannt werden müsse?
 und innerhalb welcher Gränzen sich die Erklärung
 desselben zu halten habe? Nicht einmal die Frage war
 noch untersucht worden, ob denn auch alle diejenigen
 israelitischen Personen, Handlungen und Gebräuche,
 welche Christus und die Apostel auf ihre Religions-
 lehren, Zeiten und Schicksale gezogen haben, voll-
 kommen so zu nennende Vorbilder, oder gleich an-
 fänglich bestimmte Sinnbilder zukünftiger Verän-
 derungen gewesen sind; nicht vielmehr oft wegen ei-
 ner bloßen Aehnlichkeit mit denselben, von den Stif-
 tern des Christenthums aus der Geschichte einer Na-
 tion herausgehoben worden sind, zu welcher ihre er-
 sten

n.
 E. G.
 363
 bis
 430.

S. n. sten Zuhörer und Leser größtentheils gehörten; denen
 C. 363 daher Vergleichen und Anwendungen dieser Art
 bis 430 überaus eindrucklich werden mußten. Da nun solche
 Erörterungen, die ohnedem nicht die leichtesten wa-
 ren, auch für überflüssig angesehen wurden, weil die-
 ser Weg durch die Beispiele in den Schriften des
 neuen Bundes völlig gebahnt zu seyn schien: so ist
 man immer mehr darauf bedacht gewesen, die soge-
 nannten Vorbilder des Alten, zur Ehre der christli-
 chen Religion, möglichst zu vervielfältigen: und
 diese bis zum willkührlichsten Grade getriebene Deu-
 tungssucht hat endlich in den neuesten Zeiten verur-
 sacht, daß diejenigen, welche in den Grundsätzen der
 Typologie nicht viel Befriedigendes fanden, sie mit
 der Tropologie, Anagogie, und ähnlichen erkün-
 stelten Auslegungsarten in eine Classe geworfen ha-
 ben. — Die hebräische Lesart vierzig in der Stelle
 C. III. v. 4. rechtfertigt Hieronymus gegen die Zahl
 drey, welche sich bey den Alexandrinern findet,
 unter andern mit der Nothwendigkeit einer längern
 Frist zur Buße, und mit biblischen Beispielen des
 vierzigtagigen Fastens. — Ueber den Fisch, von wel-
 chem Jonas verschlungen wurde, weiß er weiter
 nichts, als die gewöhnliche Meinung, daß es ein Wall-
 fisch gewesen sey, anzunehmen; aber von dem Ge-
 wächse, dessen frühzeitiges Verdorren den Propheten
 betrübte, konnte er durch Hülfe der Kenntniß des
 Landes, wo er lebte, etwas Eigenes und zugleich das
 Wichtigste, sagen. Ein Römer hatte ihn deswegen
 getadelt, daß er das hebräische Wort (קמקמ) nicht,
 wie es gewöhnlich war, Kürbis, sondern Ephau
 übersetzt habe. Diesem begegnet er dafür überaus
 spöttisch, und zeigt, daß es eigentlich ein in Palästina,
 besonders in sandigten Gegenden sehr häufig wachsen-
 der Baum sey, der ungemein geschwind emporsteige,
 breite Blätter habe, und den dichtesten Schatten
 gebe. Er habe zwar in seiner Uebersetzung den he-
 bräi-

bräiſchen Namen, der auch im Syriſchen und Pu-
niſchen übrig ſey, beibehalten wollen; hätte aber be-
fürchten müſſen, die Sprachlehrer möchten ein indi-
ſches Thier oder ein anderes Ungeheuer daraus ma-
chen. Kurz, es iſt der ricinus, oder ſogenannte
Wunderbaum, den man in Aegypten noch Kiſi
nennt. Obgleich aber Hieronymus es ſelbſt begreif-
lich macht, wie wenig ſich zu der ganzen Erzählung
ein Kürbis ſchicke; ſo läßt er ſich doch denſelben zum
Behuf einer myſtiſchen Deutung nicht ganz ent-
gehen.

J. n.
C. G.
363
bis
430

Selbſt die fürchtbarſten und traurigſten Hinder-
niſſe in dieſen Jahren konnten ihn nicht lange von
ſeinen gelehrten Arbeiten loſtreißen. Im Jahr 395.
brachen die Hunnen, die ſeit einiger Zeit das römische
Reich noch heftiger von den aſiatiſchen Gränzen her
erſchüttert hatten, als vorher die germaniſchen Na-
tionen am Rhein und an der Donau, in Syrien ein,
und man glaubte in Paläſtina vor ihren Verwüſtun-
gen nicht mehr ſicher zu ſeyn. Sabiola rettete ſich
geſchwind nach Rom; Hieronymus aber und
Paula mit den unter ihrer Aufficht ſtehenden Mön-
chen und Nonnen, eilten wenigſtens an die See, um
vor der eindringenden Gefahr zu Schiffe flüchten zu
können. Da jedoch Paläſtina noch von den Hunnen
verſchont blieb, kehrten ſie gleich in ihr geliebtes
Bethlehem zurück, und Hieronymus erklärte der
Sabiola ſchriftlich die Bibel. (Epist. LXXXIV. p.
661. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.) Nicht lange
darnach, im Jahr 398, ſtand er eine lange Krank-
heit aus, die ſich kaum zu endigen anſieng, als ihn
Eusebius von Cremona, ein bereits aus der Ge-
ſchichte der origenianiſchen Streitigkeiten bekann-
ter Mönch, der in vierzehn Tagen wieder nach Ita-
lien zu reiſen im Begriff war, bat, eine kurze Erklä-
rung der evangeliſchen Geſchichte des Matthäus
für

J. n. für ihn aufzusehen. Hieronymus antwortete ihm
 E. G. zwar, dazu gehörten eigentlich Jahre, um die Werke
 363 so vieler Schriftausleger über dieses Buch, die er vor
 bis langer Zeit gelesen hätte, abermals durchzugehen, und
 430. das Merkwürdigste aus denselben auszuzeichnen. Er
 konnte es aber doch seinem Freunde nicht abschlagen,
 in der Eilfertigkeit von wenigen Tagen eine Ausle-
 gung des Matthäus in die Feder zu sagen; trug
 darinne, ohne anderer Meinungen anzuführen, die
 historische Erklärung oder den Wortverstand, kurz
 vor; mischte darunter, wie er sagt, zuweilen Blu-
 men des geistlichen Sinnes, und versprach ein voll-
 kommneres Werk auf die Zukunft; welches er aber,
 soviel man weiß, nicht geschrieben hat. Diese so
 flüchtig ausgefertigte Schrift (Commentar. in Mat-
 thaeum, Libri IV. p. 1. sq. T. IV. Opp. P. I. ed.
 Martian.) wo oftmals nur der erste beste Einfall hin-
 geworfen wird, ist gleichwohl nicht aller Aufmerksam-
 keit unwürdig, indem der Verfasser darinne sich ge-
 wißermaßen selbst überlassen, auch nicht selten seinen
 eigenen Weg geht; wenn er gleich noch manches aus
 dem Origenes, und andern, ohne sie zu nennen, einge-
 schaltet hat. In der Vorrede beweiset er gegen die
 Ketzer, daß nur die vier Evangelien ächte Lebens-
 beschreibungen Jesu sind; findet sie auch schon in
 Ezechiels erstem Gesichte vorher verkündigt. Bey
 dem Geschlechtsregister, mit welchem Matthäus an-
 fängt, bemerkt er, daß darinne drey Könige darum
 weggelassen worden wären, weil der Verfasser drey
 Zeiträume, jeden von vierzehn Gliedern, in einem
 verschiedenen Zustande von Zeiten festgesetzt, und den
 Joram wegen seiner Verbindung mit der gottlosen
 Jesabel, bis in die dritte Zeugung, von der Ge-
 schlechtsfolge der Frommen entfernt habe. — Bey
 der Anführung der Stelle des alten Testaments: Aus
 Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen,
 schreibt Hieronymus: „Diejenigen, welche von der
 Würde

Würde der hebräischen Urschrift geringschätzig denken, (er meint die Fälscher der Uebersetzung, die er aus derselben verfertigt hatte,) mögen sagen, wo diese Worte bey den Alexandrinern stehen. Da sie nun dieselben dort nicht finden werden: so wollen wir ihnen sagen, daß sie im Hoseas angetroffen werde. Wegen der Zankfüchtigen aber können wir diese Stelle noch auf eine andere Art vertheidigen, indem wir sagen, daß sie aus dem vierten Buche Moses und Bileams Reden (E. XXIII. v. 22.) genommen sey.“

— Weit unerwarteter ist gleich darauf die Erklärung von Rama, welches nicht der Nahme eines Orts seyn, sondern erhaben bedeuten, und also den Verstand geben soll: Die Stimme hat sich sehr weit ausgebreitet. — Beim Anfange des dritten Hauptstücks gedenkt er der Einwendung des Porphyrius, daß die daselbst angeführte Stelle aus den Propheten, dem Jesaias allein zugeschrieben werde, da sie doch zum Theil auch dem Malachias zugehöre, und antwortet, der Nahme des erstern sey von den Abschreibern hinzugesetzt worden; es fänden sich auch mehrere Beispiele in der Bibel, wo Aufsätze, die aus verschiedenen Stellen der heiligen Schrift zusammengefügt worden sind, den Nahmen Eines Verfassers führen; wie man solches an dem dreyzehnten Psalm (nach unsrer Zählungsart, am 14ten,) sehen könne.

— Das Land, dessen Besitz den Sanftmüthigen von Christo versprochen wird, will Hieronymus durchaus nicht von dieser irdischen Welt verstanden wissen, welche vielmehr von dem grausamsten Krieger in Besitz genommen werde; sondern von dem Lande der Lebendigen, auf welches sich David freue; (Psalm XXVII. v. 13.) eine Deutung, welche es nebst so vielen andern bestätigt, daß der Verfasser in der Uebersetzung und Erklärung von Hebraïsmen nicht sonderlich geübt gewesen sey. — Aus einer Stelle eben desselben Hauptstücks glaubt er beweisen

J. n.
E. G.
363
bis
430.

S. n. zu können, daß es zwar den Juden noch, gleichsam
 C. G. als Kindern, erlaubt worden sey, bey Gott zu schwö-
 363 ren; aber den Christen sey solches, als etwas über-
 bis 430. haupt Unerlaubtes, verboten worden. — Das Gleich-
 niß vom Senfkorne (Matth. C. XIII.) deutet er auf
 mehr als eine Art; besonders mit Hülfe der plato-
 nischen Lehre von den drey Hauptleidenschaften der
 menschlichen Seele. — Bey C. XIV. v. 9. merkt er
 an, daß es eine Gewohnheit der heiligen Schrift sey,
 die Meinung vieler so zu erzählen, wie sie damals von
 allen geglaubt worden sey. So wie Joseph von der
 Maria selbst der Vater Jesu genannt werde: so
 heiße es hier vom Herodes, er sey traurig geworden,
 weil alle Mitgäste so dachten. Aber der schlaue,
 mordsüchtige Heuchler habe sich nur traurig gestellt,
 indem er vielmehr innerlich frölich gewesen sey. —
 Die so berühmte Stelle: Du bist Petrus, u. s. w.
 erklärt Hieronymus von dem Felsen Christus, an
 welchen Petrus geglaubt, und davon zur Anspielung
 den Nahmen bekommen habe. Die Pforten der
 Hölle sollen Laster und Sünde seyn, wenigstens Lehr-
 sätze der Ketzer, durch welche die Menschen zur Hölle
 geführt werden; keineswegs aber der Todt, weil die
 Apostel, die als Märtyrer so sehr glänzten, dem ge-
 wöhnlichen Schicksal des Todes nicht unterworfen
 wären. An statt dieser erbaulichen Ursache, hätte er
 lieber die Bedeutung von *hinnu* und *ædñs* genauer un-
 tersuchen sollen. Doch die gleich folgenden Worte:
 Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel ge-
 ben, veranlassen ihn, den Lehrern seiner Zeit frey ge-
 nug die Wahrheit zu sagen. „Da die Bischöfe und
 Ältesten, schreibt er, diese Stelle nicht verstehen,
 so nehmen sie etwas von dem Stolge der Pharisäer
 an, indem sie entweder Unschuldige verdammen; oder
 glauben, Schuldige von der Strafe zu befreyen; da
 doch bey Gott nicht der Ausspruch der Priester, son-
 dern nur das Leben der Schuldigen in Betrachtung
 kömmt.

kömmet. Wir lesen im dritten Buche Mosis, daß den Aussätzigen befohlen wird, sich den Priestern zu zeigen; und daß diese sie für unrein erklären sollen, wenn sie den Aussatz haben: nicht als wenn die Priester jemanden zum Aussätzigen und Unreinen machten; sondern damit sie vom Aussätzigen und Nichtaussätzigen Kenntniß haben, die Reinen und Unreinen von einander unterscheiden könnten. Gleichwie also dort der Priester für rein oder unrein erklärte: so bindet oder löset auch hier der Bischof oder Aelteste auf, nicht diejenigen, welche unschuldig oder schuldig sind; sondern er weiß nur, vermöge seines Amtes, wenn er die verschiedenen Sünden gehört hat, wer gebunden und wer aufgelöset werden müsse.“ Diese Stelle ist so deutlich, als man sie nur verlangen kann, um zu sehen, daß Hieronymus den christlichen Lehrern die Macht, Schuld und Strafe der Sünden zu vergeben, oder zurück zu halten, abgesprochen, ihnen nur die nöthigen Einsichten über die Fähigkeit oder Unfähigkeit eines jeden in dieser Rücksicht bengelegt habe. Gleichwohl hat Rich. Simon sie dergestalt erklärt, (Hist. critique des principaux Commentat. du N. Test. p. 215. seq. ed. de Rotterd.) zur Gewalt der Schlüssel gehöre auch die nöthige Beurtheilung des Priesters, die einen Unterschied zwischen den Sündern zu machen wisse: und er setzt hinzu, daß der Verfasser in einer andern Stelle seines Commentarius, (ben C. XVIII. v. 18.) ausdrücklich versichere, (p. 84.) Christus habe den Aposteln, und ihren Nachfolgern, das Recht verliehen, so kräftig zu binden und zu lösen, daß solches im Himmel selbst gültig wäre. Allein die Worte: und ihren Nachfolgern, finden sich beim Hieronymus nicht. — Noch verdient aus eben dieser Erklärungsschrift angeführt zu werden, daß der Verfasser ben C. XXVI. v. 1. diejenigen, welche glauben, der Erlöser habe sich vor dem Tode gefürchtet, auch in dieser Be-

J. n.
C. G.
363
bis
430.

J. n. sinnung gesagt: Vater! ist's möglich, so gehe
 L. G. dieser Kelch vor mir vorüber! auffordert, sich
 363 wegen ihrer Meinung zu schämen. Er sucht die sei-
 bis nige aus der freudigen Bereitwilligkeit zu erweisen,
 430. mit welcher Christus seinem Tode entgegen gieng;
 noch bestimmter aber drückt er sich darüber weiter un-
 ten (p. 129. beim 37. und den folg. Versen) aus.
 „Um zu zeigen, schreibt er, daß er wirklich ein
 Mensch geworden sey, ist der Herr zwar wirklich
 traurig geworden; damit aber das Leiden nicht in
 seinem Gemüthe herrschen möchte, sieng er an, durch
 ein Vorleiden (propassio) traurig zu werden. Denn
 es ist etwas anders, traurig werden, und an-
 fangen traurig zu werden. Er wurde aber nicht
 aus Furcht vor dem Leiden traurig; sondern wegen
 des unglücklichen Judas, wegen des Aergernisses
 aller Apostel, wegen der Verwerfung des jüdischen
 Volks, und wegen des Untergangs von Jerusalem.
 Der Kelch, dessen Vorübergehen er wünscht, betrifft
 nicht ihn, sondern das jüdische Volk, welches keine
 Entschuldigung hatte, wenn es ihn, den Weißagun-
 gen der Propheten zum Troke, umbrachte; er bittet
 also, aus Mitleiden gegen dasselbe, daß er den Kelch,
 den es ihm reicht, nicht trinken dürfe.“ Es ist längst
 bemerkt worden, daß Hieronymus hier eigentlich der
 Meinung des Hilarius, als wenn Christus nicht
 wirklich gelitten hätte, gefolgt sey.

Leser, welche bisher in der Lebensgeschichte des
 Hieronymus eine eben nicht angenehme Einförmig-
 keit von biblischen Arbeiten, Streitigkeiten und
 Briefen wahrgenommen haben, werden desto zufried-
 ner damit seyn, wenn die letzten funfzehn Jahre
 derselben, vom Jahr 406 bis zum Jahr 420. so wie
 jetzt zehn der vorhergehenden, in einen besondern Zeit-
 raum zusammen gefaßt werden. Denn es sind ohn-
 gefähr gleiche Auftritte, welche auch in diesen seinen
 spätere-

spätesten Jahren mit einander abwechseln; und sie können daher immer kürzer beschrieben werden. Es ist wahr, daß er zu dieser Zeit mit einer neuen Parthen, die große Bewegungen in der Kirche stiftete, mit den Pelagianern, in mancherley Händel verwickelt wurde. Allein da ihre Geschichte erst gegen das Ende dieses gesammten Zeitraums der christlichen Kirchengeschichte, verbunden mit Augustins Leben und Schriften, vorkommen kann: so wird hier der Antheil des Hieronymus an derselben, nur gleichsam im Vorbengehen gezeigt werden können.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Daß er bis in ein Alter von fast neunzig Jahren, immerfort an Auslegungsschriften über biblische Bücher, und gerade über einige der schwersten, gearbeitet hat, gereicht seinem Eifer für diese Beschäftigungen zur Ehre; wenn gleich auch die Aufmunterungen seines Freundes Pammachius nicht wenig dazu beitrugen. Er vollendete zuerst im Jahr 406. die schon im Jahr 392. angefangene Erklärung der kleinern Propheten, indem er die noch rückständigen in dieser Ordnung, den Zacharias, Malachias, Hoseas, Joel und Amos, nachholte. Damit eilte er desto mehr, weil der Mönch Sisinus, der ihm gegen den Ausgang des Herbstes, einen Brief von dem Bischof Exuperius zu Tolosa in Gallien, und Geschenke für die dürftigen Mönche in Palästina mitbrachte, ihm noch überdies Schreiben von Geistlichen und Mönchen in Gallien zustellte, worinne ihm gewisse Fragen vorgelegt wurden, mit welchen er auch die Schriften des Vigilantius bekam, um sie zu widerlegen: und eben dieser Sisinus machte sich fertig, den nothleidenden Mönchen in Aegypten baldmöglichst auch die Beiträge seines Bischofs zu überbringen. Daher nahm Hieronymus die Mächte zu Hülfe, um sich dieser Aufträge zu entledigen; er klagt, daß er zuletzt nicht

J. n. einmal das in die Feder gesagte wieder habe durchlesen
E. G. können.

363

bis

430.

Dennoch (und man möchte sich darüber wundern,) freuet er sich in der Zuschrift des Commentarius über den Zacharias an den Exuperius, (Praefat. Explanat. in Zachariam, p. 1706. Tom. III. Opp. ed. Martian.) daß der dunkelste und längste Prophet unter den kleinern zu einer Zeit von ihm erklärt werden müsse, da die eilende Zurückkehr dessen, der seine Schrift mitnehmen sollte, keine Verzögerung erlaubte. Origenes und andere griechische Ausleger des Zacharias waren, wie er anmerkt, fast bloß bey der Allegorie stehen geblieben; er aber will, gleich jenem Hausvater, Altes und Neues aus seinem Schatze hervorbringen; oder Historie und Tropologie verbinden. Man kann die Methode, welche er dabey beobachtet hat, leicht aus seinen oben beschriebenen Erklärungen von Propheten schließen. In der That sagt er zwar im Anfange etwas zur Erläuterung der historischen Umstände des Buchs, und seines Verfassers; allein er fügt auch sogleich den anagogischen Verstand des achten Monaths, des Namens Zacharias, und anderer mehr, hinzu. Mehr Stoff zu Deutungen bildlicher Vorstellungen gab ihm ohnedieß keiner von diesen Propheten; ob man gleich gestehen muß, daß er auch hin und wieder die Winke desselben über die Erklärung seiner Gesichter, ziemlich gut gefaßt, und sonst noch manches Nützliche eingestreuet habe. Unterdeßen war es doch lange nicht genug, über jeden einzelnen Vers, oder über jedes besondere Gesicht, etwas Erträgliches oder Schickliches hinzuwerfen. Den ganzen Entwurf des Propheten zu überschauen; die Kunst und die Stufen, deren er sich zur Ausführung desselben bedient hat, scharfsichtig anzugeben; festzusetzen, wie man seine Gesichter am sichersten deuten könne; die poetische, pro-

prophetische, und andere Gattungen seiner Sprache, genau von einander zu unterscheiden; dieses, und ähnliche Untersuchungen, zum Theil auch nur Merkmale, daß sie der Verfasser angestellt habe, würden ihm viele wortreiche Stellen und leere Muthmaßungen erspart haben. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß man auch alsdann nicht viele Spuren davon in diesem seinem Commentarius antreffen würde, wenn er sich mehr Zeit zu demselben hätte nehmen können.

J. n.
C. G.
363
bis
430

In den übrigen dieser Erklärungsschriften, (Expositio in Osee Prophetam, Libri III. p. 1233. sq. l. c. Comment. in Ioel, p. 1336. sq. in Amos, p. 1370. sq. in Malachiam, p. 1806. sq.) bleibt er sich gewissermaßen noch ähnlicher. Es sind überall Vorreden oder Einleitungen vorangeschickt, die aber manches Ueberflüssige oder Sonderbare enthalten. So wird in derjenigen, welche vor dem Malachias steht, zweymal wider den Origenes eingeschärft, daß man diesen Propheten nicht etwa, seines Namens wegen, für einen Engel halten dürfe, der einen menschlichen Körper angenommen habe. In der Vorrede aber zum Hoseas übertreibt der Verfasser die Dunkelheit dieses Propheten; führt zum Beispiele gleich die Erzählung desselben an, daß er auf Gottes Befehl eine Zure gehenrathet habe, und bringt nach vielen langweiligen Wendungen, auch Vergleichen biblischer Stellen, so viel heraus, daß dieselbe ein Vorbild der aus Sündern gesammelten christlichen Kirche gewesen sey. An gelehrten Erläuterungen aus der Sprache, aus den griechischen Uebersetzungen und der Geschichte, fehlt es auch in diesen Erklärungsschriften nicht; wohl aber an dem allgemeinen Blicke, der das ganze Buch umfaßt; und doch auch in die Absicht, den Zusammenhang und Ausdruck jeder einzelnen hervorragenden Stelle tiefer einzudringen weiß. Dafür giebt es der dogmatischen

J. n. tischen und polemischen Ausschweifungen, der Pro-
 E. S. ben des geistlichen Verstandes, desto mehrere. Durch
 363 die viel zu wörtliche, oder vielmehr oft dunkle Ueber-
 bis setzung, hat er sich auch hier vieles sehr erschwert.
 430.

Eben der Mönch Sisinnius, dem Hieronymus diese Erklärungsschriften mitgab, nahm auch seine Widerlegung der Schriften des Vigilantius (Tom. IV. Opp. P. II. p. 280. sq.) nach Gallien, aus der man schon in der Geschichte des christlichen Aberglaubens dieser Zeiten, einen Auszug gelesen hat. (Th. IX. S. 271 = 278.) Er brachte weiter den beiden Mönchen zu Tolosa, Minervius und Alexander, welche Brüder oder doch Anverwandte waren, ein Antwortschreiben auf die Frage mit, die sie dem Hieronymus vorgelegt hatten, in welchem Verstande der Apostel (1. Corinth. Cap. XV. v. 51.) geschrieben habe: Wir werden zwar alle schlafen; aber nicht alle verwandelt werden; und ob man nicht vielmehr mit einigen Handschriften lesen müsse: Wir werden nicht alle schlafen; aber alle verwandelt werden? (Tom. IV. P. I. p. 210. sq. ed. Mart.) Da er jedoch durch Mangel an Zeit gehindert wurde, seine eigene Meinung darüber vorzutragen: so begnügt er sich daran, ihnen die Erklärungen anderer griechischer Ausleger mitzutheilen, damit sie selbst wählen möchten. Sie sind aus dem Theodorus von Heraflea, Diodorus von Tarsus, Didymus und Akacius von Cäsarea genommen, und helfen weder die Lesart völlig festsetzen, noch den Verstand genau bestimmen. Die Fragen- den hatten Erläuterungen über eine andere ähnliche Stelle des Apostels (1. Thesal. C. IV. v. 14. sq.) verlangt: daher führt er auch hier die Gedanken einiger der genannten Ausleger; besonders aber eine lange Stelle des Origenes darüber an. Zuletzt entschuldigt er sich, daß er, der dem Meide so sehr aus-

ausgesetzt sey, und ein geringes Ansehen behaupte, die Erklärungen von Männern beigebracht habe, welche im christlichen Lehrbegriffe geirrt hätten. Es scheint unterdeßen, daß ein so geübter Ausleger, wie er, lange nicht halb so vielen Aufwand von Belesenheit und Abschreiben nöthig gehabt hätte, um es bündig sagen zu können, wie jene Stellen verstanden werden mußten.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Mit freyerer Wahl, und seiner Zeit mehr mächtig, schrieb Hieronymus im Jahr 407. seine Erklärung des Propheten Daniel. (*Explanatio in Daniele Prophetam*, p. 1072. sq. Tom. III. Opp. ed. Martian.) In der Vorrede an den Pammachius und die Marcella, bemerkt er zwar, daß Porphyrius dieses Buch einem spätern Schriftsteller bengelegt, und darinne folglich Erzählungen schon geschehener Dinge, nicht Weißagungen, anerkannt habe. Allein, setzt er hinzu, Eusebius von Caesarea, Apollinarius, und vor ihnen zum Theil Methodius, hätten diesen Vorwurf schon hinlänglich beantwortet; er wolle daher diesen Propheten, welcher unter allen am deutlichsten von Christo, selbst von der Zeit seiner Zukunft auf die Welt geweißagt habe, und der eben wegen dieser so bestimmten Deutlichkeit, verleumderisch angegriffen worden sey, mehr zum Gebrauch der Christen erklären. Die Einwendungen, welche aus der Geschichte der Susanna wider Daniels Buch gezogen würden, träfen daselbe desto weniger, da jene gar nicht dazu gehörte, sich auch gar nicht hebräisch finde, und deswegen von ihm, wiewohl nicht ohne Widerwillen einiger, ehemals nicht zugleich mit dem Propheten übersetzt worden sey. Er erinnert überdieß, daß man den Daniel in den christlichen Gemeinen nicht nach der alexandrinischen, sondern nach der Uebersetzung des Theodotion, lese. Seine Absicht sey es hier nicht, wie bey den kleinern

Pro-

J. n. Propheten, alles ausführlich zu erklären; sondern
 E. G. nur die dunkeln Stellen, damit die unzähligen Bü-
 363 cher dem Leser nicht endlich Ekel verursachen möchten.
 bis
 430. Und wenn er aus so vielen heydnischen Geschichtschrei-
 bern, durch welche die in diesem Buche enthaltene
 Geschichte vollkommen bestätigt werde, etwas anfüh-
 ren würde: so sollte es nur im dringendsten Noth-
 falle geschehen: eine etwas gezwungene frommschei-
 nende Rechtfertigung des Gebrauchs seiner Bekannt-
 schaft mit den heydnischen Schriftstellern. Diesen
 Vorerinnerungen gemäß, ist allerdings die Ausle-
 gung des Buchs weit kürzer gerathen, als es manche
 Schwierigkeiten desselben erwarten ließen. Er über-
 geht diese nicht ganz mit Stillschweigen, — so weit
 er sie nemlich gesehen oder empfunden hat; — eilt
 aber mehrmals viel zu flüchtig darüber weg. Ein
 Beispiel giebt die außerordentliche Veränderung,
 welche nach dem vierten Hauptstücke, mit dem Ne-
 bukadnezar vorgieng. „Diese Geschichte, sagt er,
 ist klar, und bedarf keiner großen Auslegung. Al-
 lein diejenigen, welche unter dem gedachten Fürsten
 den Teufel verstehen wollen, behaupten, es sey un-
 möglich gewesen, daß ein Mensch, der sich mit köstli-
 chen Speisen genährt hat, sieben Jahre lang Heu
 geessen haben sollte; daß er so lange, ohne am Leibe
 verletzt zu werden, unter den wilden Thieren gelebt
 hätte. Und wie sollte einem wahnwitzigen Menschen
 das Reich sieben Jahre aufbewahrt worden seyn?
 wie sollte ein so mächtiges Reich so lange Zeit ohne
 König gewesen seyn? oder, wenn ihm ein anderer
 darinne nachgefolgt wäre, für wie albern müßte man
 ihn halten, wenn er sich eines Reichs begäbe, das er
 so lange besessen hat? besonders da die Geschichten der
 Chaldäer nichts dergleichen erzählen, und diejenigen,
 welche kleinere Dinge beschrieben haben, unmöglich
 von größern haben schweigen können. Allein wir
 nehmen dieses nicht an, damit nicht alles was wir le-
 sen,

fen, Schatten und Fabeln werden. Denn wer sieht nicht wahnwitzige Menschen, gleich wilden Thieren, auf den Feldern und in Wäldern leben? Und um alles übrige vorbeizulassen, da die griechische und römische Geschichte noch viel unglaublichere Dinge von Menschen erzählt; da nach der Fabel, die Scylla und Chimära, Hydra und Centauren, Vögel und wilde Thiere, Blumen und Bäume, Sterne und Steine aus Menschen entstanden sind: darf man sich wohl darüber wundern, wenn dieses zum Beweise der göttlichen Macht, und zur Demüthigung des Stolzes der Könige, durch Gottes Gericht bewerkstelligt worden ist?“ Gleich darauf führt Hieronymus beim 5ten Verse an, daß die Lehrer der Kirche deswegen bei diesem Buche die Uebersetzung des Theodotion der alexandrinischen vorgezogen hätten, weil die letztere nicht nur die genannte Stelle weglasse; sondern auch sonst sich von der Urschrift zu sehr entferne. — Bei der Weissagung von den siebenzig Wochen, (E. IX.) verweilt sich zwar der Verfasser lang genug; aber ohne eigene Untersuchungen anzustellen, indem er bloß die Erklärungen des Africanus, Eusebius Pamphili, Hippolytus, Apollinarius, Clemens von Alexandrien, und Origenes ausführlich nach einander hinsetzt. — Ob er gleich übrigens versprochen hatte, auf die Einwürfe des Porphyrius keine Rücksicht zu nehmen; so beschäftigt er sich doch oft genug mit denselben; auch noch beim Anfange des zwölften Hauptstücks, wo er ihm die Auferstehung der Todten vorhält, die daselbst verkündigt worden seyn soll. Er würde sich aber wider einen philosophischen Gegner besser in Sicherheit gesetzt haben, wenn er gezeigt hätte, daß die eigentliche Auferstehung in jener Stelle unmöglich einen Platz finden könne.

Dieser Commentarius, in welchem die Anzahl lehrreicher Bemerkungen eben nicht groß ist, genöthigt ein

J. n.
E. G.
363
bis
430.

363
 bis
 430.

ein weniger günstiges Schicksal, als andere solche
 E. G. Schriften des Verfassers. Er hatte darinne, (bey
 C. II. v. 42. p. 1081.) über das dort vorkommende
 Bild des römischen Reichs gesagt, es sey dasselbe in
 spätern Zeiten eben so schwach geworden, als es im
 Anfange mächtig war, indem es nunmehr in bürger-
 lichen und auswärtigen Kriegen, des Beistandes an-
 derer barbarischen Nationen bedürftig sey. Man
 war damit, wie er selbst erzählt, (Praef. in Libr. X.
 Comment. in Iesaiam, p. 262. et in L. XI. p. 283.
 T. III. Opp. ed. Martian.) übel zufrieden; da man
 doch, fährt er fort, den Fürsten nicht so schmeicheln
 darf, daß darüber die Wahrheit der heiligen Schrift
 vernachlässigt werde, und eine allgemeine Aeußerung
 keine Beleidigung einer besondern Person ist. Er
 zeigt zugleich an, daß diese Verdrießlichkeit durch
 Gottes Gericht aus dem Wege geräumt worden sey.
 Alles zusammengekommen macht die Muthmaassung
 Tillemontes sehr wahrscheinlich, daß der große
 Staatsmann und Feldherr am kaiserlichen römischen
 Hofe, Stilico, der selbst ein sogenannter Barbar
 war, auch barbarische Fürsten und Nationen zur
 Unterstützung des Reichs, oder seiner eigenen Absich-
 ten, gebrauchte, sich durch diese Stelle beleidigt ge-
 funden habe; er wurde aber schon im folgenden
 Jahre 408. umgebracht. Einen andern Vorwurf
 machten dem Verfasser, wie er auch am angeführten
 Orte meldet, einige Leser wegen der zu weit getriebe-
 nen Kürze seiner Erklärungsschrift. Als insbeson-
 dere Augustinus einem Bischof Hesychius dasje-
 nige zuschickt, was Hieronymus darinne von den
 siebenzig Wochen geschrieben hatte, (August. Epist.
 CXCVII, p. 561. T. II. Opp. ed. Antverp.) ant-
 wortete ihm Hesychius mit Recht, (Epist. CXCVIII.
 p. 563. l. c.) wenn ein so gelehrter Mann es für ge-
 fährlich gehalten habe, über die Meinungen der Kir-
 chenlehrer zu urtheilen, und eine der andern vorzu-
 ziehen,

ziehen, welches er auch selbst zu thun unterließ: so könnten andere Leser dieses noch weniger wagen.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Man muß freylich dem Hieronymus die Entschuldigung zugestehen, daß man ihn unaufhörlich zu sehr mit Anforderungen, über die Bibel zu schreiben, überhäuft habe, als daß er immer etwas Eigenes, Ueberdacht und Befriedigendes hätte leisten können; wiewohl man dabei auch stets ein gewisses Vertrauen zu seinen Kräften, oder zur Gefälligkeit seiner Leser bemerkt, dem auch die sichtbarste Uebereilung durch Zusammenraffen von Meinungen berühmter Männer, flüchtige Einfälle und Betrachtungen, hinlänglich ersetzt zu seyn scheint. Eben also da er mit dem Daniel beschäftigt war, legten ihm zwei andächtige Frauenspersonen in Gallien, Hedibia und Agasia, durch einen nach Bethlehém reisenden Geistlichen, eine Anzahl Fragen über biblische Stellen vor, die er auch noch im Jahr 407. durch zwei Briefe beantwortete. In dem einen an die Hedibia, (Hier. ad Hedib. de Quaestionib. XII. p. 167. sq. T. IV. P. I. Opp. ed. Martian.) kommen verschiedene Zweifel über die Auferstehungsgeschichte Christi, aber auch andere Anfragen über dunkle Stellen, zusammen zwölf, erörtert vor. So hatte Hedibia gefragt: warum Matthäus die Auferstehung Christi an den Abend des Sabbaths, Marcus hingegen in den Morgen desselben setze? Diese Frage, schreibt der Verfasser, läßt sich auf zweyerley Art lösen. Entweder, wir nehmen das Zeugniß des Marcus nicht an, weil es selten unter den evangelischen Geschichten gefunden wird, indem dieses letzte Kapitel fast in allen griechischen Handschriften fehlt; zumal, da er den übrigen Evangelisten zu widersprechen scheint. Oder beide Evangelisten haben die Wahrheit gesagt; so daß Marcus nur die Erscheinung des bereits früher auferstandnen Jesu vor der Maria

§. n. Magdalena erzähle. — Aber Matthäus und Jo-
 hannes widersprechen doch einander, da jener die ge-
 363 dachte Erscheinung des Abends, dieser aber am Mor-
 bis gen geschehen läßt! Darauf antwortete Hierony-
 430. mus: beyde Evangelisten haben einerley Zeit nur
 mit verschiedenen Nahmen belegt; Matthäus nennt
 eine bereits größtentheils verfloßene Nacht, und Jo-
 hannes den sich nähernden Anbruch des Tages. Es
 scheint mir auch Matthäus, der sein Evangelium
 hebräisch geschrieben hat, nicht sowohl abends
 als spät gesagt zu haben; sein Uebersetzer aber mag,
 verführt durch die Zweydeutigkeit des Worts, jenen
 Ausdruck an statt dieses gewählt haben. — Noch
 wurde er unter andern über den Sinn der Worte:
 Ich werde von nun an von dem Gewächse des
 Weinstocks nicht trinken, bis auf den Tag,
 da ich es mit euch trinken werde in meines
 Vaters Reich, befragt. Er versichert darauf, daß
 in diesen Worten keineswegs die Fabel von einem tau-
 sendjährigen Reiche Christi, und von irdischen Ver-
 gnügungen in demselben, liege; sondern daß sie den
 Leik und das Blut des Erlösers anzeigten, dessen die
 Christen theilhaftig würden.

Zilf andere Fragen beantwortet er der Algasia
 in dem folgenden Briefe; (p. 187. sq. l. c.) und auch
 davon müssen hier einige Proben stehen. Die vier
 ersten sind aus dem Matthäus genommen: und er
 beruft sich daher auf seinen Commentarius über die-
 sen Evangelisten; sie sind aber auch eben nicht erheb-
 lich. — Eine andere, über das Gleichniß vom un-
 gerechten Haushalter, beantwortet er hauptsäch-
 lich mit einer Stelle des Theophilus von Antio-
 chien, welcher darunter den Apostel Paulus ver-
 stand. — Die Umschweife, welche der Verfasser hier
 macht, ehe er die Frage aufklärt, wenigstens nach
 seiner Meinung, trifft man auch ziemlich bey der fol-
 genden

genden über die Stelle an: Es stirbt kaum jemand für den Gerechten; für den Guten dürfte noch vielleicht jemand sterben. (Röm. E. V. v. 7.) Aus dieser nicht verstandenen Stelle, sagt er, haben zwei Ketzer eine Gelegenheit genommen, gleich gottlos zu lästern. Marcion, der zweien Götter einführt: den gerechten, oder den Urheber des Gesetzes und der Propheten, und den guten, den Vater Christi, von dem die Evangelien und die Apostel herkommen sollen, behauptet, daß für jenen niemand oder nur wenige gestorben wären; für diesen hingegen hätten unzählige Märtyrer den Todt gelitten. Auf der andern Seite nennt Arius Christum den Gerechten, und Gott den Vater den Guten. Man könnte zwar, fährt er fort, diese Stelle ungekünstelt so erklären, daß unter dem alten Gesetze, in welchem Gerechtigkeit war, wenige ihr Blut vergossen hätten; unter dem neuen aber, in welchem Güte und Gnade ist, desto mehr Märtyrer gewesen wären. Aber die Worte dürfte und vielleicht erlauben diesen Verstand nicht; man muß also den wahren im Zusammenhange auffuchen. Es ist dieser: Für Gottlose sterben, ist eine unglaubliche Güte und Gnade, da es schon etwas so Seltenes ist, daß jemand für einen gerechten und guten Menschen sein Leben läßt. Einige legen diese Stellen so aus: Wenn Er für uns Gottlose und Sünder gestorben ist, wie vielmehr müssen wir für den gerechten und guten Christum das Leben hingeben! Gerecht und gut ist hier nicht verschieden; es zeigt auch keine Person, sondern überhaupt eine edle Sache an. — Bey Colosß: E. II. v. 18. 19. worüber er auch befragt worden war, merkt er an, daß man hier, wie an andern Orten, ein Beispiel von der geringen Geschicklichkeit des Apostels sehe, einen geheimen Sinn in einer ihm wenig geläufigen Sprache auszudrücken. Es fänden sich in dieser Stelle verschiedene

3. n. schiedene den Ciliciern, unter welchen er von Ju-
 E. G. gend auf das Griechische gelernt habe, eigenthümliche
 363 Redensarten, auch sonst bey ihm Sprachfehler. Ue-
 bis brigen warne er hier vor den fleischlichen Deutungen
 430. der Schrift, und vor der Anhänglichkeit an die jüdi-
 schen Cärimonien. — In einer andern Stelle des
 Apostels, welche die letzte Frage betrifft, (2. Theß. C.
 II. v. 3.) glaubt Hieronymus die Vorherverkün-
 digung zu sehen, daß erst die Völker von dem römi-
 schen Reiche abfallen, und der Antichrist sich in der
 Kirche für den Sohn Gottes ausgeben werde, ehe
 Christus in seiner Herrlichkeit erscheine.

Um diese Zeit bot sich ihm eine besondere Gele-
 genheit dar, die mönchsmäßige Enthalttsamkeit in ei-
 nem für sie fremden Stände eifrig zu empfehlen. Ein
 gewisser Rusticus, vermuthlich in Gallien, war mit
 seiner Frau Arremia übereingekommen, daß sie allen
 vertraulichern ehelichen Umgang mit einander aufhe-
 ben wollten, um desto geschickter zum Gebete zu seyn.
 Er brach diese Verabredung in kurzem. Seine Frau
 aber, welche standhafter dabey verblieb, wurde von
 ihm durch einen feindlichen Einsall getrennt, kam
 nach Palästina, und klagte dem Hieronymus ihr
 Schicksal. Dieser hielt sich auch darum berechtigt,
 an ihren Ehemann zu schreiben, weil derselbe ihr eid-
 lich versprochen hatte, an die heiligen Orter des ge-
 dachten Landes zu kommen, damit er seine Besserung
 befestigen möchte. Darauf dringt also Hieronymus,
 (Epist. XC. p. 734. sq. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.)
 und bedient sich dazu theils Gründe und bildlicher
 Vorstellungen, die leicht zu errathen sind, theils ei-
 ner Menge zusammengeraffter biblischer Stellen, in
 denen allgemeine Ermahnungen und Warnungen an
 Sünder, die sich bessern sollen, aber gar keine Spu-
 ren dieses Falles vorkommen, der schon lange von
 den Lehrern der Kirche sehr schief beurtheilt wurde.

Noch

Noch waren drey von den sogenannten größern Propheten übrig, um durch ausführliche Commentarien des Hieronymus aufgeklärt zu werden: und auch dieses leistete er noch in einem achtzigjährigen Alter. Eine solche Arbeit über den Jesaias hatte er bereits der Paula, und ihrem Schwiegersohne, dem Pammachius, versprochen; nach dem Tode der erstern aber, bewürkte es ihre Tochter Eustochium, daß er dieselbe in den Jahren 408. und 409. vollendete, (Expositio Iesaiæ Proph. Libri XVIII. p. 1 - 516. T. III. Opp. ed. Mart.) Es ist das weitläufigste unter allen seinen Werken. Warum es zu einer solchen Größe angewachsen sey, lehrt schon seine allgemeine Vorrede zu demselben. Dieses Buch, sagt er, (p. 3.) enthält alle Geheimnisse des Herrn; die ganze Geschichte des Welterlösers; die Physik, Ethik und Logik; auch die übrige heilige Schrift, alles was die menschliche Zunge vorbringen, und menschlicher Verstand fassen kann. Der Verfasser hat selbst von den Geheimnissen desselben ein Zeugniß abgelegt. (C XXIX. v. 11. 12.) Man darf auch keineswegs mit dem Montanus träumen, daß die in der Entzückung redenden Propheten selbst nicht gewußt hätten, was sie redeten; vielmehr sind ihre Schriften desto mehr mit Weisheit erfüllt, je besser sie alles verstanden. Daher muß, nach der historischen Wahrheit, alles geistlich genommen werden: Judäa und Jerusalem, Babylon und die Philister, Moab und Damaskus, Aegypten, und alles übrige.“ Er fügt noch hinzu, daß unter den Lateinern der einzige Victorinus, von Griechen aber Origenes, Eusebius Pamphili und Apollinaris, Erklärungen dieses Propheten geschrieben hätten, und daß er ihm die Lateiner, denen Schriftauslegungen ekelhaft wären, nur Beredsamkeit gefiele, schwerlich verzeihen würden, über diesen Propheten sich so sehr ausgebreitet zu haben. Das ist es alles,

S. n.
E. S.
363
bis
430.
 und also überaus wenig, was man in dieser Einleitung zu dem ganzen Werke erfährt. Die Erklärung nimmt sogleich ihren Anfang; auch sind die Vorreden zu jedem Buche größtentheils noch unerheblicher. In der dem achtzehnten Buche vorgesezten, versichert Hieronymus sogar, daß er bey aller Ausführlichkeit weit weniger gesagt habe, als die Dunkelheit der Sachen erforderte. Sonst aber spricht er daselbst einiges von der Verschiedenheit der Meinungen über theologische Lehrsätze, besonders über die Auferstehung der Todten, den Zustand der Seelen und des menschlichen Leibes; die göttlichen Verheißungen, und den Verstand der Offenbarung Johannis. Nimmt man, schreibt er, diese nach dem Buchstaben: so muß man jüdischen Erwartungen nachgehen; erklären wir sie aber, wie sie geschrieben ist, geistlich: so werden wir der Meinung vieler Alten widersprechen, dem Tertullianus, Victorinus, Lactantius, und unter den Griechen, um nur diesen einzigen zu nennen, dem Irenäus, wider welchen Dionysius von Alexandrien ein schönes Buch geschrieben hat, worinne er die Fabel von tausend Jahren verlacht. Diesem hat wiederum Apollinaris geantwortet, und nicht nur bey seiner Parthen, sondern auch bey den unsrigen, sehr viele Anhänger gefunden. Ich sehe daher voraus, wie vieler Wuth ich gegen mich erregen werde; ich beneide sie auch nicht darum, wenn sie die Erde so sehr lieben, daß sie auch im Reiche Christi etwas Irdisches verlangen; und glaube dennoch die Auferstehung eines wirklichen, aber unsterblichen, nicht mehr zum Essen und Trinken bestimmten Körpers.

Hier blickt nicht allein die alte Uneinigkeit der Schriftausleger seit dem Origenes, der Chilias ten und Allegoristen, sondern auch die Verlegenheit hervor, in welcher sich Hieronymus selbst befand, wenn

wenn er als Exeget den Ruf der Rechtgläubigkeit behaupten, und doch auch seinen Einsichten folgen wollte. Bey einem Buche, wie die Weissagungen des Jesaias sind, und über welches er so ausführlich schreiben wollte, wäre die Untersuchung sehr wohl angebracht und selbst nothwendig gewesen, welches die sichern Merkmale sind, die vom Wortverstande zum bildlichen hinüberleiten? ob beide ihre bestimmten Gränzen haben, oder wohl gar öfters zusammenschmelzen? und ob es genug sey, bloß nach der Anleitung einer scheinbaren Analogie, bey allen den Gegenständen immer geistliche Deutungen zu machen, die bisweilen derselben fähig erkannt wurden? Allen diesen Fragen meint er dadurch auszuweichen, wenn er die historische oder Worterklärung überall voranschickt; aber auch eben so unfehlbar den geistlichen Sinn darauf folgen läßt: bloß aus dem leichten Grunde, weil es ein mit Geheimnissen angefülltes Buch sey.

q. n.
E. G.
363
bis
430.

Nach diesem vorläufigen Begriffe von der Erklärungsschrift des Hieronymus über den Jesaias, und nach allem, was bereits in seiner frühern Lebensgeschichte von der Methode gesagt worden ist, die er bey der Auslegung der Propheten beobachtet hat, unter deren Beispielen auch ein aus dem Jesaias gezogenes vorgekommen ist, (oben S. 43. fg.) kann die weitere Beschreibung dieses Werks desto kürzer seyn. Der Ruhm einer mannichfaltigen Gelehrsamkeit, den man demselben beizulegen pflegt, ist in sofern gegründet, daß er philologische und historische Erläuterungen genug eingestreuet hat, die man nützen kann. Doch ist es meistens mehr Gedächtnißwerk und Sammlung des belesenen Schriftstellers, als beurtheilende Wahl und Anwendung. Er behilft sich nicht selten auch da mit Muthmaassungen, wo er etwas entscheidender schreiben könnte; wie wenn er C.

J. n. II. v. 16. (p. 28. sq.) über das daselbst genannte
 E. G. Tharschich allerley von ungleichem Werthe zusam-
 363 menträgt; gerade an das spanische Tartessus nicht
 bis 430. gedenkt, und es daher zuletzt für das Rathsamste
 hält, unter jenem Nahmen das Meer überhaupt zu
 verstehen, weil doch Jonas, auf seiner Schiffahrt
 aus dem Hafen von Joppe, nicht nach Indien habe
 gelangen können. Daß er nicht sowohl gefragt habe,
 wo sich wirkliche Weissagungen finden; sondern sol-
 ches in unzähligen Stellen als bekannt angenommen,
 auch für ihre Erfüllung vieles in Bereitschaft gehabt
 habe, versteht sich von selbst. Zwo der berühmtesten
 Stellen von dieser Art können hier zum Beispiele sei-
 ner Behandlung dienen. Bey der erstern, (E. VII.
 v. 14. fg.) dringt er darauf, daß Gott ein neues und
 wunderbares Zeichen habe geben müssen; welches
 aber nicht geschehen seyn würde, wenn bloß eine
 junge Frauensperson, wie die Juden wollen, nicht
 eine Jungfrau, geboren hätte. Zwar giebt er zu,
 daß hier der hebräische Nahme einer Jungfrau nicht
 stehe; dafür aber werde das Wort Alma gebraucht,
 welches alle Uebersetzer, bis auf die Alexandriner;
 durch junge Frauensperson (adolescensula) gegeben
 hätten. „Doch jenes Wort, fährt er fort, ist bey
 den Hebräern zweydeutig: denn es bedeutet auch eine
 Verborgene. Mithin heißt es hier eine Jung-
 frau, welche niemals von Männern gesehen,
 sondern von ihren Eltern sorgfältig bewahrt wor-
 den ist. Auch in der punischen Sprache, welche
 aus der Quelle der Hebräer fließen soll, wird eine
 Jungfrau eigentlich Alma genannt. Und, damit
 wir den Juden Gelegenheit zum Lachen geben, bedeu-
 tet selbst in unsrer Sprache alma, die heilige.
 Denn die Hebräer bedienen sich Worte aus fast allen
 Sprachen; so haben sie das Griechische πορνεον (Ho-
 belied E. III. v. 9.) und das lateinische nugae, auch
 mensura, aufgenommen. So viel ich mich erinnere,
 habe

habe ich niemals Alma von einer verheyratheten ^{J. n.} ^{E. G.} Frauensperson gelesen; sondern immer von einer Jungfrau in jungen Jahren. — Das Wort Kairathi, welches hier alle durch du wirst nennen, geben, kann auch übersetzt werden: sie wird nennen. Da auch die Evangelisten und Apostel, bey Anführung biblischer Stellen, dem Sinne derselben, nicht der Ordnung der Worte folgen: so hat auch hier in diesen Matthäus einiges verändert. Die Juden ziehen diese Prophezeiung auf den Ezechias, Sohn des Ahas, weil unter seiner Regierung Samaria erobert worden sey; allein dieses kann man nicht billigen: denn Ezechias war schon neun Jahre alt, als Ahas den Thron bestieg; man müßte denn auf eine höchst gezwungene Art sagen, das sechszehnte Jahr der Regierung des erstern, da Samaria eingenommen ward, werde seine Kindheit genannt. Einer unsrer Schriftausleger behauptet, der Prophet habe zween Söhne gehabt, Jasub und Immanuel; der letztere sey von seiner Frau zum Vorbilde des Erlösers gebohren worden; jener, dessen Nahme verlassen oder umkehrend bedeute, zeige das verlassene und einst zurückkehrende jüdische Volk; dieser aber, Gott mit uns, die Berufung der Heiden, seit der Menschwerdung des Sohnes Gottes, an.“ Man kann nicht sagen, daß der Verfasser, mitten unter diesem Gemengsel von nützlichen und seichten Materialien, seine eigene Meinung recht einleuchtend und mit Gründen auf allen Seiten befestigt, dargestellt hätte; ob er gleich einiges, was dazu dienen kann, beygebracht hat. Da er eine eigentliche Weissagung der Geburt Jesu hier festsetzt, so giebt er darüber folgende Umschreibungen: „Dieser Knabe, welcher von einer Jungfrau gebohren werden wird, o Haus Davids! soll von dir jetzt Gott mit uns genannt werden, weil du durch die Sache selbst, nemlich befreiet von zwey Königen, beweisen wirst, daß du Gott ge-

³⁶³
^{bis}
^{430.}
 genwärtig hast, und daß derjenige, welcher nachher
 E. G. Jesus, oder der Erlöser des menschlichen Geschlechts,
 heißen wird, jetzt von dir Immanuel genannt
 werde.“ Und bald darauf: „O Haus Davids! dem
 von Gott befohlen wird, daß du in Gefahren den
 Namen Immanuel anrufen sollst, verwundere
 dich nicht über die Neuheit der Sache, wenn eine
 Jungfrau Gott gebährt, der so viel Macht hat, daß
 er, wenn er gleich lange nachher erst gebohren wird,
 dich auf dein Anrufen, jetzt schon befreiet! Denn er
 ist derjenige, den Abraham gesehen, und der mit dem
 Moses geredet hat. Ich will auch etwas noch wun-
 derbareres sagen: damit du nicht glauben mögest, er
 werde nur zum Schein gebohren, so wird er die
 Speisen der Kindheit, Butter und Milch, genießen.
 Und obgleich der Evangelist erst viele Jahrhunderte
 darnach von ihm bezeugt, daß er an Weisheit, Alter
 und Gnade bey Gott und den Menschen zugenommen
 habe; alles, um die Wahrheit seines menschlichen
 Körpers zu beweisen; so wird er doch, noch in Win-
 deln eingewickelt, das Gute und das Böse schon rich-
 tig beurtheilen können.“ — Bey der zweyten dieser
 berühmten Stellen, (E. LII. v. 13. fgl. und E. LIII.)
 setzt Hieronymus voraus, daß man daselbst an sonst
 niemand unter dem Namen des Knechtes Got-
 tes, als an seinen Sohn, denken könne; zumal, da
 er eben dieses schon im 42sten Hauptstücke, wo deßel-
 ben ebenfalls gedacht wird, als ausgemacht angesehen
 hatte. Ob es ihm gleich darauf leicht werden mußte,
 von allen einzelnen Zügen des prophetischen Bildes eine
 gleiche Anwendung zu machen; so hat er sich doch
 dieses dadurch wieder schwerer gemacht, daß er zugleich
 neben der ohnehin sehr wörtlichen lateinischen Ueber-
 setzung, auch noch die von derselben oft abweichende
 Alexandrinische zu erklären sucht. So schreibt er
 über die Worte des 8. Verses: Propter scelus populi
 mei percussit eos, oder nach den Alexandrinern: Ab
 mi-

iniquitatibus populi mei ductus est ad mortem, hierinne liege ein doppelter Verstand. Denn entweder habe er die Verfolger und Bösen seines Volks durch seinen Todt geschlagen; oder er sey wegen der Größe der Sünden des ihm eigenen Volks zum Tode geführt worden, damit er es durch seinen Todt zum Leben zurückführen möchte. Eben so, wenn es weiter heißt: Ipse dedit impios pro sepultura sua, et divitem pro morte sua; oder nach der andern Uebersetzung: pessimos pro sepultura eius, et divites pro morte eius, so sollen dadurch beide Völker, durch die Gottlosen die heydnischen, und durch die Reichen, oder die Besitzer des Testaments, der Gesetzgebung und der Propheten, die Israliten angedeutet werden. Der Herr hat deswegen gelitten und ist begraben worden, um sich aus beiderley Völkern eine Kirche zu sammeln. Oder man kann auch sagen, daß Gott die Schriftgelehrten und Pharisäer, die Sadducäer, Priester und Hohepriester, welche vorher im Volke herrschten, und nur zu reich waren, nach dem Leiden des Herrn den Römern übergeben, und einer ewigen Knechtschaft unterworfen habe.

Ehe noch Hieronymus diese Auslegung des Jesaias vollendete, schrieb er vermuthlich im Jahr 409. einen langen Brief an die Ageruchia, welche auch Gerontia genannt wird, eine junge, vornehme und reiche Wittwe, um sie von der zweiten Ehe abzuhalten. (Epist. XCI. p. 740 - 749. Tom. IV. P. I. Opp. ed. Martian.) Man weiß es schon aus seiner Lebensgeschichte, (oben S. 71. 149.) und aus den Auszügen in einem andern Theil dieser Geschichte, (Th. VIII. S. 342. fg. 373. fg.) wie sehr diese Materie unter seine beliebtesten gehört habe. Er wußte sie daher auch auf allen Seiten zu bearbeiten, und persönliche oder Zeitumstände, die sich dabei darbieten, geschickt zu nützen. Das sagt er selbst im Anfange dieses Schreibens, wo er der Ageruchia sogleich viele Frauen

3. 11. Frauenzimmer aus ihrer Anverwandtschaft vorhält,
 E. 65. die beständig im Wittwenstande geblieben wären; so
 363 daß sie eben diesen Stand, wie er sagt, ihrer Fam-
 616 lie wieder zu erstatten schuldig wäre; zumal da ihr
 430 Sohn auch den Vorwand zu einer zweiten Ehe weg-
 räume. Hierauf beantwortet er den Einwurf, der
 von Pauli Erlaubniß für die Wittwen, sich zu ver-
 heyrathen, (1. Timoth. E. V. v. 14.) hergenommen
 wurde. Er hatte dieses schon in dem Schreiben an
 die Salvina (Rh. VIII. S. 375.) gethan: hier ge-
 schieht es zwar nicht mit so äußerst anstößigen Erläu-
 terungen, wie dort; aber im Grunde läuft es wie-
 derum darauf hinaus, der Apostel habe in dieser
 Stelle nicht sowohl gesagt, was er wolle, als was
 man ihn zu wollen nöthigte, nemlich durch den Man-
 gel an Enthaltbarkeit bey den jungen Wittwen. Aus-
 serdem häufft er noch verschiedenes über einander zur
 Empfehlung des Wittwenlebens; wie zum Beispiel,
 die Gewohnheit der Kirche, keinem zweymal verheyr-
 atheten ein Lehramt anzuvertrauen, oder einer zwey-
 maligen Wittwe Almosen zu reichen. Sogar im
 Heydenthum sucht er, nicht immer sehr passende,
 Muster von weiblicher Keuschheit auf; versichert,
 daß er die zweite Ehe nicht verdamme, wohl aber,
 um ihres Werths Willen, die einzige lobe; wünscht,
 daß Agcruchia gar keine solche aufmunternde Ge-
 schichten kennen möge, wie er zu Rom an einem Ehe-
 manne, der zwanzig Weiber begraben, und an einer
 Frau, welche an den zwey und zwanzigsten Mann
 verheyrathet war, gesehen hatte, indem von solchen
 eben das gelte, was der Erlöser zur Samariterinn
 von ihren vielen Ehemännern sagte; und bringt in-
 sonderheit vieles aus der Bibel von Begebenheiten,
 Lehren, vermeinten Sinnbildern, und dergleichen
 mehr, bey, was die zweite Ehe widerrathen soll;
 worunter selbst die Ehe des Adam und Eva den An-
 fang macht. Nachdem er noch allerhand warnende Er-

Er-

Erinnerungen beugefügt hat: kommt er auf das große Unglück, welches eben damals das römische Reich durch den verwüstenden Einfall so vieler deutschen Nationen in Gallien betroffen hatte, und dessen Betrachtung, nach seiner Meinung allein hinlänglich seyn kann, die Ageruchia, welche auch viel dadurch verloren hatte, von einer neuen Ehe abzuschrecken. Diese Abschilderung ist in der That rührend; er scheint sogar dem Reiche überhaupt den Untergang zu verkündigen; wenn man anders die alte Lesart, welche Martianay verworfen hat, annehmen darf.

J. n.
E. G.
163
112
430

In eben diese Zeit fällt auch das Schreiben des Hieronymus an den Julianus, einen vornehmen Mann in Dalmatien, oder einer benachbarten Provinz, (Epist. XCII. p. 750. sq. loc. cit.) dessen Bruder, bey seiner Anwesenheit zu Bethlehem, sich dasselbe ausbat. Julianus hatte bald nach einander zwei junge Töchter, und eine geliebte Frau verloren; die Heyrath seiner noch übrigen Tochter erweckte ihm viel Betrübniß, und sein Vermögen hatte durch die Verheerungen der Barbaren ungemein viel gelitten. Gleichwohl ertrug er alles dieses Unglück, das ihn Schlag auf Schlag traf, nicht nur mit Gelassenheit, sondern auch mit fröhlichem Gesichte, und vergaß sein Leid völlig über der Einweihung einer Märtyrerkirche. Man erwartet vermuthlich, daß ihn Hieronymus deswegen hoch preisen werde; allein, vielleicht weil andere dieses schon gethan hatten, oder weil er ihn auf dem besten Wege zu seyn glaubte, es in der Selbstverleugnung noch weit höher zu bringen, meldet er ihm vielmehr, er wolle ihn nicht durch Schmeicheln hintergehen, und durch schlüpfriges Lob stürzen; er sey noch ein sehr junger Soldat, und könne mit dem Hiob noch gar nicht verglichen werden; viel, oder eigentlich alles, sey noch für ihn zu thun übrig. So rühmlich sein Betragen, auch die Stiftung von

³⁶³
^{bis}
^{430.} S. n. Klöstern, und Unterhaltung vieler Heiligen auf den
E. S. Inseln bey Dalmatien durch ihn sey: so möchte er
doch bedenken, daß Gott nicht bloß seine Reichthü-
mer, sondern ihn selbst verlange; daß er, kurz zu sa-
gen, alles aufgeben, und ein Mönch werden müsse.
— Das Schreiben an den Diaconus Sabinianus,
einen heuchlerischen Bösewicht, der dem Hieronymus
zu Bethlehem selbst so viel Verdruß verursachte,
wie bereits anderswo erzählt worden ist, (Th. VIII.
S. 376.) ist allem Ansehen nach auch in diese Jahre
zu setzen.

Schon war Hieronymus im Begriff, wie er
dem Pammachius und seinen Freundinnen mehr-
mals versprochen hatte, auch eine Erklärungsschrift
über den Ezechiel auszufertigen, als ihm die Nach-
richt von der Eroberung und Plünderung Roms
durch den Alarich, im Jahr 410, von dem fast um
gleiche Zeit erfolgten Tode des Pammachius, der
Marcella, und vieler andern bekannten Christen in
der dortigen Gegend, allen Muth dazu entriß. An-
fänglich konnte er, wie er selbst schreibt, (Prolog.
Explan. in Ezech. p. 698. T. III. Opp. Mart.) bey
Tage und bey Nacht an nichts anders denken, als an
die allgemeine Noth; er glaubte ein Mitgefangener
so vieler Christen zu seyn, und die Betrübniß schloß
ihm den Mund. Nach einiger Zeit aber legte sich
sein Schmerz, und das dringende Anhalten der Lu-
stochium bewog ihn, diese Arbeit wieder vorzuneh-
men, deren Schwierigkeiten die Juden selbst dadurch,
sagt er, zu erkennen gegeben hätten, daß sie den An-
fang und das Ende dieses Propheten, eben so wenig
als den Anfang der mosaischen Geschichte und das
Hohelied, jemanden zu lesen erlaubten, der nicht
das priesterliche Alter von dreyßig Jahren zurückge-
legt hatte. Er mußte jedoch auch nachher die Fort-
setzung des Werks, wegen der traurigen Verwirrung
dieser

ieser Zeiten, mehr als einmal unterbrechen. Bald erschütterte ihn der Anblick so vieler Unglücklichen allerley Geschlechts, die von Rom nach Bethle-
 dem flüchteten, ehemals in allem Ueberfluß gelebt hatten, nunmehr bis zum Betteln heruntergebracht waren; er konnte ihnen nicht helfen, und vermischte wenigstens seine Thränen mit den ihrigen. (Praefat. libr. III. Explanat. in Exech. p. 745. l. c.) Bald nöthigte ihn im Jahr 411. der Einfall der Araber in die benachbarten Länder, und in Palästina selbst, wo sie gleich einem Strohnm alles überschwemmten, in der größten Schnelligkeit auf seine Rettung bedacht zu seyn. (Epist. ad Marcellin. et Anapsycham, p. 143. ed. Mart.) Auch die Schwäche seiner Augen in einem so hohen Alter, wegen welcher er sich hebräische und griechische Schriften meistentheils vorlesen lassen mußte, ließ ihn langsamer fortschreiten. (Praef. Libr. VII. p. 841. l. c.) Allein er gestand nicht weniger frey, daß ihn auch die Dunkelheit des zu erklärenden Buchs auf seinem Wege zurückhalte; ohne die wiederholte Bitte der Eustochium würde er sein Werk haben liegen lassen, da er schon sehr weit darin gekommen war. (Libr. XI. et Praef. Libr. XII. p. 976. loc. cit.) Er vollendete es erst im Jahr 414. oder im folgenden.

Ohne dasjenige zu wiederholen, was schon bey andern prophetischen Schriften, über die Auslegungsart des Hieronymus angemerkt, und durch Beispiele bestätigt worden ist, braucht hier, wo sie gleichfalls herrscht, nur wenig zur Erläuterung derselben aus seinem Commentarius angeführt zu werden, damit man urtheilen könne, ob der Verfasser hier glücklicher gewesen sey, als bey andern Büchern von ähnlichem Inhalte. Eine eigentliche Einleitung in die Weissagungen des Propheten, seine Geschichte, seine Schreibart, und andere lehrreiche Umstände, hat er

er auch hier nicht vorangehen lassen. Hingegen hält
 S. n. er sich nur zu lang, selbst für geduldige Leser, bey der
 E. G. Deutung der vier Thiere und Räder Ezechiels
 363 bis 430. auf: nicht bloß, um zu zeigen, wie wohl sie sich zu
 Bildern der vier Evangelisten schicken; sondern
 auch mit Meldung anderer der seltsamsten Einfälle
 über dieselben, wenn er sie gleich nicht billigt. —
 Bey E. IV. v. 12. glaubt er wirklich, daß der Pro-
 phet das Gerstenbrodt mit Menschenkoth habe be-
 decken sollen; noch geschmackloser ist der geistliche
 Verstand, den er hier zu finden glaubt. Den
 Thammuz (E. VIII. v. 14.) übersetzt er zwar ge-
 rade zu und richtig Adonis; vergift aber auch hier
 nicht, in den ihn beweïnenden Weibern die weibischen
 Gemüther darzustellen, welche sich über irdisches Gute
 oder Uebel zu sehr freuen oder betrüben. — Im An-
 fange des 16ten Hauptstücks faßt Hieronymus das
 ganze, so kühn und weitläufig ausgemalte Bild von
 der Untreue und Undankbarkeit der Israeliten, ge-
 wißermaßen zusammen; doch behält er es in der
 Folge nicht so festgestellt vor den Augen, wie es bey
 der Erklärung selbst nöthig wäre, und dähnt inson-
 derheit einzelne Züge desselben, hauptsächlich durch seine
 spitzfindigen mystischen Deutungen, höchst unange-
 nehm, aber auch ungeschickt aus. Er meint sogar,
 Jerusalem könne in diesem Bilde auf vielerley Art
 verstanden werden: entweder von der Stadt, welche
 die Babylonier und Römer verbrannt haben; oder
 von der Kirche, welche gar wohl ein Gesicht des
 Friedens heißen kann; oder von den Seelen einzel-
 ner Menschen, welche Gott im Glauben sehen.
 Nur setzt er hinzu, die Deutungen vieler vom himm-
 lischen Jerusalem nehme die Kirche nicht an, weil
 man sonst mit diesen Auslegern (den Origenisten)
 die gegenwärtige ganze Weissagung vom Umsturz,
 von der Marter und Wiederherstellung der himmlischen
 Mächte auslegen müßte. Da eben dieses gedachte
 Bild

Bild im 23sten Hauptstücke wiederholt wird: so fühlt er zwar einmal (p. 856.) das Unnatürliche einer tropologischen Deutung; fährt aber dennoch fort, dieselbe überall anzubringen. — Ueber die lehrreiche Stelle von Tyrus und dessen ausgebreiteten Handel, (C. XXVII.) macht er allerhand gelehrte und brauchbare Anmerkungen; gleichwohl muß man sich wundern, daß er hin und wieder der Wahrheit nicht näher gekommen ist. So versteht er v. 12. unter Tharschisch sehr unwahrscheinlich Carthago, und verfällt, an statt einer genauern Untersuchung, sogleich wieder auf einen geheimen Sinn. Bey dem 15ten v. kann er anfänglich nicht begreifen, warum die Alexandriner aus Söhnen Dadan, Söhne der Rhodier gemacht haben; muthmaast aber darauf, sie möchten wohl Kadan gelesen haben; findet auch Rhodus für diesen Plaz recht schicklich. — Mit Vergnügen sieht man ihn das im sieben und dreyßigsten Hauptstücke von der Auferstehung der Todten hergenommene Bild der Wiederherstellung der israelitischen Nation und ihres Reichs, treffend erklären. Er beschreibt zwar auch die Meinung derer, welche hier die künftige Auferstehung annehmen; setzt ihr aber Gründe entgegen, und verlangt zugleich, daß man ihn nicht in den Verdacht ziehen möge, als wenn er jene Lehre leugnete; die vielmehr selbst dadurch, daß sie als Sinnbild hier gebraucht wird, bestätigt werde. — Am wenigsten trauet er sich in der Erklärung des so ausführlich vom Ezechiel abgeschilderten Tempels zu. Hierinne gesteht er seine Unwissenheit; er war schon entschlossen, lieber nichts davon, als zu wenig zu sagen; ließ sich aber doch von seiner Freundin, welche lieber etwas Licht, als gar keines darüber empfangen wollte, bereden, sich auch daran zu machen. (p. 976.) Unterdeßen muß man sich in der Folge gar bald über diese schüchterne Bescheidenheit des Verfassers wundern; so leicht wird

3. n.
C. G.
363
bis
430.

3. n. es ihm auf der Bahn, die ihm sehr geläufig war,
 E. G. auch hier alles umständlich und genau zu erklären.
 363 Mit einem Worte, es ist der mystische Tempel,
 bis wie er ihn nennt, (p. 980.) „von dem zwar die Ju-
 430. „den hoffen, daß er buchstäblich, bey der Zukunft ih-
 „res Christus, oder vielmehr Antichrist, gebauet
 „werden soll; den wir aber auf die Kirche Christi
 „ziehen, und täglich in seinen Heiligen erbauet sehen.“
 Dieses einmal ohne allen Beweis vorausgesetzt, wer-
 den nunmehr Aehnlichkeiten von jeder Art in Nah-
 men, Bildern und Vorstellungen überhaupt, aus der
 heiligen Schrift und aus dem Christenthum, aber
 auch mit Hülfe der Einbildungskraft, aufgesucht, um
 jene Bedeutung des Tempels glaublich zu machen.
 Es ist sehr begreiflich, wie es damit zugegangen sey.
 Paulus und Petrus sagen ausdrücklich, daß die
 Christen auf ihren Erlöser, als auf den Eckstein,
 und lebendigen Stein, und zum geistlichen
 Hause erbauet worden wären; daß solches auf den
 Grund der Apostel und Propheten geschehen sey; der
 erstere wünscht noch besonders den Ephesiern, so
 fest gegründet zu seyn, daß sie die Breite, die
 Länge, die Tiefe und die Höhe mit allen Heiligen
 begreifen möchten; mithin zielen sie offenbar auf die-
 sen geistlichen Tempel. Das östliche Thor des
 Tempels ist wohl kein anders, als wovon es im
 Psalm heißt: Dies ist das Thor des Herrn; die
 Gerechten werden durch dasselbe hineingehen.
 Wenn unter den Maassen des Tempels zwei Ellen
 vorkommen: so wird dadurch entweder das alte und
 neue Testament, oder der Buchstabe und der
 Geist, oder das Geheimniß der Zange angedeutet,
 mit welcher beym Jesaias Kohlen vom Altar geholt
 wurden, um seine Lippen zu reinigen; — doch dieser
 Auszug wird schon, da er kaum angefangen ist, viel
 zu eckelhaft, als daß er nur noch einige Schritte wei-
 ter fortgesetzt werden könnte. Man muß in der
 That,

That, bey aller Gefälligkeit des Verfaßers gegen ^{J. n.} seine Freundin, darüber erstaunen, daß Hierony- ^{E. G.} mus ein seines Verstandes so unwürdiges Spiel auf ³⁶³ so vielen Seiten (p. 980 - 1072.) hat aushalten ^{bis} können. Freylich entschuldigt er sich damit, daß der ^{430.} Buchstabe hier sehr dunkel, und beinahe gar nicht sichtbar sey; (p. 981.) er schreibt es auch der Gnade Christi und der Leitung des heiligen Geistes zu, wenn er etwas in dieses Verborgene einzudringen im Stande sey. (Praefat. Libr. XIV. p. 1038.) Allein er gewinnt durch diese frommen Wendungen so wenig, als die Leser durch einige Erläuterungen der Sprache und der Alterthümer, oder durch seine Vergleichung der griechischen Uebersetzungen mit einander, und mit dem hebräischen Texte.

Raum hatte er dieses lange Werk zu Stande gebracht, als er ein ähnliches über den Jeremias zu schreiben anfieng. Es ist die letzte seiner größern biblischen Erklärungsschriften; aber auch die einzige, welche er nicht geendiget hat. Im Jahr 415. hatte er schon sechs Bücher, welche die ersten zwey und dreyßig Hauptstücke in sich faßen, ausgefertigt: und weiter mag er auch darinne nicht gekommen seyn. (Explanat. in Ierem. Prophet. p. 526 - 598. loc. cit.) In der Vorrede an den Eusebius von Cremona versichert er, daß er über dieses prophetische Buch, in welchem so viel Geschichte enthalten sey, und so vieles an sich deutliche vorkomme, nur kurze Erläuterungen mittheilen werde; zumal da er manches hieher gehörige schon über die andern Propheten gesagt habe. Desto weniger Stoff hat er auch hier zu auszuzeichnenden Merkwürdigkeiten hinterlassen, indem die einzelnen Anmerkungen über Wörter, Gegenden, Gebräuche, und dergleichen mehr, so wie seine ganze Auslegungsmethode, nunmehr bekannt genug sind. Zu mystischen Deutungen fand er in diesem Buche

J. n. nicht viel Veranlassung. Auserlesene Bemerkungen
 E. G. aber über die innere Einrichtung des Buchs, über
 363 das Eigenthümliche seiner prophetischpoetischen
 bis 430. Sprache, und andere Seiten desselben, die dem ge-
 meinen Ausleger entgehen müssen, weil er alles ge-
 than zu haben glaubt, wenn er einen oder etliche Verse
 in seiner Erklärung zusammen nimmt; diese trifft
 man hier eben nicht an. Fast nur eine einzige möchte
 man ausnehmen, nemlich die in der ersten Vorrede
 bengebrachte, daß Hieronymus die durch die Ab-
 schreiber gestiftete Verwirrung im Jeremias aufge-
 hoben, vieles Fehlende aus der hebräischen Urschrift
 ergänzt, und also den Propheten in einer neuen Ge-
 stalt aufgestellt habe. Allein er redet hier nur von
 der gewaltigen Abweichung, die sich zwischen dem
 Texte und der alexandrinischen Uebersetzung fand.
 Auf die Unordnung, die im Texte selbst in der Stel-
 lung der Weissagungen in Absicht auf die Zeitfolge
 herrscht, nahm er keine Rücksicht.

Ohne Zweifel haben ihn sein Alter, die Angele-
 genheiten seines immer lebhaft fortdauernden Brief-
 wechsels, und eine neue Streitigkeit, an welcher er
 Antheil nahm, verhindert, diesen Commentarius
 zu Ende zu bringen. Noch im Jahr 411. schrieb er
 an den Marcellinus, und die Anapsychia, viel-
 leicht dessen Gemahlinn, in Africa, welche ihn ge-
 fragt hatten, wie die Seelen entstünden? (Epist.
 LXXVIII. p. 642. sq. ed. Martian.) und verwies sie
 theils auf dasjenige, was er in seiner Schutzschrift
 wider den Rufinus (Th. X. S. 184. fg.) hierüber
 gesagt hatte; theils auf die Belehrung des Augusti-
 nus. — In eben dieses Jahr gehört auch vermuth-
 lich sein merkwürdiges und langes Schreiben an den
 Rusticus, einen jungen Mönch in Gallien, dem er
 viele beredte Vorschriften und Warnungen zur glück-
 lichen Beobachtung der Pflichten seines Standes
 giebt;

giebt; (Epist. XCV. p. 769. sq. loc. cit.) aus dem man aber schon anderwärts einen Auszug gefunden hat. (Rh. VIII. S. 347 = 349.) — Gleichergestalt hat man in dem eben genannten Theil dieser Geschichte, (S. 350. und noch vollständiger in einem der vorhergehenden, (Rh. VI. S. 57. fg.) einiges von der Lobschrift gelesen, welche Hieronymus im Jahr 411. oder 412. der eben verstorbenen Marcella, in einem Schreiben an ihre Freundin Principia, gewidmet hat. (Epist. XCVI. p. 778. sq.) Niemand darf es leugnen, daß in dieser, wie in andern seiner ähnlichen Schriften, manche rührende und sonst-angenehm gedrehte Stellen vorkommen; nur muß man es bedauern, daß der immerwährende Kreis, in dem sich so viele Beredsamkeit herum windet, Empfehlung des Klosterlebens ist. — Das ist denn auch der Inhalt seines ohngefähr um gleiche Zeit an seinen Freund Gaudentius abgelassenen Briefs, (Epist. XCVIII. p. 796.) worinne er ihm zeigt, wie er seine Tochter Pacatula, die nur noch ein Kind war, völlig so erziehen müsse, damit sie dereinst ihr Leben freiwillig als eine Nonne zubringen möge. Den Hauptbewegungsgrund zu diesem Rathe nimmt er von dem damaligen allgemeinen Elende des Reichs her. Pacatula, schreibt er, die zu einer solchen Zeit geboren ist, wird eher Thränen, als Lachen kennen lernen; sie mag denken, daß die Welt immer so gewesen sey; unwissend über die vergangene Zeit, mag sie das Gegenwärtige fliehen, und nur nach dem Zukünftigen verlangen!

Obgleich ein anderes Schreiben, welches Hieronymus im Jahr 414. an die Demetrias abgehen ließ, (Epist. XCVII. p. 784 - 796. ed. Martian.) wiederum eben dieselbe Absicht mit dem vorhergehenden hat; so war doch die Veranlassung dazu so glänzend, und das Frauenzimmer, an welches er dasselbe rich-

J. n.
 E. G.
 363
 bis
 430.

 tete, so vornehm und berühmt, daß er auf dieser so oft von ihm betretenen Bahn sich dennoch zu übertreffen suchte. Demetrias, das erste Frauenzimmer im römischen Reiche an Adel und Reichthum, wie er sie selbst im Anfange des Schreibens nennt, eine Tochter des Consul Olybrius, hatte sich mit ihrer Mutter Juliana und Großmutter Proba, aus dem vom Alarich geplünderten und zum Theil verbrannten Rom, nach Africa geflüchtet, wo sie bald mit dem Augustinus, dem angesehensten Bischof dieser Gegenden, bekannt wurden. Von ihnen aufgemuntert, schrieb dieser an sie über die höhere Vollkommenheit, nach der sie streben mußten; er besuchte sie selbst zu Carthago: und seine Ermahnungen sowohl, als die damit verbundenen des Alypius, Bischofs zu Carthago, brachten insonderheit bey der Demetrias bald darauf eine Wirkung hervor, die großes Aufsehen erregte. Man hatte ihr einen Gemahl bestimmt, und der Hochzeittag nahte schon heran. Plötzlich entschloß sie sich, unter den Uebungen einer strengern Gottseeligkeit ehelos zu bleiben, warf allen ihren Schmuck weg, und erschien in der schlechtesten Kleidung vor ihrer Mutter und Großmutter, denen sie ihren Vorsatz eröffnete. Ohngeachtet diese darüber erstaunten; lobten sie doch ihre Tochter ungemein. Sie baten darauf den Hieronymus, den berühmtesten damaligen Schriftsteller in der Kirche wegen der eifrigen und glücklichen Beförderung dieser Lebensart bey dem weiblichen Geschlechte, ihr solche schriftliche Lehren zu ertheilen, die sie in ihren neuen Gesinnungen auf immer befestigen könnten. Er that es; aber er fieng sein Schreiben an die Demetrias mit dem Bekenntniße an, daß unter allen Materien, die er von seiner Jugend an, bis jetzt in Schriften bearbeitet habe, die vor ihm liegende die allerschwerste sey, weil er auf der einen Seite der Schmeicheln verdächtig werden müsse, wenn er sie gebührend lobte; auf

der

der andern aber, wenn er einiges, was unglaublich scheinen könnte, wegließe, durch seine Schüchternheit ihr Schaden zufügen würde. Eigentlich war es gar nicht das Geschäfte des Hieronymus bey diesem Falle, sobald er einen weisen Führer des jungen Frauenzimmers, ja ihrer ganzen Familie, abgeben wollte, bloß mit sich zu berathschlagen, wie stark, oder wie behutsam, er sie loben müsse. Lob, und zwar außerordentliches und allgemeines, erwartete sie ohnedieß; gesetzt, daß man sie auch von aller Ruhmbegierde freyspräche, von Zeitgenossen, Lehrern und Freunden, wie die ihrigen waren. Allein, woran Demetrias schwerlich gedacht hat, darauf hätte sie Hieronymus desto mehr leiten sollen, wenn-er anders fähig war, einen für ihn so ganz fremden Weg einzuschlagen: auf die Prüfung, ob nicht ihr jählinger Entschluß ein wahrer Selbstbetrug, eine falsche Einbildung von Vollkommenheit sey, die sie durch Widerstreben gegen die Absichten Gottes und der Natur in einem sehr ehrwürdigen Stande, in welchen sie sogar bereits gewilligt hatte, zu erreichen hoffte. Dafür wählte er bloß das Leichteste: er lobte sie auf eine wirklich unbescheidene Art, und mit einem weithergeholten Gepränge, ins Gesicht; erzählte ihr selbst die geheimen Ueberlegungen vor, nach welchen sie den unerwarteten Schritt gethan hätte; schilderte ihr die Freude, welche darüber in allen africanischen Gemeinen, auf allen Inseln zwischen diesem Welttheil und Europa, zu Rom selbst, nicht anders als wenn es nun wieder auslebte, entstanden sey; und versorgte sie endlich mit den nöthigen Vorschriften, um in dem ehelosen Stande unerschüttert verharren zu können. Dazu empfiehlt er das Lesen der heiligen Schrift, Bezeichnen mit dem Kreuze, häufiges, wenn gleich nicht äußerst übertriebenes, Fasten, Vermeidung des Umgangs mit Mannspersonen, aber auch mit Ehefrauen, kluge Wahl ihrer Bedienten, Verachtung

J. n.
C. G.
363
bis
430.

§. n. der Reichthümer, und Anwendung derselben zum Al-
 C. S. mosengeben, welches er bey ihr dem Erbauen von
 363 Kirchen vorzieht, besonders auch öfteres Gebet, und
 bis 430. unaufhörliches Arbeiten. Er schärft ihr die Ueber-
 einstimmung im Glauben mit dem römischen Bischof
 Innocentius dem ersten ein; (woraus man schlies-
 sen kann, daß sie im Begriff war, nach Rom zurück-
 zuehren,) er warnet sie vor den Irrlehren des Ori-
 genes, und bietet ihr sein dawider geschriebenes Werk
 an. Uebrigens gedenkt er auch noch der zu seiner Zeit
 streitigen Frage, ob es besser sey, ganz einsam, oder
 im gemeinschaftlichen Kloster zu leben? Jenes, ant-
 wortet er, ist schon bey Männern gefährlich, welche,
 von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert, sich
 desto leichter schlimmen Gedanken überlassen, stolz je-
 dermann verachten, und die Geistlichen oder Mönche
 verleumden. Wie weit gefährlicher muß es Weibern
 werden, deren veränderlicher Sinn, wenn er sich al-
 lein überlassen wird, sich bald verschlimmert. Er
 gesteht, Personen beiderley Geschlechts gekannt zu
 haben, welche durch zu große Enthaltksamkeit wahn-
 witzig geworden waren; besonders wenn sie in feuch-
 ten Zellen wohnten. Daher rath er an, sich unter
 die Aufsicht alter Vorgesetzter zu begeben.

Man sieht es diesem und so vielen andern bisher
 beschriebenen Briefen des Hieronymus leicht an,
 warum sie in seiner Lebensgeschichte ihren Platz ver-
 dienen: nicht um der vollständigen Anzeige willen
 von allem was er schriftlich hinterlassen hat; sondern
 weil sie seine ungemeine Wirkksamkeit auf Christen
 von jedem Geschlechte und Alter, seine Gesinnungen
 und Fähigkeiten, fast noch lebhafter als seine übrigen
 Schriften, darstellen. Dieses gilt auch von seinem
 Schreiben an den Dardanus, einen ansehnlichen rö-
 mischen Befehlshaber, im Jahr 414. (inter Epistt.
 crit. p. 605. sq. Tom. II. Opp. ed. Mart.) Darda-
 nus

nus hatte ihn gefragt, welches das verheißene Land gewesen sey, das die Israeliten, nach ihrer Zurückkunft aus Aegypten, in Besitz bekamen, in dem Canaan, welches ihre Vorfahren bereits besessen hatten, nicht sowohl verheißten, als wiedergegeben, genannt werden könne. Er schien also der Meinung vieler christlichen Lehrer zu seyn, daß man ein anderes Land der Verheißung suchen müsse, dasjenige, welches David das Land der Lebendigen nennt, und von welchem Christus versichert, die Sanftmüthigen würden es besitzen. Diese Erklärung billigt auch Hieronymus vollkommen, und sucht sie aus vielen gemißbrauchten biblischen Stellen zu erweisen. Denn so meint er zum Beispiel, daß David sich offenbar nach Gütern gesehnt habe, die in Judäa nicht erwartet werden konnten; daß man im buchstäblichen Verstande von den Thoren Zions, die Gott habe verbrennen lassen, nicht mit eben diesem Dichter sagen könne, daß er sie liebe; daß die Heiligen nur Fremdlinge auf dieser Erden heißen; unter eigentlichen Bewohnern derselben aber, allemal Sünder verstanden werden, und dergleichen mehr. Er beruft sich auch auf den kleinen Umfang von Canaan, (dessen Breite er sich anzugeben schämt, um nicht den Henden Gelegenheit zum Lästern zu geben,) und auf den damaligen elenden Zustand des Landes. Eine Milderung soll es zwar seyn; ist aber nur eine polemische Rechtfertigung dieser gezwungenen Erklärung, wenn er hinzusetzt: „Ich sage dieses nicht zur Verspottung des Landes Juda, wie der feyerische Verleumder lügt; oder, um die Wahrheit der Geschichte aufzuheben, welche der Grund des geistlichen Verstandes ist; sondern, um den Stolz der Juden niederzuschlagen, welche die engen Gränzen der Synagoge der Breite der Kirche vorziehen. Denn, wenn sie bloß dem tödtenden Buchstaben, nicht aber dem lebendigmachenden Geiste folgen: so mögen

J. n.
E. G.
363
bis
430.

J. n. uns das neuverheißene Land, das von Milch und
 E. G. Honig überfließt, zeigen! Sollten sie aber glauben,
 363 dieses sey nach der Tropologie, für den Ueberfluß
 bis aller Dinge gesagt: so werden auch wir das Land des
 430. Bekenntnisses und das Land der Lebendigen dem Lande
 der Dornen vorziehen, indem die Worte Gottes von
 der Verwerfung der Israeliten und Aufnahme der
 Heiden, beym Moses, und bey den Propheten,
 deutlich genug beweisen, daß alles was jenes Volk
 betrifft, im Schatten und Vorbilde für uns geschrie-
 ben worden sey.“

Unter denen, welche dem Hieronymus um diese
 Zeit theologische Fragen vorlegten, war frenlich Au-
 gustinus derjenige, der ihm dadurch die größte Ehre
 erwies; zumal da er eigentlich eine philosophische Ma-
 terie von ihm aufgeklärt wissen wollte, den Ur-
 sprung der menschlichen Seelen, wozu er selbst
 weit geschickter war, als Hieronymus. Sonder-
 bar genug wird man es finden, daß dieser, wie man
 erst seit kurzem (oben 196.) gelesen hat, selbst den
 Marcellinus in Absicht auf die Beantwortung die-
 ser Frage, an den Augustinus verwiesen hatte. Es
 könnte auch sehr unerwartet scheinen, daß man da-
 mals eben hierüber so begierig ein neues Licht gesucht
 hat; gleichsam als wenn es keine wichtigern Gegen-
 stände der Erörterung in der Religionswissenschaft
 gegeben hätte. Allein sie war nicht nur durch die ori-
 genianischen Streitigkeiten der nächst vorhergehen-
 den Jahre, mit vieler Hestigkeit rege geworden; son-
 dern stand auch mit den ganz neuen pelagianischen
 in Verbindung. Außerdem hatte Hieronymus, im
 schriftlichen Gesechte wider die Origenisten, eine
 Meinung behauptet, welche dem Augustinus gar
 nicht über erhebliche Bedenklichkeiten hinausgesetzt zu
 seyn schien, nemlich diese, daß Gott täglich mit neuen
 Körpern, auch die dazu gehörenden Seelen hervor-
 bringe.

Bringe. (Ehr. R. Gesch. Th. X. S. 151.) Da also ^{J. n.} der spanische Presbyter Orosius zum Augustinus ^{E. G.} nach Hippo gekommen war, um von ihm mancher- ³⁶³ ^{bis} ^{430.} len Unterricht, auch über die gedachte Frage, zu erhalten: schickte er ihn vielmehr im Jahr 415. zum Hieronymus, damit ihn dieser darüber belehren möchte. Er gab ihm auch zween Briefe an diesen Lehrer mit, in deren einem er ihm die oftgedachte Materie zur Untersuchung vorlegte; in dem andern aber sich eine Erklärung der Stelle im Briefe Jacobi ausbat: Wer das ganze Gesetz hält, und sündigt in einem, der ist des ganzen schuldig. Den genauern Inhalt des erstern Schreibens hat man bereits in der Geschichte des Orosius (Th. VII. S. 315.) angezeigt gelesen: und eben daselbst ist auch gemeldet worden, daß Hieronymus sich mit den Zeitumständen entschuldigt habe, warum er das Verlangen des Augustinus nicht erfülle. Er giebt ihm sogar zu verstehen, (Epist. LXXIX. p. 643. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.) daß es, bey den fortwährenden pelagianischen Händeln, für sie beyde am rathsamsten sey, keine Verschiedenheit in Meinungen blif- fen zu lassen; sondern gemeinschaftlich jene Kezerey zu bestreiten.

Aus einem ungewissen Jahre, aber doch vermuthlich aus diesen spätern Zeiten des Hieronymus, ist sein Brief an den Evangelus, der auch noch einige Aufmerksamkeit verdient. (Epist. CI. p. 802. ed. Martian.) Ich höre, schreibt er, daß jemand in seinem Aberwize so weit gegangen ist, die Kirchendiener den Aeltesten und Bischöfen vorzuziehen. Und hierauf beweiset er aus den Schriften der Apostel, daß Bischöfe und Aeltesten anfänglich gar nicht von einander verschieden gewesen; die Kirchendiener aber gleich seit ihrer Stiftung, bloß zum Dienste der Armen und Wittwen angestellt worden wären. Daß

J. n. Das nachher ein Aeltester den übrigen, unter dem
 E. G. Mahmen eines Bischofs vorgesetzt worden, das sey
 363
 bis
 430. geschehen, sagt er, um eine Trennung unter ihnen zu
 verhüten; übrigens hätten die Aeltesten alles, bis
 auf die Einweihung der Lehrer, mit den Bischöfen
 gemeinschaftlich behalten. Zwar werde zu Rom ein
 Presbyter auf das Zeugniß eines Diaconus ge-
 weiht; das sey aber nur die Gewohnheit einer einzi-
 gen Gemeinde, und komme daher, weil dort nur we-
 nige Kirchendiener, und desto mehr Aeltesten wä-
 ren, die also ihre Menge verächtlich gemacht hätte.
 Auch selbst in dieser Gemeinde saßen die Aeltesten,
 und die Kirchendiener ständen. Zwar habe er in
 Abwesenheit des Bischofs, auch einen Diaconus
 unter den Aeltesten sitzen, ingleichen bey häuslichen
 Mahlzeiten, jenen diesen den Segen ertheilen gese-
 hen; allein das laufe völlig wider die erste Bestim-
 mung beider geistlichen Stände. — Was Hierony-
 mus in diesem Schreiben von der ursprünglichen völ-
 ligen Gleichheit eines Episcopus und Presbyter
 behauptet, darüber hat man bereits oben in einer sei-
 ner biblischen Erklärungsschriften, eine merkwürdige
 Stelle gelesen. (S. 99.) Bey der gegenwärtigen hat
 Stilling (Vita S. Hieronymi, p. 625. n. 1041. sq.)
 mehr Mühe als es nöthig war, angewandt, um dar-
 zuthun, daß der Verfasser dennoch den Bischöfen
 einen Vorzug vor den Aeltesten zugestehet. — Ein
 anderes Schreiben des Hieronymus, an einen Ael-
 testen Cyprianus, wird auch mit Recht in diese letz-
 tern Jahre gesetzt. (inter Epist. critic. p. 694. sq.
 Tom. II. Opp. ed. Mart.) Es enthält eine Er-
 klärung des neunzigsten Psalms; scheint aber,
 nachdem man bereits so viele Proben der Ausle-
 gungsart des Verfassers gelesen hat, keinen Aus-
 zug seiner wenigen merkwürdigen Stellen zu erfor-
 dern.

Indeß hatte sich Hieronymus, noch in seinen spätesten Jahren, abermals in eine heftige theologische Streitigkeit eingelassen. Pelagius fand damals in Africa, und bald auch in Palästina, Widerstand gegen seine Lehrsätze. Man möchte fast aus einer Stelle des Hieronymus (Praefat. Libr. IV. Comment. in Ierem. p. 615. ed. Martian.) schließen, daß er zuerst in einiger Verbindung mit demselben gestanden habe. Aber er trat wenigstens bald auf die Seite seiner Gegner. Sein gewöhnlicher Eifer für diejenigen Lehren, welche als herrschende Rechtgläubigkeit angesehen werden konnten, deren Ruf bey ihm über alles gieng; die Voraussetzung, als wenn Pelagius die ihm vorgeworfenen Irrthümer von dem ihm so verhaßten Rufinus, (vermuthlich durch die von demselben ausgebreiteten Schriften und Lehrsätze des Origenes,) empfangen hätte, und eine Art von Schutz, der eben demselben von dem Bischof Johannes zu Jerusalem widerfahren war; dieses waren wohl die vornehmsten Reizungen für ihn gewesen, sich in diese Händel zu mischen. Auch bekam er, wie man kurz vorher gesehen hat, nachdem sein erster Schritt dabey schon gethan war, einen Wink vom Augustinus, den er gar wohl verstand, und der ihn veranlaßte, darauf bedacht zu seyn, daß nicht seine Meinung über den Ursprung der Seelen, von den Pelagianern gemißbraucht werden möchte. Die Klagen, welche er in den Vorreden zu den ersten vier Büchern seines Commentarius über den Jeremias ausstreuet, sind überdieß nicht undeutlich gegen den Pelagius, wenigstens zum Theil, gerichtet, der Schriften und Lehren des Hieronymus getadelt haben mochte. Genug, dieser Mann, der es wußte, wie sehr die Augen der Christen bey einer solchen Gelegenheit auf ihn gerichtet wären, ergriff desto leichter die Feder, als ihn ein gewisser Cresiphon über die Meinungen des Pelagius befragte, und widerlegte

J. n.
C. G.
363
bis
439.

§. 11. ³⁶³
 E. G. ^{bis}
 430. legte besonders den Satz desselben, daß der Mensch, wenn er wolle, ohne Sünde seyn könne. (Epist. XLIII. ad Ctesiphont. p. 473. sq. Tom. IV. Opp. P. I. ed. Mart.) Wenn er in diesem langen und hitzigen Schreiben, das er allem Ansehen nach im Jahr 415. ausfertigte, des Pelagius und seiner Freunde nicht namentlich gedenkt: so darf man dieses eben nicht von einer Mäßigung herleiten, die darinne weiter nicht sichtbar ist. Er schont sie vielmehr desto weniger, weil ihn Pelagius, wie er ausdrücklich sagt, (p. 482.) auf den Fall, wenn er wider ihn schreiben würde, schon mit einer Gegenschrift bedroht hatte. Hieronymus versprach auch in diesem Schreiben eine noch weitläufigere Widerlegung der pelagianischen Lehrsätze: und da man ihn häufig daran erinnerte, vollendete er sie noch im Jahr 415. unter der Aufschrift eines Gesprächs wider die Pelagianer. (Dialogus adversus Pelagianos, LL. III. p. 483-546. l. c.) Er befand für nöthig, sich in der Vorrede gegen die Beschuldigung zu vertheidigen, als wenn er es, vom Meide getrieben, aufgesetzt hätte; in dem Gespräche selbst aber, welches Atticus, ein Rechtgläubiger, und Critobulus, ein Ketzer, mit einander halten, werden seine Gegner ebenfalls nicht genannt. Ueberdies meldet er selbst, daß er darinne, nach der sokratischen Methode, einen jeden sagen lasse, was sich für seine Sache schicke, damit die Wahrheit desto heller in die Augen falle; man muß auch gestehen, daß er dieses mit vieler Geschicklichkeit geleistet habe. Allein den Inhalt dieser und der vorhergehenden Schrift genauer anzugeben, gehört in die eigentliche Geschichte des Pelagianismus, außer welcher derselbe nicht verständlich genug werden kann.

Von dieser Zeit an, hörte Hieronymus nicht auf, den lebhaftesten Antheil an dem Schicksal der
 Mei-

Meinungen des Pelagius zu nehmen. Man sieht ^{J. n. 363 bib. 430.} dieses besonders aus seinen Briefen an den Augustinus, der sich vor allen andern in der Bestreitung derselben hervorthat, und dem er daher zu seinen Siegen über die Pelagianer Glück wünscht. (Ep. LXXVII. p. 642. Ep. LXXX. p. 644. ed. Martian.) Er versicherte ihm im Jahr 418. (p. 644.) daß ihn die Rechtgläubigen als den Wiederhersteller des alten Glaubens verehrten, und daß ihn, welches noch ruhmwürdiger für ihn sey, alle Ketzer verabscheueten. Mich, setzt er hinzu, haßen sie eben so sehr, und möchten mich durch Wünsche umbringen, da sie es mit Schwerdtern nicht thun können. Noch in dem letzten von allen seinen vorhandenen Briefen, den er im Jahr 419. an den Augustinus und Alypius, einen andern africanischen Bischof, gemeinschaftlich abließ, (Epist. LXXXI. p. 645. sq. loc. cit.) bezeugt er seine Freude darüber, daß sie die gedachte Ketzerey zu Grunde gerichtet hätten. Auf ihre Frage, ob er dem Pelagianer Anianus, der sein Schreiben an den Ctesiphon bestritten hatte, eine Widerlegung entgegen gesetzt habe? antwortet er, daß Krankheiten und der neulich erfolgte Todt seiner Freundin Eustochium ihn zwar daran gehindert hätten; daß er aber, wenn ihm Gott Leben schenkte, und Geschwindschreiber zur Hand seyn würden, auch dieses nicht unterlaßen wollte.

Nicht nur aber durch Schriften, und andere glimpfliche Mittel, suchte diese Parthen den Angriff eines so furchtbaren Mannes, als Hieronymus war, zu schwächen; sondern, wie es scheint, auch durch die ärgsten Gewaltthätigkeiten, zu welchen ihre Nachbegierde im Jahr 416. schritt. Ein Haufen Bösewichter, so erzählt es Augustinus, (de gestis Pelagii, p. 153. sq. Tom. X. Opp. ed. Bened. Antverp.) welche auf die schlimmste Art dem Pelagius zuge-

J. n. zugethan seyn sollen, (qui valde in perversum per-
 E. G. hibentur Pelagio suffragari,) drang mit unbeschreib-
 363 licher Kühnheit in den Ort ein, wo Hieronymus
 bis mit den unter seiner Aufsicht stehenden Mönchen und
 430. Nonnen lebte. Viele von diesen wurden grausam
 geschlagen; ein Diaconus ward sogar umgebracht;
 die Klosterwohnungen wurden verbrannt; und Hie-
 ronymus selbst rettete sich mit genauer Noth in ei-
 nen festen Thurm. Dieser Nachricht zu Folge, hat
 man es immer als ausgemacht angenommen, daß es
 Pelagianer gewesen sind, welche diese Ausschwei-
 fungen verübt haben. Walch hat zuerst daran ge-
 zweifelt, (Entwurf einer vollständigen Historie der
 Ketzereien, Th. IV. S. 613. fg.) weil niemand die
 eigentlichen Thäter angezeigt habe, und Augustinus
 Ausdrücke von denselben etwas zweydeutig wären.
 So wenig dieses geleugnet werden kann; so wirft es
 doch die gemeine Meinung, die sich auf jene Stelle
 gründet, nicht ganz über den Hauffen. Unterdeßen
 konnte entweder Johannes, Bischof von Jerusa-
 lem; zur Untersuchung und Ahndung dieses Frevels
 nicht viel thun; oder er betrug sich dergestalt dabey,
 daß Hieronymus und seine Freundinnen ihn als
 partheiisch und gleichgültig gegen ihr Leiden ansahen.
 Genug, sie beklagten sich darüber bey dem römi-
 schen Bischof Innocentius dem ersten. Ueber-
 haupt gehörte frenlich diese Angelegenheit für die
 weltliche Obrigkeit in Palästina; allein nichts war
 schon lange gewöhnlicher, als alles, was mit kirchli-
 chen Streitigkeiten einigermaßen zusammenhieng,
 vor die Bischöfe zu ziehen. Innocentius, der oh-
 nedieß herrschsüchtig genug war, um solche angebo-
 tene Gelegenheiten auf alle Art zu nützen, schrieb so-
 gleich theils an den Hieronymus, dem er sein Mit-
 leiden und seine Bereitwilligkeit ihm beizustehen; be-
 zeigte; theils an den Bischof zu Jerusalem, dem er
 ziemlich gebieterisch einen Verweis wegen seines Ver-
 halts

haltens bey dieser Sache, und Warnungen auf das künftige, gab. (Epist. Innocent. I. in Baronii Annalib. Ecclesiastic. ad ann. 416. n. 31 - 34. et in Append. ad Augustin. Opp. Tom. X. p. 60. sq. ed. cit.) J. n.
C. G.
363
bis
430.

Doch allen diesen Unruhen und Beschäftigungen des Hieronymus, machte sein Todt, der am dreißigsten September des Jahrs 420, in seinem neunzigsten Jahre erfolgte, ein Ende. Diese Nachricht und Zeitbestimmung des Prosper (Chronic, p. 300. in Canisii Lectt. Antiq. Vol. I. ed. Basnag.) ist zwar nicht ohne Schwierigkeit, wie gleich bey'm Anfange dieser Lebensgeschichte, (S. 6.) bemerkt worden ist. Stilling glaubte auch noch andere Ursachen gefunden zu haben, (in Vita S. Hieronymi, p. 627. sq.) warum man lieber das Jahr 419. annehmen müsse. Wenn man dem Prosper folgte, meint er, so müsse man zugeben, was doch so unwahrscheinlich sey, daß Hieronymus in dem letzten Jahre seines Lebens nicht das allergeringste, auch nicht einmal einen Brief, keine Lobschrift auf die ihm so werthe Eustochium, aufgesetzt haben sollte: gleichsam als wenn die Schwachheiten seines so hohen Alters dieses nicht hinlänglich erklären könnten; oder als wenn es unmöglich wäre, daß sich etwas von seinen allerletzten kleinen Aufsätzen verloren hätte. Er sucht seine Meinung überdieß durch Stellen des Augustinus zu bestärken. Allein da es hier ebenfalls nur auf Vermuthungen ankommt: so kann die Zeitangabe des Prosper füglich beibehalten werden.

Hieronymus wurde zu Bethlehem, wo er so lange Zeit gelebt hatte, begraben. Aber, wenn man alten Erzählungen, die freylich viel Unwahrscheinliches und Fabelhaftes in sich faßen, in der Hauptsache Glauben beymaßen darf, wie solches die römischkatholischen Gelehrten ohne Bedenken thun:

J. n. so ließ man seine Gebeine daselbst nicht länger, als
 E. G. bis in die spätern Zeiten des dreyzehnten Jahrhun-
 363 derts ruhen. Ein Mönch, den Hieronymus selbst
 bis durch eine dreyfache Erscheinung dazu aufgefordert
 430. haben soll, brachte sie nach Rom, wo sie in einer der
 vornehmsten Kirchen, Maria Maggiore genannt,
 beigesetzt wurden. Um den Anfang des funfzehnten
 Jahrhunderts erbauete man über seinem Körper ei-
 nen Altar, und seine andächtige Verehrung nahm
 einen desto ungehindertern Lauf. Allein gegen das
 Ende des folgenden Jahrhunderts, verschwand die-
 ser Körper auf immer. Aus Besorgniß, daß ihn
 der Papst Sixtus der fünfte in eine andere Kirche
 wegbringen lassen möchte, schaffte ihn ein Canoni-
 cus zu Maria Maggiore heimlich des Nachts, an
 einen andern Platz in der eben gedachten Kirche, fort,
 ohne daß man denselben, bey neuern Untersuchungen,
 zuverlässig hätte ausfindig machen können. Nur da
 man im Jahr 1747. unter dem Hauptaltar der
 Kirche ein silbernes Kästchen mit Knochen eines un-
 bekannten Heiligen entdeckte, fielen sogleich mehrere
 darauf, daß sie vom Hieronymus wären: und zum
 Beweise davon sind ganze Abhandlungen, unter an-
 dern auch vom Stilling (loc. cit. p. 646 - 651.)
 geschrieben worden. Nun behauptet zwar auch die
 Stadt Nepesino, den Kopf des Hieronymus zu
 besitzen; sein Kinnbacken und ein ganzer Arm von
 ihm wird zu Florenz, ein Theil seines Hirnschä-
 dels zu Clugny, ein Daumen von ihm zu Paris
 gezeigt; zu Prag, Cöln, und in andern Gegenden
 Deutschlands, auch der Niederlande, weist man
 ebenfalls Knochen von ihm; und im Escorial ist
 sein Kopf noch einmal befindlich. Aber diese Ver-
 vielfältigung der Theile seines Körpers, die in der
 Reliquiengeschichte etwas so gewöhnliches ist, hat
 nur dazu gedient, die abergläubische Ehrerbietung ge-
 gen ihn zu stärken und auszubreiten. Als einer der
 aller-

allerangesehensten rechtgläubigen Lehrer, auch als ein Hauptbeförderer und als ein großes Muster der strengen Mönchsfrömmigkeit, hatte er zeitig den gewöhnlichen Vennahmen des Heiligen erlangt; aber die Bedeutung desselben wurde in der Folge sehr erweitert. Man empfahl sich seiner Fürbitte bey Gott im öffentlichen Gottesdienste; er bekam seinen Festtag, Kirchen, die ihm geweiht wurden, Mönchs- und Einsiedler-Orden, die sich unter seinem Schutze bildeten; es hat sogar nicht an Wunderwerken gefehlt, welche er in seiner Kirche zu Troja in Apulien verrichtet haben soll. Ueber alles dieses hat schon Stilling (l. c. p. 629. sq.) ungemein viel gesammelt, und noch eine Menge anderer Schriften angeführt, aus denen man die Geschichte des Hieronymus nach seinem Tode, als eines Kirchen- und Kalender-Heiligen betrachtet, ergänzen kann. Daß er auch als Lehrer und Schriftsteller noch immer, wie bereits bey seinem Leben, und viele Jahrhunderte darauf, in der römischen Kirche, vorzüglich von den Mönchen, die ihm so viel zu danken haben, außerordentlich bewundert, insonderheit als der größte Schriftausleger, den es jemals gegeben habe, gepriesen werde, ist eben so gewiß. In seiner Lebensgeschichte selbst hat man noch überdies gesehen, (S. 35. fg.) welche Gründe der Dankbarkeit die Oberhäupter dieser Kirche, die Päpste, empfunden haben, um das hohe Ansehen des Hieronymus niemals fallen zu lassen.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Eine würdigere Verehrung dieses berühmten Mannes, oder vielmehr die einzige richtige Schätzung seiner Gaben und Verdienste, kann allein durch einen solchen Abriß seiner Handlungen und Schriften, wie der bisherige Versuch hat darstellen sollen, befördert werden. Die freyere Beurtheilung, zu welcher die neuern Jahrhunderte selbst in Absicht auf

3. n. die ältesten Kirchenlehrer, und ihre so lange, fast des-
 C. G. potische Herrschaft über die Denkungsart der Chri-
 363 sten, berechtigen, hat bey ihm desto mehr Beschäfti-
 bis gung gefunden, je weiter er oft von dem Bilde der
 430. durch die neuern Christen wiederhergestellten Reli-
 gion, und verfeinerten theologischen Gelehrsamkeit,
 entfernt ist. Daher ist die Schärfe, mit welcher die
 Protestanten den Hieronymus gerichtet haben, nicht
 immer frey von einiger Ungerechtigkeit, oder doch un-
 billigen Verachtung geblieben. Schon Luthern be-
 gegnete dieses: ihm, der sich eben erst mit der äußer-
 sten Anstrengung von dem Aberglauben des Mönchs-
 lebens losgerißen hatte, mußte Hieronymus, der
 kein Ende finden kann, denselben zu empfehlen, desto
 unausstehlicher vorkommen. Es ist keine Stelle sei-
 ner Schriften, sondern nur seiner Tischreden; aber
 eine sehr übereinstimmende mit seinen oft schriftlich
 geäußerten Gesinnungen, in der er sagt: „Hierony-
 „mus soll nicht unter die Lehrer der Kirchen mit ge-
 „rechnet noch gezählet werden: denn er ist ein Ketzer
 „gewesen; doch glaube ich, daß er selig sey durch den
 „Glauben an Christum. Er redet von Christo
 „nichts, denn daß er nur den Namen im Munde
 „geführt hat. Ich weiß keinen unter den Lehrern,
 „dem ich so feind bin, als Hieronymo: denn er
 „schreibet nur vom Fasten, Speisen, Jungfrau-
 „schaft; &c. Wenn er doch auf die Werke des Glau-
 „bens dränge, und triebe dieselbigen, so wäre es et-
 „was; aber er lehret nichts, weder vom Glauben,
 „noch von Hoffnung, weder von der Liebe, noch von
 „Werken des Glaubens.“ (Luthers sämtliche
 Schriften, XXII. Theil, S. 2070. fg. der Walch.
 Ausg.) So schreibt er auch in einem seiner Briefe,
 er wundere sich oft, und fast mit Unwillen, darüber,
 wie Hieronymus und Origenes Lehrer der Kirche
 nach den Aposteln haben genannt werden können, da
 man doch in beiden Schriftstellern nicht leicht drey
 Zei-

Zeilen finde, welche die Gerechtigkeit des Glaubens lehrten, und man aus allen Schriften von beiden, keinen Christen machen könne. So sehr schweiften sie in allegorische Deutungen der Geschichte aus; oder wären vom Gepränge der Werkheiligkeit eingenommen. (Supplement. Epistolar. M. Lutheri, per I. F. Buddeum, p. 193. Halae 1703. 4.) Etwas sanfter wurde zwar Hieronymus vom Melanchthon, und von andern protestantischen Gelehrten behandelt; allein es konnte nicht fehlen, daß sie ohngefähr einerley Vergehungen an ihm tadelten; ihre Achtung gegen ihn stieg meistentheils nicht höher, als bis zu einem polemischen Gebrauche seiner Schriften: und erst in den neuesten Zeiten haben sie dieselben auch mehr von andern Seiten zu nützen angefangen. Am strengsten und ausführlichsten hat seine Gelehrsamkeit und seine Arbeiten über die heilige Schrift, Joh. Clericus in einem Buche von mehr als fünfhundert Seiten (Quaestiones Hieronymianae, Amstelod. 1700. 8.) untersucht. Hieronymus verdient freylich, wie die übrigen Kirchenväter, in Rücksicht auf seine Zeiten, ihre Vorurtheile, mangelhafte Methoden, Schwierigkeiten, die mit manchem Theil der Gelehrsamkeit verbunden waren, und andere Umstände, einige Schonung. Aber ein Mann, der seit mehr als tausend Jahren, durch seine Meinungen, Handlungen und Schriften, einen so ausnehmend starken Einfluß auf unzählige Menschen gehabt hat, kann nicht zu scharf geprüft und beurtheilt werden, weil er, je älter gleichsam sein Ansehen wird, desto mehr über alle Prüfung erhaben zu seyn scheint; und doch ungemein viel daran gelegen ist, zu wissen, warum er so viele Gewalt über die menschlichen Gemüther behauptet hat. Nimmt man eine mäßige Anzahl Stellen aus, in welchen Clericus dem Hieronymus etwas mehr Gerechtigkeit oder auch Nachsicht hätte wiederfahren lassen sollen: so hat er in den

J. n.
C. G.
363
bis
430.

S. n. übrigen, und in der Hauptsache, sein Urtheil hin-
 E. G. länglich bewiesen. Auch sind es die Protestanten
 363 nicht allein gewesen, welche viele Flecken am Hiero-
 bis 430. nymus wahrgenommen haben: vielleicht nur deswe-
 gen, wie man muthmaassen möchte, weil er sich so
 wenig zu ihren Grundsätzen schickt. Einige römisch-
 katholische Gelehrte, die es wagten, ihn, gleich einem
 andern Gelehrten und Schriftsteller, näher zu be-
 leuchten, wie Du Pin (Nouv. Biblioth. des Au-
 teurs Ecclesiastiq. Tome III. p. 135.) und Baillet,
 (Vies des Saints, beym Martianay, La vie de S.
 Jérôme, p. 523. sq.) haben auch manches davon ge-
 sehen, bloß mit dem Unterschiede, daß sie es durch
 große Lobsprüche wieder zu bedecken gesucht haben,
 und überhaupt, zurückgehalten durch die Einschrän-
 kungen ihrer Kirchengemeinschaft, auf dem halben
 Wege der Prüfung stehen geblieben sind.

Zwar ist die gegenwärtige Geschichte in allem,
 was bisher vom Hieronymus erzählt oder geurtheilt
 worden ist, ihm gleichsam selbst bey jedem merkwür-
 digen Schritte, den er that, und mit seinen Büchern
 in der Hand, auf dem Fuße nachgegangen; sie hat
 sich sogar oft seiner eigenen Worte bedient: und es
 scheint also nichts mehr übrig zu seyn, um sein histo-
 risches Bild zu vollenden. Aber einige wenige Fol-
 gen aus den vorhergehenden Nachrichten, oder Er-
 läuterungen derselben, können doch hier, an Einem
 Orte zusammengefaßt, ihren bequemen Platz finden;
 zumal da manche derselben durch einen der besten Ken-
 ner biblischerergetischer Gaben, der ihn auch von dieser
 Seite lehrreicher als beinahe alle übrigen, beurtheilt
 hat, (Rich. Simon, Hist. critique du Vieux Test.
 pag. 244. sq. 249. sq. 393-397. Rotterd. 1685. 4.
 Hist. critique des principaux Commentateurs du Nou-
 veau Test. p. 209-236. ib. 1693. 4.) veranlaßt
 worden sind.

Sie-

Hieronymus, der mit Recht der gelehrteste unter allen Lehrern der alten lateinischen Kirche heißt, ist auch nicht unschicklich ihr Origenes genannt worden. Er bildete sich hauptsächlich durch die Schriften dieses berühmten Mannes; wie derselbe, that er sich in der Kritik und Auslegung der heiligen Schrift hervor; er übersetzte, nützte und breitete die Werke desselben in den abendländischen Gemeinen aus; fieng an denjenigen Orte an, wo Origenes aufgehört hatte, indem er dasjenige zu ergänzen suchte, was derselbe in jenem Fache rückständig gelassen hatte; nahm viele seiner Meinungen an; bemühte sich aber in seinen spätern Jahren, dieselben zu verbessern. An hebräischer Sprachwissenschaft war er nicht allein dem Origenes, sondern allen Lehrern des christlichen Alterthums überlegen. Sinegen weicht er diesem seinem oftgenannten Muster desto merklicher an philosophischem Scharfsinn, durchdringender Beurtheilung, ruhiger Ueberlegung und Vertheidigung der Religion. Als Allegorist ist er ihm ziemlich gleich gekommen; als Isot hat er ihn übertroffen.

J. n.
E. S.
363
bis
430.

In dieser ganzen Vergleichung, ist es die Gelehrsamkeit des Hieronymus allein, über welche man in den neuern Zeiten uneins gewesen ist; und das ist eben nicht zu verwundern. Ihn so einstimmig für den größten Gelehrten der lateinischen, und beynahe überhaupt der alten Kirche zu erkennen, erregt nothwendig einen hohen Begriff von derselben; doch eigentlich nur bey denjenigen, welche es nicht genau bestimmen gelernt haben, wie reif und brauchbar die Gelehrsamkeit der alten christlichen Lehrer, im Ganzen genommen, gewesen sey. Weiß man aber, daß ihre theologische Wissenschaft nichts weniger als recht methodisch, ihre Philosophie nur ein Versuch in einigen Gegenden, und mit der Theologie in keiner festen

3. n. festen Verbindung, endlich die hebräische Sprach-
 E. G. kunde bey den allermehresten gar nicht vorhanden ge-
 363 wesen sey: so wird man es nicht sehr außerordentlich
 bis finden, daß Hieronymus sie hierinne verdunkelt ha-
 430. ben soll. Allein auch damit ist die Würdigung seiner
 gelehrten Kenntniße noch keineswegs bestimmt genug.
 Er ließ seine Vorgänger in der lateinischen Kirche
 frenlich weit hinter sich zurück; und war doch eben so
 weit davon entfernt, ein großer, oder nur sehr
 vortreflicher Theologe zu seyn; wenn anders der
 Maasstab, nach welchem dieses bestimmt werden
 kann, nicht bloß derjenige Begriff seyn soll, den sein
 Zeitalter von theologischer Größe und Vollkommen-
 heit hatte. Nach höher getriebenen und doch gegrün-
 deten Forderungen, hat Clericus in dem angeführ-
 ten Buche gefunden, daß Hieronymus weder in der
 eigentlichen hebräischen Sprachwissenschaft, noch in
 seinen Uebersetzungen und Erklärungen aus dieser
 Sprache, mehr als mittelmäßig gewesen sey, und
 überhaupt in derselben nicht viel weiter gesehen habe,
 als seine jüdischen Lehrer, die ihn auch bisweilen irre-
 geführt hätten; daß selbst seine Uebersetzungen grie-
 chischer Schriftsteller fehlerhaft genug wären; daß
 seine Gelehrsamkeit überhaupt gar keine Vergleichung
 mit den vortrefflichsten theologischen Schriftstellern
 der neuern Jahrhunderte leide; und daß die wahre
 Brauchbarkeit seiner Schriften, außer der allgemei-
 nen, welche alle alte Kirchenschriftsteller hätten,
 theils auf die häufig darinne angebrachten Ueber-
 bleibsale der griechischen Uebersetzungen des alten Te-
 staments, theils auf die von ihm aufbehaltenen jüdi-
 schen Meinungen und Sagen, theils auf seine eige-
 nen Urtheile von hebräischen Wörtern, biblischen
 Stellen, und andern Schriftstellern, ankomme.
 Clericus hätte ihm allerdings noch etwas mehr von
 der exegetischen Seite zugestehen können. Aber wenn
 man nun dagegen den Benediktiner Martianay, zu
 dessen

deßen Belehrung er vornemlich sein Buch geschrieben hat, sowohl in der Einleitung zum zweyten Bande seiner Ausgabe des Hieronymus, (Prolegom. III. de eruditionis praestantia ac pietate opusculorum S.-Hier.) als in einer besondern Vertheidigungsschrift für seinen Schriftsteller, (Eruditionis Hieronymianae defensio adversus Io. Cler. in Opp. Hieronym. Tom. III. pag. 1137-1194.) demselben eine ganz vollkommene und fast übernatürliche theologische Gelehrsamkeit beilegen, von den Vorwürfen, welche demselben gemacht werden, nur Kleinigkeiten beantworten, die wichtigsten aber nicht einmal berühren, und dafür seinen Gegner mit Schimpfwörtern überhäuffen sieht: so merkt man wohl, daß der eifrig und überall bewundernde Mönch, der selbst mittelmäßig im Hebräischen bewandert ist, seinem großen Muster bey unpartheiischen Lesern dadurch nur geschadet habe. Mit ungleich mehr Einsicht und Mäßigung hat Rich. Simon für den Ruhm der Gelehrsamkeit des Hieronymus, und der Nutzbarkeit seiner exegetischen Schriften gesorgt. Er macht darüber sehr wahre Bemerkungen; weiß sie durch geschickt ausgesuchte Beispiele zu bestätigen; vergißt die meisten Schwächen und Mängel seines Schriftstellers nicht; setzt sie aber nicht so sehr ins Licht, als er könnte und sollte, weil ihn die ehrerbietige Achtung gegen einen so angesehenen Kirchenlehrer zurückhält; und sagt doch für Leser, welche selbst zu denken verstehen, immer genug. Daß er also diejenige Methode, welche Hieronymus in seinen biblischen Erklärungschriften, sonderlich über die Propheten, beobachtet hat, die beste von allen nennt, und ihn für denjenigen Schriftsteller der alten Kirche hält, aus welchem man den Wortverstand der heiligen Schrift am besten lernen könne, (Hist. critiq. du V. Testam. p. 394.) kann mit einigen genauern Bestimmungen gar wohl zuge-

geben werden. Hieronymus untersucht die Worte E. G. der hebräischen Urschrift; vergleicht damit die griechischen Uebersetzungen; führt, weil er alles gelesen ³⁶³ hatte, was über die Bibel geschrieben worden war, ⁴³⁰ viele Meinungen der Ausleger an, und bringt auch manche Erläuterungen aus der Geschichte, den Alterthümern, und dergleichen mehr, bey. Es ist sogar wahrscheinlich, daß ein Haupterforderniß, welches er zu dieser Methode rechnete, (Fleiß in Auszügen aus den Erklärungen anderer Exegeten, ohne eben sie scharf zu prüfen, oder eine eigene festzusetzen, worüber man oben seine Stelle gelesen hat, S. 92. 93.) daß dieses die oft so zweckwidrige und höchst beschwerliche Gewohnheit unzähliger neuern Commentatoren über die Bibel veranlaßt und herrschend gemacht habe, alle Meinungen der Schriftausleger, selbst die ungereimtesten und aller Aufmerksamkeit unwürdigen, zu sammeln. Aber eben dieser Mißbrauch findet sich schon in den Erklärungsschriften des Hieronymus: und da er oft bloß Sammler, nicht Ausleger, ist, auch häufig über den Wortverstand nur bey der Oberfläche wegstreicht, und dagegen die Würde eines gelehrten Exegeten durch allegorische Deutungen ohne Maaß entehrt, (gesetzt daß er sie auch nur aus niedriger Gefälligkeit gegen den Geschmack seines Zeitalters eingerückt hat:) so ist seine Methode gewiß großer Verbesserungen fähig. Seine Commentarien stehen also, ob sie gleich viel Nützliches hin und wieder enthalten, doch unter der Erwartung, die so vieler Gedächtniß- und Büchervorrath, den er in seiner Gewalt hatte, erregt.

Die scharfsichtigere Gabe der Erörterung, Beurtheilung und Wahl, welche ihn selten dabey leitete, läßt sich auch bey ihm, als Lehrer der Religion, nicht oft blicken. Er hätte schon in seinen zahlreichen Auslegungsschriften sehr viele Gelegenheiten finden

den

den können, zu zeigen, wie man Wahrheiten des ^{n.} Glaubens und der Sittenlehre aus der Bibel am ^{E. G.} reinsten schöpfen, nicht aus dem Lehrbegriff seiner Kirche in dieselbe übertragen müsse. Allein er thut fast nur das letztere: und was er in besondern Büchern oder Aufsätzen über dogmatische und moralische Lehren geschrieben hat, bringt das christliche Lehrgebäude weder durch glückliches Nachforschen und Prüfen, noch durch philosophische Blicke, zu einer stärkern Reife. Entweder es ist bloß das Gemeine; oder es hat einen starken Anstrich von dem Aberglauben seines Zeitalters. Um also einige dogmatische Auszüge aus seinen Schriften in der Reihe der übrigen Kirchenväter aufstellen zu können, sah sich Herr Köslcr (Bibliothek der Kirchenväter Th. IX. Seite 92 = 233.) genöthigt, bloß die Schriften wider den Helvidius, Jovinianus und Vigilantius, den Brief an den Cresiphon wider den Pelagius, einen andern an den Avitus, worinne ihm Hieronymus ein langes Verzeichniß der Irrthümer vorlegt, welche in dem Werke des Origenes *περὶ ἀρχῶν* stehen, (Ep. XCIV. p. 760. ed. Mart.) und endlich seinen Brief an den Evangelus, von dem Vorzuge des Presbyter vor dem Diaconus, zu dieser Absicht zu nützen. Und alle diese Auszüge zeigen doch seine wissenschaftlichen Einsichten und Verdienste um den christlichen Lehrbegriff, nur in einer sehr dürftigen Gestalt.

Als Vertheidiger der Religion, oder vielmehr seiner Religionsmeinungen, hat er freylich manches Eigenthümliche. Da steht er gleichsam an seinem Platze: er mag nun das Recht wirklich auf seiner Seite haben; oder es nur zu haben glauben. Sein Geist, seine ganze Stärke, sein Witz und seine Beredsamkeit, zeigen sich niemals glänzender, und sogar furchtbarer, als wenn er über Nebenbuhler, Gegner und Ketzer herfällt. Der Zorn macht ihn

finna

J. n.
 E. G.
 363
 bis
 430.

 sinnreich und unterhaltend; seine bittern Spöttereien und auserlesenen Schimpfwörter belustigen den Leser fast wider Willen; er schlägt alles zu Boden nieder, was er angreift. Wenn ein solcher Mann, mit seiner immer gleich wachsamten Aufmerksamkeit auf alles, was in der Kirche vorkam, mit seiner schnellen Theilnehmung an Streitigkeiten, ungemeinen Fertigkeit im Schreiben, einem ziemlich feinen, auch mit Belesenheit geschmückten Ausdrücke, und nun überdies im Bewußtseyn des höchsten Rufs der Gelehrsamkeit, der heiligen Strenge der Sitten, der Verdienste um Religion und Kirche, alles nach den Begriffen seines Zeitalters, die er selbst so sehr zu stimmen gewußt hatte, etwas durchzufechten und durchzusetzen unternahm: so mußte es ihm ohnfehlbar gelingen. Wer sich aber von ihm nicht erhitzen läßt, der findet an dem Manne, dem keine fremden Blößen entgehen, so viele eigene; und seine Streitart zwar für die Bewunderung des großen Hauffens gemacht, aber so wenig vortheilhaft für Wahrheit und Religion, daß er ihm oft, wegen seiner guten Absichten, mehr Mitleiden schuldig zu seyn glauben wird. Wie viel Gutes und Großes hätte Hieronymus mit seinen Gaben, seiner Wissenschaft, dem Feuer seiner Beredsamkeit, und seinem Ansehen ausrichten können, wenn er mehr philosophische Ruhe und Bedachtsamkeit, Anlage zur langsamen aber durchdringenden Untersuchung, und eine edlere Freyheit im Denken; desto weniger hingegen von Stolz, plötzlich aufkochender Galle, Haß, Nachbegierde, Verfolgungsgeist, ungestümen Eifer für Rechtgläubigkeit, Neigung zum Declamiren und Uebertriebenen, eifertigen Flüchtigkeit und damit verbundenen Unbeständigkeit, gehabt hätte! Er gehört sichtbarlich unter die so zahlreiche Gattung von Gelehrten, welche mehr gelesen, als selbst gedacht haben. Seine Belesenheit wird ihm daher oft gleichsam zur Last; er
 sucht

sucht sich ihrer zu entledigen, wenn es gleich nicht am rechten Orte wäre. Oft schreibt er so angenehm und so hinreißend; aber er scheint sich auch selbst gern zu lesen und zu hören: und was er zu seiner Vertheidigung sagt, daß er Philosoph, Redner, Sprachlehrer, Dialektiker, Hebräer, Griechen und Lateiner, ein Kenner von drey Sprachen, (trilinguis) sey, (Apolog. advers. Rufin. Lib. III. p. 443.) das schwebt ihm häufiger vor den Augen, als es nöthig war. Es ist auch merkwürdig, daß seine gewaltigen Leidenschaften nicht bloß alsdann ausgebrochen sind, wenn er die Feder gegen andere ergriff; wie es sonst oft der Fall bey heftigen Streitern ist, die außer dem Kampfplatze sehr verträgliche Menschen sind. Palladius erzählt von ihm, (Hist. Lausiac. c. 77. sq.) daß der Meid und die Eifersucht, welche er nach Bethlehem brachte, seine bessern Eigenschaften verdunkelt hätten; und daß ein dortiger Einsiedler Possidonius, den er als einen wunderthätigen Heiligen beschreibt, zu ihm gesagt habe, Hieronymus werde keinen Heiligen neben sich leiden; wie denn verschiedene, welche er nennt, genöthigt worden wären, diesen Ort zu verlassen. Traurig genug ist es, daß man hierüber nichts zu seiner Vertheidigung sagen, am wenigsten gegen eine so umständliche Beschuldigung die nichtswürdige Antwort Stiltings (vita S. Hieron. p. 624. n. 1038.) gebrauchen kann, alles dieses müsse bloße Verleumdung seyn, weil ihm weiter nichts davon bekannt worden wäre. Gewiß aber kann man es das größte Unglück des Hieronymus nennen, daß er sich in jene frommscheinende, von der Welt entfernte Lebensart geworfen hat, die seine Leidenschaften nur noch mehr anfeuerte, und ihn aus seiner einsamen Celler die übrigen Menschen als Gegenstände betrachten ließ, die er entweder beherrschen und führen, oder verabscheuen und widerlegen müsse. Mit sich selbst war er gewissermaßen noch weniger be-

J. n.
E. G.
363
bis
430.

3. n. bekannt; aber der Nachwelt hat er sich durch seine
 E. G. Handlungen und Schriften desto getreuer abgeschil-
 363 dert. Sie wird, indem sie seine rühmlichen Fähig-
 bis keiten und gemeinnützlichen Arbeiten erkennt, doch
 430. immer die Anmerkung machen, daß er in dem edlern
 Theil seiner gelehrten Beschäftigungen, worauf er
 sich mit Recht am meisten einbildete, gerade gar
 keine Nachahmer in seinem und vielen folgenden
 Jahrhunderten gefunden hat; hingegen durch die
 schwärmerische Beeiferung, das Mönchsleben und
 die abergläubische Gottseeligkeit überhaupt, möglichst
 auszubreiten, worinne er gar keinen Beifall verdiente,
 ein Muster und eine Stütze geworden ist, deren Fe-
 stigkeit noch immer fortwährt. Zwar erklären es
 schon die Natur von beyderley Uebungen und die Ge-
 sinnungen seines Zeitalters sehr leicht, wie dieses
 habe erfolgen können oder müssen; aber seinen Ein-
 sichten und seinem Ruhme ist es gleichwohl sehr nach-
 theilig.

So viele Schriften des Hieronymus auch in
 der vorhergehenden Nachricht beschrieben worden sind;
 so hatte er doch außerdem einige verfertigt, die sich
 nicht bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Darun-
 ter gehören verschiedene Briefe, Uebersetzungen
 griechischer Werke, um deren Erhaltung er sich
 überhaupt dadurch verdient gemacht hat, und Er-
 klärungen biblischer Bücher oder Stellen; in-
 gleichen der größte Theil seiner Verbesserung der la-
 teinischen Bibelübersetzung nach den Alexan-
 drinern. Aber der wichtigste Verlust, den man in
 dieser Betrachtung gelitten hat, dürfte wohl seine la-
 teinische Uebersetzung der hebräisch (das heißt
 eigentlich chaldäisch) geschriebenen evangeli-
 schen Geschichte des Matthäus betroffen haben.
 Er gedenkt ihrer an zwey Stellen, (de Viris illustrib.
 c. 2. 3. und Commentar. in Matthaeum, c. XII. p.

47. T. IV. Opp. P. I. ed. Martian.) In der erstern ^{J. n.} sagt er, daß dieses ursprüngliche Evangelium des ^{E. G.} Matthäus, das von einem Unbekannten ins Griechische übersetzt worden sey, und das Evangelium nach den Hebräern heiße, sich noch in der Bibliothek zu Cäsarea, welche Pamphilus gestiftet hatte, befinde, und daß ihm die Nazaräer, welche sich desselben zu Beröa in Syrien bedienten, erlaubt hätten, es abzuschreiben. Es sey darinne dieses merkwürdig, setzt er hinzu, daß der Evangelist überall, wo er in seiner Person, oder im Nahmen des Erlösers, Stellen des alten Testaments anführt, solches nicht nach der alexandrinischen Uebersetzung, sondern nach der hebräischen Urschrift thue, wie zum Beispiel, C. II. v. 15. 23. In der andern Stelle nennt er es das Evangelium, welches die Nazaräer und Ebioniten gebrauchen, und die meisten für die Urschrift des Matthäus halten. Den groben Schreibfehler, der in beiden Stellen vorkommt, der vielleicht gar die verschliche Veränderung eines Abschreibers ist: in graecum transtulimus, hat Martianay unbemerkt gelassen. Außer diesen Stellen, bringt Hieronymus auch noch in einigen andern, (Comment. in Iesaiam, Cap. XI. p. 99. T. III. Opp. Comment. in Matth. c. XXIII. pag. 113. T. IV. P. I. in Epist. ad Ephes. C. V. p. 380. l. c. advers. Pelagium, L. III. p. 533. Tom. IV. P. II.) Beispiele dieser seiner Uebersetzung bey. Vallarst wundert sich zwar darüber, daß Hieronymus dieselbe unternommen habe, da schon eine griechische Uebersetzung des gedachten Evangelium vorhanden gewesen sey, und glaubt, er möchte sie wohl nur zur Übung, um zu sehen, wie weit er in der Kenntniß des Chaldäischen gekommen sey, verfertigt haben. Allein er mußte wohl diese Arbeit für gemeinnützlich achten, weil er kaum daran zweifelte, das hebräische Evangelium sey aus der Feder des Apostels selbst geflossen,

363
bis
430.

³⁶³
^{bis}
430. **J. n.** floßen, und weil er sich desselben mehrmals zu bibli-
E. G. schen Erläuterungen bediente. Die zahlreichen Zu-
sätze, die es in Rücksicht auf den griechischen Text
enthielt, und andere Abweichungen desselben von die-
sem, erregen den Wunsch, daß sich diese Uebersetzung
nicht verloren haben möchte; wenn mich gleich weder
die alten Kirchenlehrer, noch neuere große Gelehrten
überzeugt haben, daß Matthäus hebräisch geschrie-
ben habe.

Andere Schriften in nicht geringer Anzahl sind
dem Hieronymus fälschlich bengelegt worden: und
diese haben Martianay und Vallarsi in dem letzten
Bande ihrer Ausgaben fleißig gesammelt. Es sind
Briefe, Predigten, biblische Erklärungs-
schriften, und andere theologische Aufsätze. Die
merkwürdigste darunter ist der Commentarius über
die Briefe Pauli, und ein Schreiben an die De-
metrias, welche beide in der Geschichte des Pela-
gius, ihres wahren Verfassers, beschrieben werden
sollen. Kaum ist es der Mühe werth hinzuzusetzen,
daß eine alte liturgische Schrift oder Bezeichnung
von biblischen Abschnitten, welche täglich in der
Kirche vorgelesen werden sollen, (Liber Comitis seu
Lectionarius, in Baluzii Capitularib. Regg. Fran-
cor. Tom. II. p. 1309 - 1351. Paris. 1677. fol.) und
eine Predigt, nebst Fragen über den Habakuk,
welche Joh. Chrysost. Trombelli (in veterum Pa-
trum Latinor. opusculis, T. II. P. I. p. 189. sq.
195. sq.) unter seinem Nahmen ans Licht gezogen
hat, eben so wenig ächt sind.

Hingegen muß von einem andern Werke, das
ihn auch nicht zum Verfasser hat, und keines erhebli-
chen Inhalts ist, dennoch etwas mehr gesagt werden.
Es ist das Märtyrerverzeichniß, (Martyrologium)
über welches man in der römischkatholischen Kirche
so

so viel gestritten hat. Eusebius von Cäsarea hatte ^{J. n.} zuerst, wie in seiner Geschichte erzählt worden ist, ^{E. G.} (Th. V. S. 213.) eine allgemeine Sammlung der ³⁶³ ältern Märtyrergeschichten aufgesetzt; die sich ^{bis} aber nicht erhalten hat. Nachher breitete sich die Sage aus, daß Hieronymus einen Auszug aus derselben verfertigt habe: und es giebt noch Briefe, welche dieses zu bestätigen scheinen: den einen von den Bischöfen Chromatius und Heliodorus, worinne sie ihn darum bitten; den andern vom Hieronymus, der ihnen meldet, daß und wie er ihr Verlangen erfüllt habe. Sie sind vom Usuardus im neunten Jahrhunderte seinem Martyrologium vorgelegt, auch in den neuern Zeiten mehrmals wieder abgedruckt worden, wie in einer Abhandlung des Baronius, (Tractatio de Martyrologio Rom. p. XI. sq. praemissa Martyrol. Roman. Venet. 1736. 4.) und in dem bald zu nennenden Buche des Fiorentini. (p. 55. 56.) Allein man kommt schon lange darinne völlig überein, daß diese Briefe unächt sind, indem insonderheit die elende Schreibart des zweiten unmöglich vom Hieronymus herrühren kann. Vergebens haben sich einige Neuere auf eine Stelle des Cassiodorus im sechsten Jahrhunderte (Institut. ad divin. lection. c. 32.) berufen, wo derselbe das Lesen der Märtyrergeschichten empfiehlt, die man unter andern in dem Brief des Hieronymus an den Chromatius und Heliodorus antreffen soll. Denn er kann weder diesen Brief, noch das jenem Lehrer zugeschriebene Martyrologium, das gar keine Geschichten, sondern nur Nahmen enthält, verstanden haben; ja es dringt sich hier fast die Vermuthung auf, daß eben diese Stelle Gelegenheit zur Erdichtung der beiden Briefe gegeben habe. Am Ende eben desselben Jahrhunderts redet zwar der römische Bischof Gregorius der erste von einem Martyrologium, das in seiner Kirche ge-

J. n. braucht werde; (L. VIII. Ep. 29.) aber ohne im ge-
 E. G. ringsten zu verstehen zu geben, daß Hieronymus
 363 Verfasser dieses Verzeichnisses sey. Diese Meinung
 bis 430. fängt erst seit den Zeiten des Beda, oder seit dem
 Anfange des achten Jahrhunderts an, aufzukommen,
 wird bald herrschend und entscheidend vorgetragen.
 Daß Hieronymus wirklich eine solche Schrift zu-
 sammengetragen haben sollte, davon trifft man keine
 sichere Spur an; es ist also glaublich, daß ein Ver-
 zeichniß dieses Inhalts, dergleichen vom vierten
 Jahrhunderte an mehrere abgefaßt worden sind, un-
 ter dem ehrwürdigen Namen desjenigen ausgebrei-
 tet worden sey, der die Verehrung der Märtyrer so
 hitzig vertheidigt hatte. Genug, die neuern römisch-
 katholischen Gelehrten, welche auf die Bekanntma-
 chung und Erläuterung der für ihre Kirche so wichti-
 gen Heiligengeschichten und Martyrologien, seit
 dem sechszehnten Jahrhunderte so ungemeinen Fleiß
 wandten, sahen sich äußerst begierig um, ob sie nicht
 das vermeinte Martyrologium des Hieronymus
 ausfindig machen könnten; besonders da ADO, ver-
 muthlich ein westfränkischer Erzbischof im neunten
 Jahrhunderte, der ein solches Verzeichniß hinterlas-
 sen hat, eines ältern römischen gedenkt, das er ge-
 nützt habe, und von dem man nicht zweifelte, es sey
 die Arbeit des Hieronymus gewesen. So dachte
 auch Baronius, als er das sogenannte römische
 Martyrologium zu Rom im Jahr 1586. in Folio
 dergestalt verbessert und erläutert ans Licht stellte,
 daß seine Ausgabe die Grundlage aller folgenden in
 seiner Kirche geworden ist. Nicht lange nach seinem
 Tode glaubte der niederländische Jesuit, Heribert
 Rosweyde das so sehnlich gesuchte Martyrolo-
 gium des Hieronymus entdeckt zu haben, und gab
 es mit dem vom ADO geschriebenen zu Antwerpen im
 Jahr 1613. Fol. heraus. Doch fand er hierinne
 keinen durchgängigen Beifall in seiner Kirche. In-
 son-

sonderheit behauptete Franciscus Maria Siores-
tini, ein Arzt zu Lucca, das ächte Martyrologium
des Hieronymus werde von ihm allein in folgen-
dem Werke zum Vorschein gebracht: *Vetustius Oc-*
cidentalis Ecclesiae Martyrologium, D. Hiero-
nymo a Cassiodoro, Beda, Walfrido,
Notkero, aliisque scriptoribus tributum, quod
nuncupandum esse Romanum, a Magno Gre-
gorio descriptum, ab Adone laudatum, proxi-
mioribus seculis praeteritum et expetitum, non le-
viora argumenta suadent. (Lucae. 1668. fol. 1072.
S.) Eigentlich hatte zwar schon einige Zeit vorher
der Benediktiner Lucas d'Achery dieses Verzeich-
niß herausgegeben. (*Spicilegium sive Collectio veter.*
aliquot Scriptt. T. IV. p. 617. Paris. 1655. sq. 4.
oder T. II. p. 1 - 23. Paris. 1723. fol.) Allein die-
ser war weit davon entfernt, es dem Hieronymus
benzulegen, und folgte vielmehr dem Valesius, der
bei Gelegenheit des vom Rosweyd gepriesenen
Martyrologium, von beiden seine Meinung in
einer besondern Abhandlung sagte, (*Dissertat. de*
Martyrologio Romano, post Eusebii Hist. Eccl. p.
783. sq. ed. Taurin.) Doch Sioresntini, der es in
einer etwas andern Gestalt, und aus andern Hand-
schriften abdrucken ließ, gab sich desto mehr Mühe,
seine Meinung in einer langen Abhandlung zu ver-
theidigen. Er fügte außerdem einen weitläufigen Com-
mentarius, und viele besondere Untersuchungen über
die älteste Geschichte und kirchliche Gebräuche hinzu.
Gelehrsamkeit und Belesenheit ist in diesem allem ge-
nug; aber ungleich weniger Beurtheilung: und der
Verfasser hat daher auch seinen Hauptzweck nicht er-
reicht.

Die erste vollständigere Sammlung der Werke
des Hieronymus, die nach den sehr mangelhaften
Versuchen des funfzehnten Jahrhunderts, im Drucke

363
bis
430.

 erschien, wurde vom Erasmus veranstaltet, und
 C. S. war auch die erste vorzügliche. Er, der zuerst die
 Kirchenväter, an statt der unbegrenzten Verehrung
 so vieler Jahrhunderte, freyer und richtiger schätzen,
 ihre Schriften kritisch behandeln, und zum Vortheil
 der theologischen Gelehrsamkeit nützen lehrte, leistete
 diese Dienste unter andern auch dem Hieronymus.
 Eifrigere Mitglieder seiner Kirche haben ihn beschul-
 digt, daß er nur deswegen diesen Kirchenlehrer, wie
 die übrigen, mit großen Lobsprüchen überschüttet
 habe, damit ihm der Tadel, mit welchem er densel-
 ben nicht selten belegte, desto weniger verargt werden
 möchte. Ein Vorwurf, der zwar seinen guten
 Grund haben mag; der aber dennoch nicht gegen den
 Erasmus hätte gebraucht werden sollen. Denn er
 konnte sich kaum durch demüthige Verbeugungen, die
 er den Kirchenvätern machte, bey seinen Zeitgenossen
 eine nur erträgliche Aufnahme der über dieselben ge-
 fällten dreistern Urtheile verschaffen. Sein langer
 Umgang mit den Schriften des Hieronymus setzte
 ihn in den Stand, mehrere unächte von denselben
 abzusondern; mit Hülfe vieler Handschriften verbef-
 serte er den Text, und seiner großen Gelehrsamkeit ist
 man viele treffliche Erläuterungen schuldig. Wenn
 gleich nicht alle seine Muthmaßungen einen gewissen
 Grad von Stärke haben; so öffnen sie doch über-
 haupt, wie seine Urtheile, viele neue Wege der Un-
 tersuchung. Seine Ausgabe erschien zu Basel, vom
 Jahr 1516 bis 1520. in neun Foliobänden, wovon
 der letzte auch dem Fleiße des Joh. Decolampadius
 daselbst manches zu danken hat. Sie wurde nicht
 allein zweymal zu Basel, sondern auch zu Lyon und
 Paris nachgedruckt. So übel die hitzigen Verehrer
 der Kirchenväter mit derselben zufrieden waren; so
 war sie doch eine geraume Zeit die einzige Ausgabe,
 deren sie sich bedienen konnten. Die Protestanten,
 denen sie weniger mißfiel, ließen ihr gleichwohl in
 den

den ältern Zeiten nicht alle Gerechtigkeit wiederfabren, weil sie den Herausgeber beinahe immer als einen Verräther der erkannten Wahrheit ansahen, und die Schriften der Kirchenväter noch keines anhaltenden Studiums würdigten.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Damit aber endlich die römische Kirche eine nach den herrschenden rechtgläubigen Gesinnungen eingerichtete Ausgabe der Werke des Hieronymus besitzen möchte, stellte Marianus Victorius, ein italienischer Geistlicher, zuletzt Bischof zu Reate, oder Rieti, eine neue zu Rom seit dem Jahr 1565. in neun Foliobänden zierlich gedruckte ans Licht. Er berichtigte allerdings den Text von neuem, nach mehr als zwanzig Handschriften; aber es war zugleich seine vornehmste Absicht, die Ausgabe des Erasmus, von dessen Geiste er schlechterdings nichts hatte, und dem er auch an Wissenschaft lange nicht gleich kam, herabzusetzen, besonders seine Anmerkungen zu widerlegen. Man erachtet daher leicht, was man von seiner Versicherung denken müsse, daß er mehr als funfzehnhundert Stellen, die Erasmus verfälscht oder unaufgeklärt gelassen, nebst einer Menge von Irrthümern desselben, verbessert habe. An Vollständigkeit der gesammelten Schriften hat er ihn nicht übertroffen; er hat auch meistentheils die von demselben gewählte Ordnung beybehalten, und viele nicht zu verachtende Anmerkungen beygefügt. Daher ist diese Ausgabe sogleich allgemein beliebt in der römischen Kirche geworden. Sie wurde nicht allein zu Antwerpen im Jahr 1579. mit seiner Theilnehmung abermals gedruckt, wobey die harten Stellen wider den Erasmus einige Milderung erhielten; sondern eben dieses ist auch viermal zu Paris, und einmal zu Cöln geschehen. In den Pariser Ausgaben von den Jahren 1609. 1623. und 1643. sind noch Anmerkungen vom Friedrich Morel,

S. n. Heinrich Grave und Fronton le Duc hinzuge-
E. G. kommen:

363
 bis
 430.

Beide Ausgaben und ihre Vorzüge suchte ein evangelischer Theologus zu Gotha, Adam Tribbechov, nützlich zu verbinden. Er ließ die Werke des Hieronymus zu Frankfurt am Mayn im Jahr 1684. in zwölf Foliobänden abdrucken. Der erasmischen Ausgabe folgte er zwar hauptsächlich; rückte aber außer dessen Anmerkungen, die vom Marianus Victorius, H. Grave, S. le Duc und Latinus Latinius herrührenden, nebst den verschiedenen Lesarten des Victorius, ein. So wenig Eigenes er dabei geleistet hat; so übertrifft doch diese Sammlung die vorhergehenden an Brauchbarkeit.

Mit neuen Hülfsmitteln zu einer vollkommenern Ausgabe der Schriften des Hieronymus versehen, unternahmen die beiden französischen Benediktiner aus der Congregation des h. Maurus, Johann Martianay und Anton Pouget dieselbe, zu Paris seit dem Jahr 1693; und da der letztere nach der Ausgabe des ersten Bandes gestorben war, vollendete sie seitdem Martianay allein, bis zu dem fünften Bande, der im Jahr 1706. herauskam. Die äußerliche Schönheit dieser Ausgabe, eine größere Vollständigkeit, manche Verbesserungen und gute Erläuterungen, und überhaupt ein nicht geringer Fleiß der Herausgeber, verschafften ihr eine Art von neuem Werthe; ohne daß sie doch die Erwartung der Gelehrten, nach so vielen wohlgerathenen Bemühungen um diese Schriften, die vorhergegangen waren, befriedigt hätte, und den übrigen Benediktinerausgaben von Kirchenvätern gleich gekommen wäre. Das Wichtigste glaubten sie im ersten Bande gethan zu haben, welcher Hieronymi Divinam Bibliothecam

cam antehac ineditam in sich faßt. Weil nemlich Hieronymus mit diesem Rahmen die heilige Schrift belegt hatte, wie man es auch in den mittlern Zeiten öfters that; so sammleten sie unter dieser vielversprechenden und jetzt ungewöhnlichen Aufschrift alles, was sie von seinen theils neuen theils verbesserten lateinischen Uebersetzungen derselben ausfindig machen konnten, darunter auch einiges Neue, aus Handschriften aufs genaueste. Eine an sich recht nützliche Veranstaltung, durch welche jene Arbeiten des Hieronymus, so weit sie noch übrig sind, ziemlich in ihrer ächten Gestalt dargestellt werden. Sie würde aber noch vortheilhafter ausgefallen seyn, wenn die Herausgeber einen größern Vorrath von verschiedenen Lesarten beigebracht, und in den nöthigen Berichtigungen, Vergleichen und andern Erläuterungen, weniger sparsam gewesen wären. Den Fehler, welchen sie gleich anfänglich begiengen, die am Rande der Uebersetzung des Hieronymus in den Handschriften befindlichen Anmerkungen, welche die Uebersetzung gegen die hebräische Urschrift halten, ihm selbst beizulegen, da sie doch von einem getauften Juden des neunten Jahrhunderts herkommen, gestanden sie nachmals selbst bey dem ersten Buch Samuels. (p. 327.) Hingegen vermieden sie auch durchgehends das Versehen der ältern Ausgaben, in welchen die neuere masorethische Lesart im Hebräischen, an statt der alten des Hieronymus, die er mit lateinischen Buchstaben ausdrückt, eingeschoben worden war. Im zweyten, dritten und im Anfange des vierten Bandes, lieferte Martianay die Commentarien und andere Erläuterungsschriften des Verfassers über die Bibel; in dem übrigen Theil des vierten Bandes seine Briefe und Streitschriften; so wie im fünften die unächten Werke desselben, und Nachrichten von seinem Leben. Die erasmische Ausgabe liegt zwar bey dieser offenbar zum Grunde;

J. n.
E. G.
363
bis
430.

S. n. aber ihre lehrreichen Anmerkungen sind hier viel zu
 C. G. wenig genützt worden. Noch weniger Gebrauch ha-
 363
 bis
 430. ben die Herausgeber von der victorischen Ausgabe
 gemacht: und Martianay selbst ist bey einer Menge
 von Stellen, mit welchen sich die Kritik hätte beschäf-
 tigen sollen, stillschweigend vorübergegangen. Die
 neue Ordnung, welche er getroffen hat, zeugt eben
 nicht von vieler Ueberlegung und Untersuchung.
 Mitten unter den biblischen Erklärungsschriften ste-
 hen Briefe, freylich von ähnlichem Inhalte; die
 aber der Herausgeber ganz unschicklich kritische ge-
 nannt hat. Keine Klasse von Schriften des Hie-
 ronymus ist nach der Zeitfolge gestellt: daher stehen
 insonderheit die Briefe, bey deren meisten solches
 leicht möglich gewesen wäre, in einer sonderbaren
 Verwirrung. Außer den Einleitungen zum ersten
 und zweyten Bande, auch einer über alles Maas ge-
 dähnten Ergänzung und Erläuterung des Buchs von
 den eigenthümlichen hebräischen Nahmen, findet man
 sonst sehr selten vorläufige Nachrichten von jeder be-
 trächtlichen Schrift. Auch die Anmerkungen sind in
 geringer Anzahl, meistentheils mager, zur Aufklä-
 rung so vieler dunkeln Stellen unzulänglich, öfters
 mit persönlichen Streitigkeiten angefüllt, und in der
 Rettung des Kirchenlehrers unglücklich. Endlich die
 Appendix curiosissima in gratiam discipulorum Hie-
 ronymi, ac studiosorum divinae scripturae, mit
 welcher der fünfte Band beschloßen wird, ist ein
 seltsames Gemische von theologischen, exegetischen,
 polemischen und andern Sätzen, die Martianay
 nicht vergebens wollte zusammen getragen haben. Es
 ist wahr, daß Clericus in dem oben angeführten
 Buche ihn und seine Ausgabe bisweilen etwas zu bit-
 ter und verächtlich behandelt; aber in den Hauptvor-
 würfen gegen dieselbe hat er Recht, und war vom
 Martianay, einem überhaupt sehr heftigen Gegner
 sogenannter Ketzer, auch dazu gereizt worden. Rich.
 Simon

Simon hat ebenfalls den ersten Band seiner Ausgabe in einer besondern Schrift scharf getadelt.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Wegen aller dieser Mängel der Benediktinerausgabe, war ein Geistlicher zu Verona, Dominicus Vallarsi, darauf bedacht, eine vorzüglichere zu besorgen. Er stellte sie mit Beihülfe anderer dortigen Gelehrten, besonders des Marchese Maffei, zu Verona, seit dem Jahr 1734 bis zum Jahr 1742, in elf Foliobänden ans Licht. Sie verdunkelte allerdings die vorhergehende in mancherley Betrachtung. Zuerst war sie vollständiger als diese: insonderheit wurden zehn Briefe, wenn gleich nicht vom Hieronymus, doch zu seiner Geschichte gehörig, oder von ihm aus dem Griechischen übersetzt, eingerückt. Vallarsi hält darunter vier (den 92sten und die drey folgenden,) für so wichtig, daß er glaubt, sich durch die Bekanntmachung derselben allein genugsam um den Hieronymus verdient gemacht zu haben. Es ist das Synodalschreiben des Theophilus zu Alexandrien, an die Bischöfe von Palästina und Cypern; das Schreiben einer Synode zu Jerusalem an ihn; ingleichen zween andere von dem Bischof Dionysius zu Lydda, und Anastasius zu Rom; welche alle in der Geschichte der origenianischen Streitigkeiten angeführt worden sind. Weiter war auch Vallarsi der erste, der die sämtlichen Briefe des Hieronymus, so weit es nur möglich war, in eine genauere chronologische Ordnung brachte. Den Text aller Werke hat er aus Handschriften, die man zum Theil aus dem sechsten oder siebenten Jahrhunderte zu Verona besitzt, und aus alten Ausgaben oft glücklich berichtigt. Jedem Buche ist eine brauchbare Einleitung vorgesetzt, und an erläuternden Anmerkungen hat es Vallarsi auch nicht fehlen lassen. Aber hier ist es eben, wo man seine Schwäche zuerst entdeckt. In chronologischen, historischen und verwandten Un-

J. n. tersuchungen zeigt er eine ziemliche Uebung; aber tie-
 E. G. fer und freyer in den innern Gehalt einer jeden
 363 Schrift einzudringen, darf man von ihm ganz und
 bis gar nicht erwarten. Seine Verehrung gegen den
 430 Hieronymus geht, ohngefähr wie beym Martia-
 nay, so weit, daß jeder, wer denselben tadelt, oder
 von ihm bestritten worden ist, in seinen Augen als
 Ketzer oder Bösewicht erscheint. Daher begegnet er
 auch dem edeln freymüthigen Erasmus so beleidigend
 und unverständig. (Praefat. in Tom. I. p. VI.)
 Seine Lebensbeschreibung des Hieronymus (Tom.
 XI. p. I - 240.) ist ganz in dieser Denkungsart abge-
 faßt: ausführlich und weitschweifig genug, in den
 Erörterungen des historischen Fadens bis auf Klein-
 igkeiten fleißig und genau; aber für denjenigen,
 welcher nicht bloß bewundern, sondern auch prüfen,
 und sich auf allen Seiten eines berühmten und ver-
 dienten Mannes belehren will, viel zu mager. Aus-
 ser den eingerückten Anmerkungen der Benediktiner-
 ausgabe, hat er von seinen Vorgängern weit weni-
 ger entlehnt, als man wünschen möchte. Dies er-
 hält die drey ältesten Ausgaben noch immer in eini-
 gem Werthe. Vallarsi hatte gleichwohl nicht Ur-
 sache, so viel Vertrauen gegen sich blicken zu lassen;
 seine Sprachwissenschaft ist noch lange nicht vortref-
 lich: und er ist nicht einmal ein rechter Kenner des
 achten römischen Latein, wie es ein Herausgeber des
 Hieronymus vorzüglich seyn muß. Uebrigens lobt
 er zwar die Gelehrsamkeit und den nützlichen Fleiß
 des Martianay; hält auch die wider denselben ge-
 schriebenen Bücher des heterodoxen Clericus und
 des catholischen Simon, nicht für würdig, dar-
 auf zu antworten. Aber er zeigt doch auch die Feh-
 ler seiner Ausgabe mit ziemlicher Schärfe an; er wi-
 derlegt ihn häufig und nachdrücklich. Noch war
 also die Ausgabe des Vallarsi nicht vollendet, als
 einer von den Mitbrüdern des verstorbenen Martia-
 nay

nay im Benediktinerorden, (in der Explication de divers Monumens, qui ont rapport à la religion des peuples anciens, p. 374. sq. à Paris, 1739. 4.) mit großer Hitze deswegen über ihn herfiel. Allein Valarsî versicherte am Ende der Vorrede zum eilften Bande ganz kurz, daß er, nachdem er diese Erinnerungen der Benediktiner, welche ein ausschließendes Recht an die Ausgaben von Kirchenvätern zu haben glaubten, gelesen hätte, nicht das geringste in der seznigen zu verbessern finde. Sie ist im J. 1766. fg. in groß Quart wieder aufgelegt worden; aber, so viel ich weiß, ohne Veränderungen.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Das Leben eines Mannes, wie Hieronymus war, zu beschreiben, hat, welches man leicht aus dem vorhergehenden Versuche erkennt, so viele Schwierigkeiten, daß es nicht zu verwundern ist, wenn man unter einer beträchtlichen Anzahl vorhandener Biographieen desselben, noch keine einzige würdige antrifft. Selbst nur ein kurzes historisches Gemählde von ihm zu entwerfen, erfordert eine sehr geschickte Vertheilung des Lichts und Schattens, woben man es gar nicht wagen darf, auf Kosten der Natur und treffendsten Aehnlichkeit glänzen zu wollen. Die alte lateinische Lebensbeschreibung von ihm, welche ein Ungenannter hinterlassen hat, und die Herausgeber der Werke des Hieronymus mit denselben haben abdrucken lassen, wie Martianay an der Spitze des fünften Bandes, ist eine sehr mittelmäßige Sammlung seiner Lebensumstände, und einsichtslose Anpreisung seiner Schriften. Sein Leben vom Erasmus ist der Anfang zu etwas bessern; aber auch verbunden mit verschiedenen seiner zerstreuten Anmerkungen, nicht hinlänglich, und zu reich an übertriebenen Lobeserhebungen. Dû Pin war der erste, der etwas Vollständigeres von dieser Art, und sogar in der Abschilderung einiger Züge, Freymüthigeres aufsetzte.

(Non-

f. n. (Nouvelle Bibliotheq. des Auteurs Eccles. Tome
 C. G. III. pag. 100 - 140.) Doch außer den Fehlern, die
³⁶³
 bis ihm Simon, gleichsam nur zur Probe, vorwarf,
 430. (Critique de la Bibliotheq. de M. Dupin, Tome I.
 p. 110. sq. à Paris. 1730. 8.) muß man auch gestes-
 hen, daß er noch ungleich mehr, was zu einer gründ-
 lichen und unparthenischen Beurtheilung gehört, vor-
 bengelaßen, als gesagt hat. Tillemont hat ihn an Aus-
 führlichkeit und Genauigkeit, aber nur von einer gewis-
 sen Seite, in Rücksicht auf alle Begebenheiten und Um-
 stände des Lebens, chronologische Bestimmung dersel-
 ben, Streitigkeiten, Nachrichten von andern Perso-
 nen, welche in der Geschichte des Hieronymus merk-
 würdig sind, und dergleichen mehr, übertroffen.
 (Mémoires, Tome XII. p. 1 - 356. ed. de Paris.)
 Bey den Schriften desselben hingegen verweilt er sich,
 nach seiner Gewohnheit, viel zu kurz: und weder als
 Gelehrten, noch als Mönch betrachtet, beurtheilt er
 ihn mit einiger nöthigen Schärfe. Wenn er also
 gleich, wie oben bemerkt worden ist, (S. 15. 35.)
 bisweilen eine kleine, wirklich unerwartete Anlage
 zur freyern Beurtheilung des Hieronymus zeigt:
 so scheint solches hauptsächlich daher zu rühren, weil
 er als ein Jansenist dem Augustinus, mit welchem
 sich jener nicht immer vertrug, weit mehr ergeben
 war, auch die kriechende Verehrung der römischen
 Bischöfe am Hieronymus nicht wohl vertragen
 konnte. In einer ganz andern Denkungsart schrieb
 Martianay sein Buch: La Vie de St. Jérôme.
 Paris, 1706. 4. Die Ordnung desselben, die Aus-
 züge aus den Schriften des Hieronymus, und die
 Schreibart selbst, würden es angenehm genug ma-
 chen, wenn es nur nicht vom Anfange bis zum Ende,
 Lobrede und partheiische Vertheidigungsschrift, oft
 in einem unausstehlich hohen und declamirenden
 Tone, wäre. Ihm steht billig sogleich der italicni-
 sche Franziskaner, Sebastian Dolci, zur Seite,
 dessen

dessen Schrift: Maximus Hieronymus vitae suae scriptor. Anconae. 1750. 4. sich schon durch ihre Aufschrift verräth. Freylich läßt sich Hieronymus sehr richtig aus seinen eigenen Schriften zeichnen; aber nicht alsdann, wenn man ihn, wie dieser Verfasser, nur bloß zu seinem Vortheile, und über seine Gegner triumphirend, auftreten läßt. Auch der neueste mir bekannt gewordene Biograph des Hieronymus, der Jesuit Johann Stilling, (in Actis Sanctorum Septembris, Tom. VIII. pag. 418 - 688. Antverp. 1762. fol.) ist durchgehends ein erklärter Panegyrist und Apologet desselben. Er hat allerdings seine Vorzüge: eine große Fruchtbarkeit an Nachrichten aller Art vom Hieronymus; viele Sorgfalt in der Aufklärung seiner Lebensumstände und Schriften, von welchen letztern er die Zeit manchmal noch genauer als Vallarsi bestimmt; und andere nützliche Anmerkungen. Allein so mühsam und umständlich oft seine Erörterungen über kleine Gegenstände sind; so flüchtig berührt er meistens die wichtigern. Dieser Schriftsteller, der gegen dreißig Foliosseiten über die Verehrung des Hieronymus nach seinem Tode, über seinen Körper, andere Reliquien, Feste, Erscheinungen, und ähnliche Saalbas derenen, zusammengetragen hat, giebt von keinem beträchtlichen Werke desselben eine so geprüfte Nachricht, woraus man dessen vollständigen Inhalt, die Methode, den Werth desselben, und die Fehler, welche er darinne begangen hat, ersehen könnte. Aber ihn gegen allen und jeden Tadel zu vertheidigen, das sah Stilling weit mehr als eine treue historische Darstellung, für seine Hauptpflicht an. Daraus ist der seltsame Schritt erwachsen, daß er den Anfang seiner Lebensbeschreibung mit demjenigen macht, was mehr als eine natürliche Folgerung aus derselben, zuletzt stehen sollte, wenn es anders nöthig war: mit einer Dichtung des Hieronymus gegen manche Vorwürfe

des

J. n. des Tillemont. Er findet überhaupt, (p. 454.)
 E. G. daß dieser Schriftsteller mehr gelehrt, als dem
 363 heiligen Hieronymus ergeben gewesen sey: eine
 bis 430. unbegreifliche Beschuldigung gegen einen Geschicht-
 schreiber. Allein es konnte ihm nicht anders als un-
 verzeihlich vorkommen, daß Tillemont sich erkühnt
 hatte, die heftigen Leidenschaften des Hieronymus
 zu tadeln, ihm sogar gewissermaßen den Rufinus,
 an ruhigerem Sinn und Leben, vorzuziehen. — Man
 sollte erwarten, daß die protestantischen Schriftsteller,
 die eben so geneigt sind, Fehler in den Kirchenvätern
 aufzusuchen, als bereit, ihr Gutes zu schätzen, un-
 partheiischere Lebensbeschreibungen des Hieronymus
 aufgesetzt haben möchten. Doch außer vielen beson-
 dern und wohlgerathenen Beurtheilungen desselben,
 die sie gelegentlich in andern Büchern anbrachten,
 haben sie nichts Erhebliches von dieser Art geleistet.
 Cave (Histor. Litterar. Scriptor. Ecclesiastic. pag.
 268. Basil. 1741. fol.) mischt kaum eine schüchterne
 Anzeige von dem ungestümen Betragen des Hiero-
 nymus in seinen Streitigkeiten, unter die unmaßig-
 sten Lobsprüche desselben. Oudin, der dieses ab-
 schreibt, (Commentar. de Scriptoribus Ecclesiasti-
 cis, Tom. I. pag. 790 - 882.) setzt noch eine sehr aus-
 führliche Beschreibung der drey ältern Hauptausga-
 ben des Hieronymus hinzu. Was beyde von sei-
 nen Lebensumständen und Schriften melden, giebt
 zwar einen für gemeine Leser hinlänglichen aber im
 Grunde unbestimmten Begriff. In einem ganz an-
 dern Geiste, und mit sehr scharfsichtigen Blicken, ist
 diejenige Abschilderung des Hieronymus abgefaßt,
 die man neulich in einem allgemein beliebten Buche,
 (Zimmermann über die Einsamkeit, Erster Theil,
 Seite 261 - 326. Leipzig, 1784. 8.) gelesen hat.
 Ein Feuer belebt sie, wie den Hieronymus selbst,
 wenn er seine Gegner, aber nicht so wahr, zeichnete;
 man kann dabey zugleich die große Kunst des Ver-
 faßers,

faßers, die dem bloßen Geschichtschreiber keineswegs vergönnt ist, und seine ausnehmende Gabe, unterhaltend zu schreiben, nicht verkennen.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Fernere Geschichte

der

Manichäischen und Donatistischen Streitigkeiten.

Die Origenianischen Streitigkeiten, welche bisher Gelegenheit gegeben hatten, das Leben und die Gaben zweier der berühmtesten Lehrer der Kirche, die daran Antheil nahmen oder nehmen mußten, des Chrysostomus und Hieronymus, zu beschreiben, waren nicht die einzigen ältern Religionshändel, noch aus dem dritten Jahrhunderte, und dem Anfange des vierten, welche die Christen auch gegen das Ende des vierten, und weit hinein in das fünfte, beschäftigten. Man sah zu dieser Zeit die Manichäischen, welche sich lange unter den übrigen ohne vieles Geräusche fortgeschlichen hatten, lebhafter als jemals vorher, unter den Christen getrieben werden, und die Donatistischen zu neuen, sehr merkwürdigen Auftritten Veranlassung geben. Eine Hauptperson in beiden dieser Streitigkeiten war Augustinus; und doch spielte er noch eine wichtigere Rolle in den Pelagianischen.

Den Ursprung und die erste Ausbreitung des Manichäismus aus seinem Vaterlande Persien in einige Gegenden des römischen Reichs, bis gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts, hat man in der
frü

frühern Geschichte gelesen. (Th. IV. S. 400 = 421.)
 E. G. Das eben daselbst (S. 420.) angeführte äußerst
 363 scharfe Gesetz, das Diocletianus um das Jahr 290.
 bis wider die Manichäer in Africa gegeben haben soll,
 430. setzt freylich eine nicht sehr wahrscheinliche Vermeh-
 rung derselben in diesem Welttheil, so bald nach ih-
 rem Aufkommen in einem weit davon entfernten
 Lande, voraus. Doch wird es auch begreiflich, wie
 der heidnische Kaiser, dem an den kirchlichen Par-
 theien unter seinen christlichen Unterthanen wenig ge-
 legen seyn konnte, auf den Bericht des Statthalters
 vom römischen Africa, so streng mit ihnen verfahren
 sey. In der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts,
 pflanzte sich diese Parthen immer fort, ohne großes
 Aufsehen zu erregen. Da der Arianismus und die
 donatistischen Handel so viele Unruhen stifteten: so
 scheinen die Manichäer weniger bemerkt worden zu
 seyn, und also auch desto weniger gelitten zu haben.
 Eine Nachricht des Ammianus Marcellinus,
 (Hist. L. XV. c. 13.) daß der ältere Constantinus,
 als er die verschiedenen kaiserlichen Religionspar-
 theien im Reiche, (*superstitionum sectas*) wie die
 Manichäer, und ihres gleichen, genauer kennen
 lernen wollte, sich dazu des Strategius, den man
 ihm deswegen empfohlen hatte, bedient, und ihn nach-
 her Musonianus genannt habe, eines Mannes,
 der endlich bis zur Oberstatthalterschaft der Morgen-
 länder gestiegen sey; diese Nachricht steht zu abgebro-
 chen und einzeln hingeworfen da, als daß sie lehrreich
 seyn könnte. Es kommen aber auch andere Spuren
 um die Mitte des gedachten Jahrhunderts vor, daß
 die Manichäer die Aufmerksamkeit der Fürsten und
 Großen erregt haben. Valesius hat es ziemlich
 wahrscheinlich gemacht, (Not. ad Socrat. Hist. Eccl.
 Libr. I. c. 22.) daß in einer Stelle des Libanius,
 (Libr. IV. Ep. 140.) wo er dem Statthalter von
 Palästina gewisse Leute empfiehlt, welche der Sonne
 ohne

ohne blutige Opfer dienten, Gott in der zweiten Benennung verehrten, enthaltsam wären, den Tag des Todes für einen Gewinn hielten, zwar an vielen Orten, aber nur in geringer Anzahl, sich befänden, welche niemanden beleidigten, und gleichwohl von manchen gedrückt würden, keine andere als die Manichäer verstanden werden können, die er nur bey ihrem verhaßten Nahmen nicht nennen wollte. Es scheint, daß sie unter Nachsicht der Obrigkeit, aber nicht vermöge besonderer Geseze, verfolgt worden sind.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

An Streitschriften gegen sie, fehlte es in diesen Jahren noch weniger: zu einem Merkmal, daß diese Parthen auch ihre Schriftsteller hatte, welche Eindruck machten. Daß der berühmte Lehrer der Beredsamkeit zu Rom, Victorinus, um die Mitte des vierten Jahrhunderts, eine Widerlegungsschrift des Manichäers Justinus aufgesetzt habe, davon hat man schon anderwärts eine Anzeige gefunden. (Th. VI. S. 21. fg.) Auch die ähnliche, aber griechische Schrift des Serapion, Bischofs zu Thmuis oder Thmupolis in Aegypten, aus gleichem Zeitalter, ist in der ältesten Geschichte der Manichäer bereits angeführt worden. (Th. IV. S. 420.) Sie ist nur kurz, und von keiner besondern Erheblichkeit. (Serapionis adversus Manichaeos liber, in Canisii Thesauro Monument. Ecclesiast. et Historic. Vol. I. p. 43-55. ed. Basnag.) Serapion dringt zuerst darauf, daß die Sünde keine Substanz, sondern nur eine aus falscher Wahl entstandene Handlung sey. Er widerlegt sodann die Meinung, als wenn der Körper seiner Substanz nach böse wäre, dadurch, daß derselbe, dieses vorausgesetzt, unmöglich ein Sitz der Tugend und Tempel Gottes seyn könnte. Die Grundsätze der Manichäer findet er desto ungereimter, da sich der Körper öfters besser betrage, als selbst die Seele; auch

3. n. zieht er aus den Beyspielen der Besserung in der heiligen Schrift, die Folge, daß die Substanz des Menschen vor und nach der Bekehrung einerley sey.

363
bis

430.

Ausführlicher, und mit größerem Ruhm in der alten Kirche, schrieb Titus, Bischof zu Bostra, der damaligen Hauptstadt von Arabien, gleichfalls in griechischer Sprache, ein Werk wider die Manichäer, das man auch in der ebengedachten Sammlung (Vol. I. p. 59 - 162.) findet, wo es zuerst in der Urschrift erschienen ist. Er lebte unter dem Constantius und seinen Nachfolgern, bis auf den Valens. Wie geschäftig sich der Kaiser Julianus gegen ihn bezeigt habe, ist in der Geschichte desselben erzählt worden. (Th. VI. S. 321. fg.) Er hatte auch einen Commentarius über den Lucas hinterlassen; von welchem aber jetzt nur noch Auszüge in einer Sammlung mehrerer Schriftauslegungen der Kirchenväter über dieses Buch, die sich handschriftlich in der königlichen französischen Bibliothek befindet, vorhanden sind. Selbst von seinem Werke wider die Manichäer, das aus vier Büchern bestand, sind nur die drey ersten übrig geblieben. Im ersten und zweyten widerlegt er die Manichäer zum Gebrauch der Heyden; im dritten aber sucht er die Christen vor denselben zu warnen. Ein kurzer Auszug seiner Gründe verdient wohl hier einen Platz zu haben.

Alle diejenigen, so fängt Titus an, welche sich bemühen, die Ursachen der Sünden von Gott zu entfernen, nennen ihn heilig und wahrhaftig, leugnen auch nicht, daß er für uns Sorge trage; eignen aber eben so richtig den Menschen allein ihre Sünden zu. Denn sonst sind sie, indem sie eine Kleinigkeit heilen wollten, in eine weit gefährlichere Krankheit, in das Leugnen der göttlichen Vorsehung, verfallen. So hat Manes, als er beweisen wollte, daß

daß Gott nicht der Urheber des Bösen sey, ihm, dem Ungezeugten und Lebendigen, das Böse, als eine ungebohrne, lebendige und ewige Substanz, die ihm stets widerstrebe, und niemals gänzlich ausgerottet werden könne, entgegengesetzt. Wir hingegen, die wir die Sünden bey den Menschen für heilbar halten, weil wir sie nicht von einem feindseeligen Grundwesen herleiten, machen Gott nicht so schwach gegen das Böse, und erleichtern uns auch die Besserung. Schon die natürlichen Begriffe streiten mit der Lehre des Manes von zwey widerwärtigen Grundwesen. „Es war, schreibt er, Gott und die Materie; das Licht und die Finsterniß, das Gute und Böse, einander in allem höchst zuwider.“ Nach seiner Meinung sind sie von einander getrennt; mithin ist keines von beyden uneingeschränkt und unendlich. Weiter folgt daraus, daß jedes seinen besondern Ort habe; alsdann wäre aber der Ort älter, als diese Grundwesen; oder er machte gar ein drittes aus: denn es läßt sich sonst nicht sagen, was jene beyde von einander scheiden sollte. Ueberhaupt läßt es die Vernunft gar nicht zu, daß es zwey Grundwesen gebe. Was diesen Namen mit Recht führen soll, muß älter als alles übrige seyn, und über dasselbe die Herrschaft führen. Eben so wenig lassen sich zwey einander als Substanzen entgegengesetzte Wesen denken, weil sie schon in ihrer Natur mit einander übereinkommen müssen; aber widrige Eigenschaften lassen sich wohl bey denselben annehmen. Sobald etwas als ungebohren festgesetzt wird, so kann es einem andern ungebohrnen unmöglich zuwider seyn. Zwar sagen die Manichäer, man müsse alles, was Gott zuwider ist, auch mit widrigen Namen nennen, wie zum Beispiel, Finsterniß und Böses. Wenn wir also Gott die Wahrheit nennen: so wird das andere Grundwesen Lüge heißen müssen. Allein solchergestalt wird dieses gar nicht vorhanden

3. n. zieht er aus den Beyspielen der Besserung in der hei-
 363 E. G. ligen Schrift, die Folge, daß die Substanz des
 bis Menschen vor und nach der Befehrung einerley sey.
 430.

Ausführlicher, und mit größerm Ruhm in der alten Kirche, schrieb Titus, Bischof zu Bostra, der damaligen Hauptstadt von Arabien, gleichfals in griechischer Sprache, ein Werk wider die Manichäer, das man auch in der ebengedachten Sammlung (Vol. I. p. 59-162.) findet, wo es zuerst in der Urschrift erschienen ist. Er lebte unter dem Constantius und seinen Nachfolgern, bis auf den Valens. Wie gehässig sich der Kaiser Julianus gegen ihn bezeigt habe, ist in der Geschichte desselben erzählt worden. (Th. VI. S. 321. fg.) Er hatte auch einen Commentarius über den Lucas hinterlassen; von welchem aber jetzt nur noch Auszüge in einer Sammlung mehrerer Schriftauslegungen der Kirchenväter über dieses Buch, die sich handschriftlich in der königlichen französischen Bibliothek befindet, vorhanden sind. Selbst von seinem Werke wider die Manichäer, das aus vier Büchern bestand, sind nur die drey ersten übrig geblieben. Im ersten und zweyten widerlegt er die Manichäer zum Gebrauch der Heyden; im dritten aber sucht er die Christen vor denselben zu warnen. Ein kurzer Auszug seiner Gründe verdient wohl hier einen Platz zu haben.

Alle diejenigen, so fängt Titus an, welche sich bemühen, die Ursachen der Sünden von Gott zu entfernen, nennen ihn heilig und wahrhaftig, leugnen auch nicht, daß er für uns Sorge trage; eignen aber eben so richtig den Menschen allein ihre Sünden zu. Denn sonst sind sie, indem sie eine Kleinigkeit heilen wollten, in eine weit gefährlichere Krankheit, in das Leugnen der göttlichen Vorsehung, verfallen. So hat Manes, als er beweisen wollte,
 daß

als wenn jemand, der den Adler hoch fliegen sähe, es der Natur des Pferdes verübelte, daß es dieses nicht auch vermag. Der Mensch muß so gut werden, als es seiner Natur nach möglich ist: und dazu gehört Anstrengung. Von Natur hat ihn Gott weder gut noch böse gemacht; aber er hat ihm die Vernunft ertheilt, um jenes zu wählen. Schön ist er von Natur, wie Gold, wie Edelgestein, wie ein Werk Gottes; aber gut oder böse wird er erst durch Vorsatz. Mithin ist es eine Wohlthat für den Menschen, daß er sündigen kann, weil er nur durch Enthaltung davon bewahrt wird. Indem wir sagen, Gott könne nichts Ungerechtes thun: so zeigt dieses Nichtkönnen keine Schwachheit an; sondern es gehört zur höchsten Vollkommenheit, nichts Ungerechtes zu wollen. Er ist gut durch die Freyheit seiner Natur: und so soll auch der Mensch durch die Freyheit seines Vorsatzes Gott nachahmen, durch welchen er die Tugend ehrt. Stellt jemand dagegen einen Menschen auf, der sich zwar zuweilen des Bösen enthalten will; aber sagt, er könne es nicht: so kommt dieses von der Fertigkeit im Sündigen her, die gleich einer langen Krankheit nicht leicht gehoben werden kann. Die Manichäer wollen zwar auch daraus beweisen, daß zwei entgegengesetzte Naturen in uns sind, weil wir bald etwas Böses, bald wieder etwas Gutes denken. Allein daraus folgt weiter nichts, als daß wir beyderley denken; uns aber auch zu dem Bessern entschließen können. Man würde sonst eben so schließen müssen, das Gesicht sey eine Mischung aller Farben, weil es bald diese, bald jene, an den Gegenständen erkennt. Ihr Einwurf gegen die göttliche Vorsehung, der von den Unordnungen im Zustande der Menschen, von der ungleichen Vertheilung der Güter, vom Glück der Gottlosen, und dergleichen mehr, hergenommen ist, beweiset weiter nichts, als daß es nur auf Tugend

363
 bis
 430.

seyn können; das fällt auch in die Augen, wenn man Gott Unsterblichkeit, und das andere Grundwesen Untergang nennt. Auf die Frage, welche die Manichäer aufwerfen, woher denn die Unordnung in der Welt komme? antworten sie, aus Unwissenheit der göttlichen Regierung und Einrichtung, mit lauter Erdichtungen von der Materie, vom Lichte, und dergleichen mehr. Der Bischof zeigt umständlich, wie leicht dieselben sind; es würde aber nicht lehrreich seyn, ihm dabei nachzugehen.

Er nennt dieses auch selbst im Anfange des zweyten Buchs, mehr ein Spiel, als eine ernsthafte Streitigkeit, und geht nunmehr von derselben zum Beweise über, daß das Böse keineswegs als eine Substanz da sey, und daß es kein Gott widriges ewiges Grundwesen der Materie gebe. Wenn die Manichäer fragen, schreibt er, woher das Böse in der Welt entstanden sey? so antworten wir darauf: Da nur Ein Gott ist, der alles erschaffen hat, so ist nichts seinem Wesen nach böse; sondern alles sehr gut, und zu gewissen Absichten zubereitet; das Böse aber ist blos in den Sünden der Menschen, wenn sie die ihnen eingepflanzte Vernunft nicht, wie es in ihrer Gewalt steht, zur Ausübung der Tugend anwenden. Warum sind wir aber einer so großen Gefahr ausgesetzt, daß es auf uns ankommt, ob wir gut oder böse sind? Deswegen, weil wir, wenn uns Gott so gemacht hätte, daß wir nicht sündigen könnten, auch niemals gut geworden wären. Wer es nicht in seiner Gewalt hat, Böses zu thun, und sogar dazu gereizt wird; aber aus vernünftigen Gründen es unterläßt, der kann nicht tugendhaft heißen. Würde jemand sagen, wir sollten gar nicht fähig seyn, etwas der Tugend widriges anzunehmen: so würde dieses eben so viel bedeuten, als, wir sollten keine Menschen seyn. Es wäre nicht anders, als

als wenn jemand, der den Adler hoch fliegen sähe, es der Natur des Pferdes verübelte, daß es dieses nicht auch vermag. Der Mensch muß so gut werden, als es seiner Natur nach möglich ist: und dazu gehört Anstrengung. Von Natur hat ihn Gott weder gut noch böse gemacht; aber er hat ihm die Vernunft ertheilt, um jenes zu wählen. Schön ist er von Natur, wie Gold, wie Edelgestein, wie ein Werk Gottes; aber gut oder böse wird er erst durch Vorsatz. Mithin ist es eine Wohlthat für den Menschen, daß er sündigen kann, weil er nur durch Enthaltung davon bewahrt wird. Indem wir sagen, Gott könne nichts Ungerechtes thun: so zeigt dieses Nichtkönnen keine Schwachheit an; sondern es gehört zur höchsten Vollkommenheit, nichts Ungerechtes zu wollen. Er ist gut durch die Freyheit seiner Natur: und so soll auch der Mensch durch die Freyheit seines Vorsatzes Gott nachahmen, durch welchen er die Tugend ehrt. Stellt jemand dagegen einen Menschen auf, der sich zwar zuweilen des Bösen enthalten will; aber sagt, er könne es nicht: so kommt dieses von der Fertigkeit im Sündigen her, die gleich einer langen Krankheit nicht leicht gehoben werden kann. Die Manichäer wollen zwar auch daraus beweisen, daß zwei entgegengesetzte Naturen in uns sind, weil wir bald etwas Böses, bald wieder etwas Gutes denken. Allein daraus folgt weiter nichts, als daß wir beyderley denken; uns aber auch zu dem Bessern entschließen können. Man würde sonst eben so schließen müßen, das Gesicht sey eine Mischung aller Farben, weil es bald diese, bald jene, an den Gegenständen erkennt. Ihr Einwurf gegen die göttliche Vorsehung, der von den Unordnungen im Zustande der Menschen, von der ungleichen Vertheilung der Güter, vom Glück der Gottlosen, und dergleichen mehr, hergenommen ist, beweiset weiter nichts, als daß es nur auf Tugend

J. n.
C. G.
393
bis
430.

J. n. ankomme, um glücklich zu seyn. Denn die Mit-
 T. G. tel, es zu werden, stehen allen offen; Reichthum
 363 und üppiges Wohlleben gehören nicht darunter. Die
 bis Straßlosigkeit vieler Verbrecher, und die Unter-
 430. drückung vieler Gerechten, werden aus weisen Ur-
 sachen zugelassen. Kriege, welche sie auch von der bö-
 sen Grundursache herleiten, entstehen aus den La-
 stern der Menschen. Der Todt ist gar kein Uebel;
 sondern etwas Natürliches, und sogar eine Wohl-
 that, selbst für den Sünder, dem er im Lauf sei-
 ner Laster Einhalt thut; selbst nach den Grundsätzen
 der Manichäer, als welche durch denselben die
 Seele von der bösen Materie befreien lassen. Erd-
 beben, Pest, und andere Landplagen, können auch
 nicht, wie sie behaupten, von einem bösen Grund-
 wesen herrühren. Denn es entspringt aus denselben
 die nützliche Folge, daß die Menschen den Wollüsten
 entsagen, und sich bessern. Bringen sie gleich nicht
 bey allen solche Früchte hervor; so sollen sie doch
 auch nur von Sünden abmahnen, nicht aber zwin-
 gen, dieselben zu verlassen. Eben so geht nun der
 Verfasser auch das übrige durch, was Manes in
 der Natur der Dinge oder in der Verfassung der
 Menschen aufsuchte, um seinen Grundsatz von zwey
 Urwesen zu bestätigen: die Finsterniß, die wilden
 Thiere, die einander, wie er glaubte, entgegen-
 gesetzten Elemente, und vieles andere mehr; ant-
 wortet auf alles, und zieht endlich die Schlußfolge,
 daß alles darinne gut, nach einem herrschenden Ge-
 setze Gottes eingerichtet, nichts aber im Streite mit
 einander begriffen sey; daß die größte Mannichfal-
 tigkeit und Verschiedenheit der Dinge doch auch die
 sichtbarste Uebereinstimmung unter der Regierung
 des einzigen Gottes mit sich führe.

Im dritten Buche sorgt endlich Titus auch
 für die Verwahrung seiner christlichen Leser gegen
 die

die Lehrsätze des Manes. Weil dieser nemlich selbst die heilige Schrift zu seiner Absicht sehr-gemißbraucht hat, indem er das Alte Testament dem bösen Grundwesen, das Neue hingegen dem guten beylegte, und das letztere willkührlich verfälschte: so wird zuerst jenes wider ihn gerettet. Es ist leicht zu erachten, was hier ohngefähr wider den Manes gesagt worden sey. Insonderheit dringt der Verfasser darauf, daß doch der Urheber des Alten Testaments, der ganz Finsterniß seyn soll, die Zukunft des Sohnes Gottes in der Welt, und andere göttliche Rathschläge vorausgewußt hat, welche nicht einmal den Engeln bekannt wären, und daß er viele gute Vorschriften gegeben hat. Hierinne wird das alte Gesetz mit dem Evangelium häufig verglichen. Noch wird unter andern der Vorwurf beantwortet, das Gesetz sey unerbittlich strenge; das Evangelium aber faße desto mehr Gnade und Mitleiden in sich. — Ohne Zweifel hat sich der Bischof im vierten Buche auch des gemißhandelten Neuen Testaments angenommen. Hieronymus (de viris illustr. c. 102.) und Epiphanius (Haer. LXVI. c. 21.) haben dem ganzen Werke nicht geringe Lobsprüche ertheilt; und gemäßiger scheint es, einige Stellen abgerechnet, würdig zu seyn.

Außer diesen Widerlegungsschriften, finden sich noch andere Spuren um die Mitte des vierten Jahrhunderts, daß der Manichäismus eine ziemliche Anzahl von Anhängern, Lehrer und Schriftsteller, auch gewisse Freyheiten in der Ausübung gehabt haben müsse, die, wenn sie gleich nicht ausdrücklich ertheilt worden waren, doch stillschweigend zugestanden oder ergriffen, ihre Wirkung thaten. Athanasius beschreibt um das Jahr 357. oder 358. die grausamen Gewaltthätigkeiten, welche der Feldherr Sebastianus, ein Manichäer, von den Arianern zu Alexandrien verleitet, wider die dortigen

J. n.
E. G.
363
bis
430.
 Christen begangen habe. (Apolog. de fuga sua, c. 9. p. 256. ed. Patav. 1777. Tom. I. P. I.) Unter der gleich darauf folgenden Regierung des Julianus, mögen die Manichäer, gleich andern irrgläubigen Partheien, der allgemeinen Begünstigung dieses Kaisers genoßen haben. Daß sie damals in einigen morgenländischen Provinzen, in Africa, Italien, Gallien und Spanien, wo nicht zahlreich, doch in kleinen Gemeinen vorhanden gewesen sind, gewinnt viele Wahrscheinlichkeit aus ihrer gleich folgenden Geschichte.

Man hat in den neuern Zeiten die Frage aufgeworfen, aus welchen Ursachen die immer stärker gewordene Ausbreitung einer Parthen, wie diese war, welche die Grundsätze des Christenthums und die heilige Schrift so willkührlich verfälschte, unter den Christen hergeleitet werden müsse. (Weismanni Introd. in Memorab. Eccles. Hist. S. N. T. T. I. p. 272. sq. Hal. 1745. 4. Walchs Hist. der Ketzeren, I. Theil, S. 799.) Der erstere der angeführten Schriftsteller findet diese Ursachen in der im dritten und vierten Jahrhunderte gewöhnlichen Vermischung des Christenthums und Heidenthums; im Mißbrauche der Vernunft bey der Untersuchung des Ursprungs vom Guten und Bösen; in der vielversprechenden Weisheit des Manes, die er aus seltenen Handschriften geschöpft hatte; in der vorgegebenen ausnehmenden Wissenschaft von natürlichen Dingen, deren sich die Parthen rühmte, die auch Augustinus in seinen jüngern Jahren bey ihr gesucht hat; muthmaaßlich auch in dem strengern Leben der Manichäer. Die meisten dieser Ursachen scheinen recht wohl getroffen zu seyn; nur hätte es noch bestimmter angemerkt werden sollen, daß in dem philosophisch = physikalischen Gewande, in welches Manes, künstlicher als die andern mit ihm verwand-

wand-

wandten Gnostiker, sein Lehrgebäude einkleidete, eine Hauptempfehlung desselben gelegen habe. Man kann noch hinzusetzen, daß die immer wachsende Uneinigkeit der Christen in Religionsfachen, bey vielen einem Lehrbegriffe gute Aufnahme erwerben mußte, nach welchem man über Christenthum und Bibel vernünfteln, abschneiden und hinzusetzen konnte, so viel man wollte, ohne sich des Namens eines Christen zu begeben. Verschiedene geschickte Köpfe, die zu den Manichäern übertraten, haben ihnen auch durch mündlichen Vortrag und Schriften nicht wenig aufgeholfen. Noch darf man hier eine Vermuthung wagen, die durch historische Spuren einige Festigkeit erhält. Die christliche Lehre vom Teufel, wie sie in dem Jahrhunderte Constantins vorgetragen, und mit der übrigen Glaubens- und Sittenlehre verbunden wurde, konnte wohl manchen zum Manichäismus fortreißen. Nach derselben war er ein sehr mächtiges und furchtbares Wesen, das den Absichten Gottes stets, und oft nur zu glücklich, entgegenarbeitet; von dem das Böse im Menschen hauptsächlich herkömmt; das noch immer in den Besessenen seinen Sitz hatte; den Götzendienst, seine Erfindung, auf tausenderley Art unterstützte, die Asceten unaufhörlich plagte; kurz, vor dessen fast unwiderstehlichem Einflusse in Welt und Menschen, sich wenige genugsam in Acht nehmen könnten. Man erinnert sich besonders an die manichäische oder wenigstens manichäischscheinenden Stellen im Lactantius, die man vergebens für unächt erklärt hat, und die aus seinen übrigen Behauptungen vom Teufel so natürlich fließen. (Christl. R. Gesch. Th. V. S. 225. fg. 246.) Er läßt den untern Theil des Menschen oder den Leib, eben so dem Teufel zugehören, als den obern, oder die Seele, Gott; er spricht von einem Gegengotte, mit welchem Nacht und Mitternacht in Verbindung stünden;

J. n. von dem bösen Wesen, welches nur Sinsterniß
 C. G. und Verderben einführe. Von solchen Vorstel-
 363 lungen ist kaum noch erst ein Uebergang zu der Mei-
 bis nung von einem bösen Grundwesen nöthig, das
 43c. dem guten entgegen gesetzt sey.

Diese Vermehrung der Manichäer, die eine
 Zeitlang ziemlich sicher von Statten gegangen seyn
 mag; der verdoppelte Eifer der Kaiser gegen die
 Ketzer nach den Zeiten des Constantius und Julia-
 nus, ihrer Beschützer; auch das zunehmende Anse-
 hen der Katholischen Bischöfe bey Hofe, scheinen so
 viele Gesetze hervorgebracht zu haben, welche in den
 letzten dreßsig Jahren des vierten Jahrhunderts, und
 in den ersten dreßsig des fünften, wider sie gegeben
 wurden. Sie beweisen überhaupt, daß die Mani-
 chäer damals beynahe für die schlimmsten und ver-
 abscheuungswürdigsten unter allen Ketzern angesehen
 worden sind. Von den übrigen werden sie öfters
 durch einen besondern Plaz abgesondert, mit
 Schimpfwörtern und härtern Strafen belegt. Den
 Anfang machte ein Gesetz des ältern Valentinianus
 vom Jahr 372. an den Statthalter von Rom,
 durch welches alle gottesdienstliche Versammlungen
 der Manichäer verboten, die Häuser, worinne sie
 ihren Unterricht erteilten, zur kaiserlichen Kammer
 geschlagen, und ihren Lehrern Strafen angedroht
 wurden. (Cod. Theodosian. Libr. XVI. tit. 5. de
 Haeret. l. 3.)

Darauf folgten strengere und ausführlichere Ver-
 ordnungen wider sie, vom ältern Theodosius. Im
 Jahr 381. erklärt er sie für ehrlos, und für unfä-
 hig, entweder andern durch ein Testament etwas zu
 vermachen; oder ein solches Vermächtniß zu genieß-
 sen. Er befahl vielmehr, daß ihre Verlaßenheit der
 Kammer anheimfallen sollte. Auch wollte er, indem
 er

er sich auf sein und seiner Vorfahren frühere Ge-
 setze von gleichem Inhalte berief, daß dieses nicht
 bloß künftig, sondern auch in Ansehung der bisher
 von solchen Personen hinterlassenen Erbschaften, gel-
 ten sollte. Denn obgleich, setzt er hinzu, die kaiserli-
 chen Befehle (*coelestia statuta*) eigentlich nur auf die
 folgende Zeit giengen; so mußte doch auch das hart-
 näckige Betragen derer in Betrachtung gezogen wer-
 gen, welche durch die kaiserlichen Gesetze und Abmah-
 nungen, (*divina monitione*) nicht von verbotenen
 Zusammenkünften hätten losgerissen werden können.
 Doch nimmt der Kaiser diejenigen Söhne der Ma-
 nichäer davon aus, welche sich zur Katholischen
 Kirche gewandt hatten. Weiter verbietet er den
 Manichäern alle Versammlungen in großen und
 kleinern Städten, die sie zu ihren geheimen und
 schlimmen Religionsübungen (*feralium mysterio-
 rum sepulchra*) anzustellen pflegten. Auch soll es
 ihnen nichts helfen, wenn sie sich gleich ehrwürdige
 Nahmen von rechtschaffenen Gesinnungen beilegten;
 oder sich unter verschiedenen Benennungen versteckten,
 als wenn sie zu andern Partheien gehörten. Von
 solchen Nahmen werden in dem Gesetze folgende an-
 geführt: *Encratitae*, die Enthalt samen, *Apotacti-
 tae*, die ihren Gütern Entsagenden, *Hydropara-
 statae*, Wassertrinker, *Saccophori*, Sackträger,
 wovon die drey erstern Anhänger des Tatianus,
 aber auch andere Gnostiker anzeigten; da hingegen
 der vierte, wiewohl er in dem Gesetze mit dem dritten
 fast als gleichbedeutend gebraucht wird, sich wie die
 drey erstern, gar wohl zu der strengen Lebensart
 schickt, durch welche sich die Manichäer auszeichne-
 ten. (l. 7. C. Theod. de Haeret.) — Theodosius
 bestätigte nicht allein im folgenden Jahre, den
 Hauptinhalt dieses Gesetzes, der den Manichäern
 Testamente zu errichten, und Versammlungen zu hal-
 ten untersagte; sondern bestimmte ihn auch noch
 schär-

J. n.
 C. G.
 363
 bis
 430.

J. n. schärfer. (l. 9. l. c.) Er unterschied die einsam le-
 C. G. benden unter ihnen, (Solitarii) von welchen dieses
 363 Verbot auch gelten sollte, und ihre für weit schlim-
 bis mer angesehenen Gattungen, (Encratitae, Sacco-
 430. phori, Hydroparastatae,) als welche, sobald sie ei-
 nige Zusammenkünfte, auch nur auf dem Lande oder
 in Privathäusern anstellen würden, sogleich am Le-
 ben gestraft werden sollten. Er trug zugleich dem
 Oberstatthalter auf, zu dieser Absicht gerichtliche Aus-
 späher (Inquisitores) zu bestellen; er erlaubte, daß
 gegen diese Irrlehrer vor Gerichte Ankläger (Indices
 Denunciatoresque) angenommen werden dürften,
 und vergönnte niemanden, Einwendungen wider
 solche Klagen zu machen. Daß er der erste Kaiser
 gewesen sey, der so gehäßige obrigkeitliche Veranstal-
 tungen wider Ketzer getroffen hat, worinne ihm sein
 Sohn Honorius nachfolgte, ist bereits an einem
 andern Orte (Th. IX. S. 316.) bemerkt worden. —
 Schon im Jahr 383. wiederholte Theodosius das
 Verbot, keine gottesdienstliche Versammlungen zu
 halten, wie für andere Ketzer, also auch für die Ma-
 nichäer, (l. 11. Cod. Th. de Haeret.) bey einer
 Gelegenheit, die ebenfalls am erstgedachten Orte er-
 zählt worden ist, (S. 318. fg.) und worüber man
 noch den Sozomenus (Hist. Eccl. L. VII. c. 12.)
 vergleichen kann. Er setzte hinzu, daß keiner von
 ihnen die Menge an sich ziehen, noch irgend etwas ei-
 ner Kirche ähnliches errichten sollte; und er ver-
 gönnte es jedermann, sie aus dergleichen Anmaaßun-
 gen zu vertreiben. — Wiederum befahl er gemein-
 schaftlich mit dem jüngern Valentinianus, im J.
 389, daß die Manichäer aus Rom, bey ange-
 drohter Lebensstrafe, verjagt werden sollten; er
 sprach ihnen auch aufs neue das Recht, etwas zu
 vermachen, ab. (l. 18. loc. cit.) — Daß ein ande-
 res Gesetz dieser Kaiser vom Jahr 391, worinne den
 Ketzern aller Aufenthalt und alle Versammlung in
 den

den mit Rom benachbarten Städten verboten wird, ^{J. n.} vornehmlich gegen sie gerichtet sey, hat Gothofredus ^{E. G.} sehr wahrscheinlich gemacht. (l. 20. loc. cit. cum ³⁶³ Commentar. Gothofr.) — Man kann damit auch ^{bis} die Verordnung des jüngern Valentinianus vom ^{430.} Jahr 382. verbinden, (L. XVI. C. Th. t. 7. de Apostatis, l. 3.) worinne er sowohl auf diejenigen, welche zu den Manichäern übergiengen, als auf solche, welche andere dazu beredt hätten, Strafen setzt.

Honorius bezeugte sich gegen diese Parthen nicht gelinder. In einer Verordnung des Jahrs 399. an den Statthalter von Africa, untersagte er ihre Versammlungen mit den härtesten Ausdrücken; befahl, daß die Anhänger derselben gerichtlich aufgesucht, und deswegen bestraft werden sollten; eben dieses sollte auch diejenigen treffen, welche sich unterstehen würden, dieselben in ihren Häusern vor der obrigkeitlichen Ahndung zu verbergen. (l. 35. C. Th. de Haeret.) — Auch nach Africa ergieng im Jahr 405. ein anderes Gesetz von ihm, (l. 38. l. c.) Kraft dessen die Manichäer gänzlich aufhören sollten: vielleicht eine Wirkung von dem Anhalten ihres Gegners Augustinus. — Noch strenger ist seine Verordnung vom Jahr 407. (l. 40. l. c.) Er will, daß die Kezerey der Manichäer als ein Verbrechen wider den Staat (publicum crimen) behandelt werden soll, mit dem beigefügten zu viel beweisenden Grunde, weil Verbrechen gegen die Religion zum allgemeinen Schaden gereichten. Ihre Güter sollten confiscirt werden; ausgenommen, wenn sie katholische Anverwandte hätten, denen sie heimfallen könnten. Sie selbst sollten unfähig seyn, Vermächtnisse und Erbschaften zu erlangen oder Schenkungen vorzunehmen, und Handelschaft zu treiben. Weil man auch bey Staatsverbrechen, noch den Verstorbenen anklagen konnte: so sollte die Verfügung wegen ihrer Güter selbst

J. n. selbst bey den schon Verstorbenen gültig seyn; wie sie
 E. G. denn auch keinen letzten Willen aufsetzen, und ihre
 363 Söhne nur alsdann erben dürften, wenn sie Mitglie-
 bis der der rechtgläubigen Kirche geworden wären.
 430. Knechte, welche ihre Herren wegen dieser Ketzeren an-
 geben würden, sollten nicht strafbar seyn; sondern
 vielmehr bey den Rechtgläubigen die Freyheit erlan-
 gen. Die Häuser, in welchen Zusammenkünfte der
 Manichäer gehalten worden wären, sollten der
 Kammer anheim fallen. Ueberdieses sollten die Statt-
 halter und Obrigkeiten, welche alles dieses nicht voll-
 strecken würden, ansehnliche Geldstrafen bezahlen.
 — Im folgenden Gesetze (l. 41. loc. cit.) vom
 Jahr 407. bewies Honorius viele Nachsicht gegen die-
 jenigen, welche die Parthen der Manichäer verlas-
 sen wollten. Wenn sie es gleich noch so spät, und
 indem ihnen die Strafe schon bevorstünde, thun wür-
 den; so sollten sie doch nicht das geringste zu besorgen
 haben, sobald sie nur ihren bisherigen Irrthum be-
 kannt hätten. — Hingegen bestätigte er im Jahr
 408. seine vorigen Gesetze wider die Manichäer,
 zur genauesten Ausübung, und gebot besonders, daß
 ihre Versammlungshäuser den Katholischen Kir-
 chen zugeschlagen werden sollten. (l. 43. l. c.)

Dazu kamen auch in den Morgenländern die
 Verordnungen des jüngern Theodosius. Eine
 derselben im Jahr 423. bekräftigte die allgemeinen
 Gesetze wider die Ketzer, in Ansehung ihrer. (l. 59.
 Cod. Th. de Haeret.) — Eine andere von eben dem-
 selben Jahre, bedrohte sie mit der Einziehung ihrer
 Güter. (Cod. Th. L. XVI. tit. 10. de Pagan. Sacri-
 fic. et Templis, l. 24.) — Im Jahr 425. befahl
 dieser Kaiser, daß sie aus Rom vertrieben werden
 sollten. (l. 62. C. Th. de Haer.) — Eben dieses er-
 streckte er noch in dem gedachten Jahre, auch auf an-
 dere Städte. (l. 64. l. c.) — Endlich faßte er in ei-
 nem

nem langen Gesetze vom Jahr 428. (l. 65. l. c. l. 5. ^{J. n.} C. Iust. de Haeret.) alles zusammen, was ehemals ^{E. G.} wider die Ketzler verordnet worden war, und setzte ³⁶³ noch einiges dazu. Der Inhalt desselben ist schon ^{bis} an einem andern Orte angezeigt worden. (Zh. IX. S. 430.) Aber unter drey und zwanzig ketzlerischen Partheien, welche darinne genannt sind, werden die Manichäer, vor allen andern, zu ihrer Schande ausgezeichnet. Sie, welche bis zur tiefsten Lasterhaftigkeit gesunken wären, (ad imam usque scelerum nequitiam pervenerunt,) sollten nirgends im römischen Reiche gottesdienstliche Versammlungen anstellen, und aus den Städten vertrieben werden, weil die Elemente selbst durch sie verunreinigt würden. — Man geräth hier natürlich auf die Frage, warum gerade die Manichäer vor allen andern ketzlerischen Partheien von den Kaisern so sehr verabscheuet worden sind? Allein es läßt sich schwerlich etwas ganz Befriedigendes darauf antworten. Denn daß ihnen, wenigstens einem Theil von ihnen, lasterhafte Sitten, zauberische Künste, schändliche Religionsgebräuche, hartnäckige, wohl gar aufrührerische Widersetzlichkeit gegen die kaiserlichen Befehle, und grobe Verfälschungen der christlichen Religion, vorgeworfen worden sind, das hatten sie mit so vielen andern irrgläubigen Sekten gemein. Ihr ausländischer Ursprung allein kann ihnen nicht so großen Nachtheil gebracht haben. Es bleibt also, wie es scheint, nur dieses übrig, daß der äußerst schlimme Begriff, den die Kaiser von den Manichäern voraussetzten, ihnen von den hüzigen Gegnern derselben, den katholischen Lehrern, bengebracht worden sey, in deren Schriften sich noch so viele schwarze Züge von dieser Gattung finden, die aus gemeinen Gerüchten, vielleicht auch einzelnen wahren Beispielen und Ausschweifungen dieser Parthen gesammelt waren.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Wenigstens wurde der Streit zwischen beiden Partheien, eben zu der Zeit, da die angezeigten Gesetze ausgefertigt wurden, am heftigsten getrieben. Es ist in der That traurig zu sehen, daß die christlichen Lehrer in öffentlichen Predigten, nicht bloß ihre getauften Zuhörer, sondern sogar bloße Lehrlinge der Religion, mit Erbitterung gegen die Keger, vorzüglich gegen die Manichäer, zu erfüllen suchten. So besteht die größere Hälfte der sechsten Catechesis oder Predigt, welche Cyrillus, Bischof von Jerusalem, zwischen den Jahren 347. und 350. an die bald zu tausenden Catechumenen gehalten hat, aus einer warnenden Beschreibung von Kekerereyen: und bey keiner hält er sich länger auf, als bey der Manichäischen. „Du mußt zwar, sagt er darinne, (Catech. VI. ad *Πωτισόμενους*, feu Competentes, pag. 91. ed. Thom. Milles, Oxon. 1708. fol.) „alle Keker haßen; aber vor allen andern denjenigen, welcher vom Unsinn (*μωρία*) den Namen hat; — wegen seiner gottlosen Lehren mußt du ihn haßen, als einen Urheber von Bosheit, einen Sammelplatz von Unreinigkeit, der den Unflat jeder Kekerereyen aufnimmt, und aus allen Lasterungen eine Kekererey zusammengesetzt hat.“ Hierauf erzählt Cyrillus sehr umständlich, obgleich nicht ganz getreu, die Geschichte des Manes, und die Gebräuche seiner Parthen, worunter ein so natürlich abscheulicher vorfällt, daß ihn der Verfasser (p. 100.) zwar nicht deutlich erklären will; aber doch merklich genug beschreibt. Beausobre hat es ziemlich wahrscheinlich gemacht, daß diese Erzählung falsch sey; (Histoire de Manichée et du Manicheisme, Tome II. p. 748. sq.) obgleich Augustinus ebenfalls (de Haeresib. c. 46.) eine ähnliche beybringt. Gesezt sogar, der Abschaum dieser Parthen hätte etwas dergleichen begangen; so konnte es doch weder zu einer allgemeinen Beschuldigung wider dieselbe dienen, noch

noch weniger ein würdiger Inhalt von Predigten seyn.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Freylich wurde das manichäische Lehrgebäude selbst, zu dieser Zeit desto häufiger in Schriften angegriffen. Didymus, der berühmte Lehrer zu Alexandrien, schrieb, wie man glaubt, um das Jahr 380, ein Buch gegen dasselbe, von dem sich noch ein beträchtliches Stück erhalten hat. (in Franc. Combesii Auctar. noviss. Biblioth. Patr. P. II. p. 21. sq. et in Canisii Thesaur. Monum. Vol. I. p. 204. sq. ed. Basn.) Um den Hauptirrthum von zwey einander entgegen gesetzten Grundwesen zu widerlegen, beweiset er, daß sie unmöglich beyde ungezeugt seyn können. Denn sie haben das Daseyn und die Substanz mit einander gemein; ihre Widerwärtigkeit kommt nur auf ihre Eigenschaften an; dasjenige, was sie gemein haben, ist vor dem Widerwärtigen vorhanden; mithin können sie nicht ungezeugt seyn, weil vor dem Ungezeugten nichts vorhanden ist. Das böse Grundwesen kann auch deswegen nicht ungezeugt seyn, weil es strafwürdig, und also dem Verderben ausgesetzt ist. Nach andern ähnlichen Gründen, bemüht sich der Verfasser insonderheit zu zeigen, daß die biblischen Lehren von der Sündhaftigkeit des Menschen keineswegs ein böses Grundwesen voraussetzen, und daß demselben auch die Lehren von der Heiligung des Körpers, ingleichen von der Ehrwürdigkeit der Ehe widersprechen. Die Worte des Apostels: Wir waren von Natur Kinder des Zorns, gehen seiner Meinung nach, nicht auf die menschliche Natur; sondern von Natur heißt nur so viel, als wahr und wirklich. Den Ehestand will er zwar nicht schlechtweg für sündlich gehalten wissen; aber doch für ein geringeres Gutes, als das ehelose Leben. Er bemerkt weiter, daß der Teufel durch freyen Willen böse geworden, nicht es seiner Natur nach, gleich

J. n. gewesen sey, und daß ihn Gott eben sowohl zur Tugend fähig geschaffen habe.

363
bis
430.

Mit dieser Schrift kommt ein kleiner Aufsatz des Gregorius, Bischofs von Nyssa, enthaltend zehn Schlußreden wider die Manichäer, (in Opp. Tom. III. p. 180. Paris. 1638. fol.) sehr überein, und ist vielleicht aus jener Quelle geflossen. Wenn etwas böse ist, schließt er, so muß es bestraft werden; aber nichts, was bestraft wird, ist unverderblich; mithin ist kein Böses unverderblich. Er fährt weiter fort: Da nichts verderbliches unerschaffen ist: so kann es auch das Böse nicht seyn. — Nichts ist seinem Wesen nach böse, weil das Böse eine Eigenschaft ist; keine Eigenschaft ist ein Wesen; folglich ist das Böse kein Wesen. — Ganz entgegen gesetzte Dinge haben nichts mit einander gemein. Daraus folgt nothwendig, daß, bey dem Daseyn des Guten, dem Bösen dieses nicht zugeschrieben werden könne. — Wenn das Böse seiner Natur nach ungezeugt ist: so ist es eben deswegen da, weil es böse ist. Nun aber sündigt niemand, indem er nach der Natur handelt. Was nicht sündigt, ist auch der Strafe nicht unterworfen; der Satan ist ihr unterworfen: mithin ist er nicht ungezeugt.

Aber unter allen Lehrern der Kirche dieser Zeit, hat Augustinus sich als den eifrigsten und furchtbarsten Gegner der Manichäer gezeigt. Er war selbst viele Jahre seiner frühern Jugend hindurch ein Anhänger dieser Parthen, wiewohl nur ein Zuhörer, nicht von der vollkommnern Gattung der Auserwählten, gewesen: und man wird in seiner Lebensgeschichte sehen, daß es derselben gar nicht an blendenden Reizungen für junge denkende Köpfe gefehlt habe. Er kannte sie also auch größtentheils sehr gut; allein, wie es immer mit demjenigen gegangen ist, die,

die, nachdem sie eine Religionsgesellschaft verlassen hatten, wider dieselbe schrieben, so erhitze sich auch seine Feder in dieser Beschäftigung nicht selten zur heftigen Parthenlichkeit, oder tauchte sich in Galle. Mit ansehnlichen Lehrern der Manichäer hielt er mündliche Unterredungen; Hauptschriftsteller derselben bestritt er in besondern Werken; er suchte ihnen auf jede Art Abbruch zu thun; manche kaiserliche Gesetze wider sie, kamen von seinem Einflusse her; und die Begriffe, welche sich die Nachwelt von ihnen gemacht hat, beruhen hauptsächlich auf seinen Schriften und Nachrichten.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Ohngefähr drey Jahre darauf, nachdem er zur Katholischen Kirche zurückgekehrt war, im J. 387, fieng er zu Rom an, seine Streitschriften gegen die Manichäer aufzusetzen. Unter denselben nennt er selbst in der verbeßernden Recension seiner Schriften, (Retractatt. L. I. c. 7. p. 6. T. I. Opp. ed. Antverp. 1700. fol.) seine beiden Bücher: von den Sitten der Katholischen Kirche, und von den Sitten der Manichäer. (l. c. p. 511. sq.) Er konnte, sagt er, die Prahlerey der Manichäer nicht ertragen, mit welcher sie sich, wegen ihrer falschen und betrügerischen Enthalttsamkeit, den wahren Christen vorzogen. In dem erstern dieser Bücher also stellt er sowohl die Sittenlehre der rechtgläubigen Kirche, als ihre glückliche Ausübung in derselben dar. Ausführlich beweiset er, daß Gott das höchste Gut der menschlichen Seele, und die Tugend nichts anders sey, als die höchste Liebe Gottes. Dieses letztere zeigt er theils an den vier Haupttugenden, der Mäßigkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeit und Klugheit, theils an der christlichen Liebe gegen uns selbst und den Nächsten, als welche auch aus der Liebe Gottes am sichersten entspringe. Er fordert darauf die Manichäer auf, ihr Vorgeben, daß die Evangelien,

§. n. worinne alle diese Vorschriften enthalten sind, ver-
 E. G. fälscht wären, darzuthun, und statt derselben ächtere
 363 aufzuweisen. Daß aber jene Sittenlehren bey den
 bis Katholischen auch in einer gewissen Vollkommen-
 430 heit ausgeübt werden, bestätigt er durch eine Abschil-
 derung des Lebens der Einsiedler, Klosterleute, vie-
 ler trefflichen Männer vom geistlichen Stande, und
 anderer frommerer Christen. Er gesteht, daß es
 Abergläubische und Lasterhafte genug in der katholi-
 schen Kirche gebe; findet es aber höchst ungerecht,
 daß die Manichäer ihr daraus einen Vorwurf
 machten, da sie, bey ihrer geringen Anzahl, doch so
 wenige Beobachter ihrer Gesetze hätten. Und wenn
 sie, setzt er hinzu, die Gläubigen tadelten, daß sie
 Kinder zeugten, liegende Gründe und Geld besäßen:
 so erinnerten sie sich nicht, daß der Apostel dieses den
 schwächern Christen erlaubt habe.

In dem andern dieser Bücher, von den Sit-
 ten der Manichäer, geht Augustinus bis auf
 ihre Grundsätze vom Ursprunge und von der Natur
 des Bösen zurück. Sie selbst, schreibt er, gestehen,
 das Böse sey dasjenige, was wider die Natur ist;
 dadurch aber wird schon ihre Kezerey, als wenn das
 Böse eine Substanz oder Natur wäre, umgestürzt.
 Eben dieses geschieht auch, wenn man das Böse das-
 jenige nennt, was schadet, oder eines Guten beraubt.
 Dem Reiche der Finsterniß kann es nicht schaden,
 weil daselbst nichts Gutes ist; dem Reiche des Lichts
 auch nicht, weil dieses unverleßlich ist; wem soll es
 also schaden? Sollten sie endlich sagen, das Böse
 sey ein Verderben: so folgt wiederum, daß es keine
 Substanz seyn könne, weil es etwas außer sich ver-
 derben muß, das gut ist. Ihr Einwurf aus dem
 Propheten: (Jes. C. XLV. v. 7.) Ich mache das
 Gute, und schaffe das Böse, fällt weg, wenn
 man weiß, daß hier Schaffen so viel sey, als das
 Vorse

Vorhandene in eine bessere Ordnung bringen. Nach-
dem Augustinus auch andere damit verbundene Ein-
fälle der Manichäer widerlegt hat, prüft er ihre
strengere Sittenlehre, die sie unter drey Siegeln,
des Mundes, der Hände und des Schooßes, be-
griffen. Zu dem ersten rechneten sie alle Empfindun-
gen des Kopfs, oder alle sich auf die Sinnen desel-
ben beziehende Pflichten und Laster; zum zweyten
alle Wirkungen; zum dritten alle Begierden der
Wollust. Nach dieser Eintheilung, faßte das erste
Siegel folgende Vorschriften in sich: alle Lasterun-
gen (mithin auch, wie sie es erklärten, die christlichen
Lehren von Gott, von der Schöpfung und Erlösung,
und dergleichen mehr,) zu vermeiden; sich des Flei-
sches, der Fische, der Eyer und der Milch, auch des
Weins zu enthalten; ob ihnen gleich Getränke aus
Weintrauben bereitet erlaubt waren; und außer der
übrigen Strenge in Absicht auf Nahrung und Be-
quemlichkeit, besonders gehäufte Fasten zu beobach-
ten. Das Siegel der Hand enthielt die mani-
chäischen Lehrsätze, daß man keine Thiere umbrin-
gen, Bäume umhauen, Früchte von denselben pflük-
fen, oder aus der Erde reißen dürfe; aber kleine
Thiere, welche dem menschlichen Körper beschwerlich
fielen, zu tödten, war nicht verboten. Endlich wa-
ren, vermöge des Siegels vom Schooße, Bei-
schlaf und Ehe gänzlich untersagt. Augustinus
bleibt bey den Ursachen und Absichten aller dieser mo-
ralischen Lehren der Manichäer stehen, und zeigt
ausführlich, wie unzulänglich, wenn gleich mit ihren
Grundsätzen genau verbunden, dieselben sind. Daß
er ihnen jedoch hierinne nicht alle Gerechtigkeit habe
wiederfahren lassen, hat schon Mosheim (Com-
mentar. de Rebus Christianor. ante Constant. Magn.
p. 853. sq.) bewiesen. Denn er läßt die wichtigern
Pflichten weg, welche jene Parthey unter dem Sie-
gel der Hand verstand, um sie durch die bloße Mel-

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Z. n. E. G. 363 bis 430.
 dung der unerheblichsten, desto verächtlicher zu machen. Aufhebung aller natürlichen Zuneigung gegen Eltern und Anverwandte, vollkommene Armuth, Muße ohne die geringste Arbeit, aber mit Betrachtungen beschäftigt, waren einige jener erheblicheren Vorschriften; wie man selbst aus andern Büchern des Augustinus, insonderheit aus seinem Werke gegen den Faustus, sieht. Das Verbot des Ackerbaues hieng damit natürlich zusammen; weniger aber ein anderes, nach welchem die Manichäer Armen außerhalb ihrer Gemeinde weder Brodt noch andere Gaben mittheilen dürften; wiewohl dieses durch einige Einschränkungen wieder gemildert wurde. Auch darf es bey diesem Abriss der strengern Sittenlehre der Manichäer, nicht unbemerkt bleiben, daß sie eigentlich für die Auserwählten unter ihnen, nicht für die Zuhörer, bestimmt war. Augustinus, der schon daran so viel zu tadeln fand, wirft ihnen noch besonders gegen das Ende dieses Buchs vor, daß er selbst bey ihren Auserwählten viele Ausschweifungen angetroffen habe, von welchen er auch Beispiele anführt.

Bald darauf schrieb er sein Werk vom freyen Willen, (de libero arbitrio, p. 421. sq.) wovon er das erste Buch noch zu Rom, die beiden andern aber erst um das Jahr 395. in Africa endigte. Seine Absicht war, wie er selbst an einem andern Orte schreibt, den Ursprung des Bösen darinne dergestalt zu untersuchen, daß er dasjenige, was er hierüber dem göttlichen Worte glaubte, auch durch Vernunftschlüsse begreiflich zu machen suchte. Er bewies gegen die Manichäer, daß das Böse allerdings vom freyen Willen herrühre; nicht aber von einem unveränderlichen und Gott gleich ewigen bösen Wesen. (Retractat. L. I. c. 9.) Das Werk ist größtentheils in ein Gespräch zwischen dem Augustinus und Evodius

dius

dius eingekleidet. Im ersten Buche zeigt der Verfasser anfänglich, was Böses thun heiße; sodann, daß alle böse Handlungen aus freyer Entschließung des Menschen herkommen, weil sie niemand zwingen, den unordentlichen Begierden, aus welchen die Laster entspringen, zu gehorchen. Evodius wendet im Anfange des zweyten Buchs dawider ein, warum denn Gott dem Menschen den freyen Willen geschenkt habe, da er doch ohne denselben nicht sündigen könnte? Deswegen, antwortete Augustinus, weil der Mensch ohne denselben auch nichts Gutes thun könnte. Allein, fährt jener fort, wenn uns der freye Wille zum Guten gegeben worden ist: so sollte er sich doch auch nicht zum Bösen mißbrauchen lassen! Hier, versetzt sein Gegner, kommt alles darauf an, daß man überzeugt sey, Gott habe uns den freyen Willen ertheilt: denn ist erst dieses ausgemacht, so darf man es nicht wagen, zu bestimmen, wie derselbe beschaffen seyn sollte. Daher führt Augustinus zuerst den Beweis vom Daseyn Gottes folgendergestalt, daß er zeigt, der innere Sinn des Menschen sey vortrefflicher als seine äußern Sinnen; weit über alles bey ihm erhebe sich die Vernunft: und wenn es etwas noch Herrlicheres als diese gebe, so müsse dasselbe ewig und unveränderlich seyn; man müsse es Gott nennen. Dieses sey aber einleuchtend, wenn man bedenke, daß es Eine unveränderliche Wahrheit und Weisheit gebe, die niemanden eigen, allen Verständigen gemein, und erhabner als der Verstand sey. Augustinus schließt weiter: Wenn das Daseyn Gottes erwiesen ist: so muß auch alles Gute von ihm herkommen; folglich muß auch der freye Wille unter das Gute gehören. Freylich kann man ihn nicht zur ersten Classe der großen Güter, worinne die Tugenden stehen, rechnen; sondern nur zur mittlern, welche die Seelenkräfte ausmachen, die man gut und auch übel gebrauchen kann. Der Wille, welcher ein solches mittleres

J. n.
E. G.
363
bis
430.

J. n. Gut ist, kann den Menschen glücklich und unglücklich
 L. G. machen. Allein die Bewegung, welche ihn von dem
 363 bis 430. unveränderlichen Gute zu dem veränderlichen abwen-
 det, ist gewiß nicht von Gott; denn sie ist böse, und
 verursacht die eigentliche Sünde. Woher entsteht
 denn aber diese Bewegung? mit dieser Frage wird das
 Dritte Buch angefangen. Sie ist nicht natürlich
 und nothwendig: denn sonst könnte sie keine Schuld
 nach sich ziehen; vielmehr ist sie ganz frey. Zwar
 muß sich alles so zutragen, wie es Gott vorher gese-
 hen hat; allein dieses hebt die Freyheit der menschli-
 chen Handlungen nicht auf; Gott sieht nur den Wil-
 len voraus, und straft daher die Sünden sehr ge-
 recht. Man hüte sich also auch zu sagen, es wäre
 besser, wenn die Menschen unfähig zur Sünde ge-
 schaffen worden wären, wie die Engel und Seeligen.
 Unsere Begriffe vom Bessern waren keine Vorschrift
 für den Schöpfer. Er muß vielmehr deswegen ge-
 lobt werden, daß er Seelen, welche sündigen und in
 Sünden beharren können, geschaffen hat, weil sie
 doch besser sind, als diejenigen, welche nothwendig
 sündigen müssen. Auch wird niemand im Ernste be-
 haupten, wenn er es gleich sagt, daß er lieber nicht
 seyn, als unglücklich seyn wolle. Gleichergestalt ist
 es ein unrichtiges Urtheil, daß es Gott leicht gefallen
 seyn würde, alles so zu ordnen, daß kein Geschöpf
 elend werden könnte: denn die Unvollkommenheiten
 einzelner Geschöpfe tragen viel zur Vollkommenheit des
 Ganzen bey. Da Gott nicht Urheber der Sünde ist:
 so wird seine Gerechtigkeit durch Bestrafung derselben
 desto mehr verherrlicht. Der Mensch ließ sich vom
 Teufel verführen, und wurde also mit Recht demsel-
 ben unterworfen; aber weil er weniger als jener ge-
 sündigt hatte, so wurde er auch wieder von der Herr-
 schaft desselben befreyet. Selbst wenn alle Engel
 sündigten, würde doch die göttliche Regierung unge-
 stört glücklich fortgehen. Unsere unvermeidliche oder
 aus

aus Unwissenheit entsprungene Sünden kommen alle von der Sünde des ersten Menschen her. Ja, sagt man häufig, wenn Adam und Eva gesündigt haben, was haben wir Arme gethan, daß wir so unwissend, und mit so viel Schwierigkeiten umgeben, auf die Welt kommen? Diese Klage würde gerecht seyn, wenn Gott den Menschen nicht so viele Anleitungen gäbe, deren sich auch nicht wenige glücklich bedienen, um beides zu überwinden. Es war nicht der Billigkeit gemäß, daß Adam bessere Menschen zeugte, als er selbst war; wohl aber können diese die natürliche Verfassung, in der sie gebohren werden, weit übertreffen. Diese Fortpflanzung der Sünde vom Adam auf seine Nachkommen, bleibt auch in Ansehung unserer Seele begreiflich und gerecht, man mag über die Art, wie sie in den Leib kömmt, eine von den vier bekannten Meinungen annehmen, welche man will. Denn ist nur Eine Seele geschaffen worden, aus welcher alle übrigen bey den Neugebohrnen herkommen: wer kann sagen, daß er nicht gesündigt habe, da doch der erste gesündigt hat? Entstehen sie aber einzeln bey jedem Gebohrnen: so ist es wiederum der guten Ordnung sehr gemäß, daß das üble Betragen des erstern die Natur des folgenden; und das gute Betragen des folgenden die Natur des-erstern sey. Was ist darinne unwürdiges, wenn der Schöpfer auch hieran hat zeigen wollen, die Seele sey den körperlichen Geschöpfen so weit überlegen, daß der Ursprung des einen gerade mit derjenigen Stufe anfängt, bey welcher das andere untergieng? Oder die Seelen befinden sich zuerst an einem geheimen Orte bey Gott, und werden von ihm, so wie die Menschen nach und nach zur Welt kommen, in ihre Leiber abgeschickt, um dieselben zu beleben und zu regieren. In diesem Falle müssen sie das vorhergehende Leben vergessen, die Beschwerlichkeiten des gegenwärtigen übernehmen, und

n.
E. G.
363
bis
430.

J. n. insonderheit die starken Hinderniße, welche ihnen die
 E. G. Folgen des sterblichen Körpers verursachen, überwin-
 363 den; wozu sie auch von Gott die nöthigen Kräfte er-
 bis halten. Sollten aber die Seelen freywillig den
 430. ihnen bestimmten Körper beziehen: so kann das-
 jenige, was aus ihrer Entschließung fließt, nicht dem
 Schöpfer zur Last gelegt werden; und sie müssen sich
 desto mehr anstrengen, mit göttlicher Hülfe den Sieg
 zu erfechten. Von diesen vier Meinungen, sagt Au-
 gustinus, kann ich keine schlechtweg behaupten: ent-
 weder weil sie noch nicht hinlänglich von den Ausle-
 gern der heiligen Schrift erörtert worden sind; oder
 weil dergleichen Untersuchungen, wenn sie schon vor-
 handen sind, mir noch fehlen. Unterdeßen muß man
 nur Glauben haben, um von dem Wesen des Schö-
 pfers nicht unwürdig zu denken. Ungeübte machen
 zwar auch den Einwurf: warum werden Kinder
 geböhren, die bald darauf wieder sterben? und
 wie wird ein solcher Mensch im Weltgerichte angese-
 hen werden, der weder etwas Gutes noch etwas Bö-
 ses verrichtet hat? Darauf aber kann man antwor-
 ten: Für den zusammenhängenden Umfang der gan-
 zen Schöpfung kann eben so wenig ein Mensch über-
 flüssig geschaffen werden, als das Blat eines Baums;
 man darf aber auch nicht befürchten, daß es ein Mit-
 telleben zwischen guten Handlungen und Sünden ge-
 ben möchte, so daß auch das Urtheil des Richters
 zwischen Belohnung und Strafe kein Mittel treffen
 könnte. Man pflegt auch wohl zu fragen, was
 denn die Taufe den Kindern nütze, da sie doch
 meistentheils bald nach derselben sterben, ohne
 dadurch einige Einsichten erlangt zu haben? Hier ist
 der fromme Glaube ganz richtig, daß ihnen der
 Glaube ihrer Pathen zu Statten komme. Noch
 mehr klagt man darüber, daß kleine Kinder, die ih-
 res Alters wegen noch keine Sünden haben begehen
 können, wenn ihre Seelen nicht eher als mit ihren
 Kör-

Körpern entstanden sind, so viele Schmerzen leiden müssen. Aber dadurch würkt Gott manches Gute bey ihren Eltern; und wer weiß was für Belohnungen er den Kindern dafür aufbewahrt!

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Aus diesem Hauptinhalte einer den Manichäern entgegengesetzten Schrift, die sehr gedäht, und noch mit andern spitzfindigen Fragen angefüllt ist, sieht man leicht, daß Augustinus zugleich manches erörtert habe, daß bey den nachmaligen pelagianischen Streitigkeiten wichtig genug war. Wirklich hielt er es auch in seinen letzten Jahren für nöthig, (Retract. Libr. I. c. 9.) sich gegen die Meinung zu verwahren, als wenn er in diesem Buche Pelagianisch vom freyen Willen geschrieben hätte, indem er vielmehr sich darinne den Irrthümern dieser damals noch nicht vorhandenen Parthen nachdrücklich widersetzt habe.

In Africa setzte er um das Jahr 389. ein anderes Werk wider die Manichäer auf. (de Genesi contra Manichaeos, Libri II. Opp. T. I. p. 479. sq. ed. Antverp.) Er war erinnert worden, daß seine vorhergehenden Schriften gegen dieselben, von Ungelehrten fast gar nicht verstanden würden; man bat ihn also, für diese faßlicher sich auszudrücken. Weil nun die gedachten Irrgläubigen das ganze alte Testament verwarfen, und die Schwächern unter den Katholischen durch ihren Tadel in Verlegenheit setzten: so suchte er hier den Anfang der mosaischen Schriften zu retten. Im ersten Buche geht er die Schöpfungsgeschichte in dieser Absicht durch; im zweyten aber die folgenden Erzählungen bis zur Verstoßung der Menschen aus dem Paradiese. Die Manichäer fragten gleich bey den ersten Worten des Geschichtschreibers, in was für einem Anfange Gott alles geschaffen habe? wenn dieses auf eine gewisse Zeit gehe, was er denn vorher gethan habe? und warum

S. n. warum es ihm auf einmal gefallen habe, dasjenige
 E. S. zu thun, was er vorher niemals seit ewigen Zeiten
 363 gethan hatte? Darauf giebt Augustinus die Ant-
 430 wort, Anfang gehe hier nicht auf die Zeit; sondern
 auf Christum, der als das Wort beym Vater war,
 durch welchen und in welchem alles gemacht worden
 sey. Christus selbst hat den Juden auf die Frage,
 wer er sey? geantwortet: der Anfang, weil ich
 auch mit euch rede. Joh. E. VIII. v. 25. Sollten wir
 aber auch glauben, daß Gott Himmel und Erde im
 Anfange der Zeit geschaffen habe: so müssen wir es so
 verstehen, daß vor dem Anfange der Zeit, keine Zeit
 gewesen sey, weil doch Gott die Zeit selbst gemacht
 hat. — Wenn die Manichäer weiter darüber spot-
 teten, daß Gott sich anfänglich in der Finsterniß be-
 funden haben müsse, welche auf dem Abgrund lag:
 so wirft ihnen der Verfasser selbst Finsterniß der Un-
 wissenheit vor, weil sie nicht verstünden; in was für
 einem Lichte Gott wohne; nemlich in demjenigen,
 aus welchem das Licht kam, das nach dem Johan-
 nes alle Menschen in der Welt erleuchtete. — Auf einen
 andern ihrer Einwürfe, wie denn die drey ersten Tage der
 Schöpfung ohne die erst am vierten Tage erschaffene
 Sonne haben seyn können? ist er zwar geneigt zu ant-
 worten, jene Tage würden nur nach dem Zeitraum berech-
 net, den die Sonne in ihrem Lauf von Morgen gegen
 Abend durchgehe; allein wegen der Worte: es wurde
 Abend und Morgen, erklärt er die Sache lieber so,
 Abend zeige ein vollendetes, und Morgen ein angefan-
 genes Werk an. — Ueber nichts machten sich die Mani-
 chäer in der Schöpfungsgeschichte so lustig, als daß
 der Mensch nach Gottes Bilde geschaffen seyn
 sollte; sie fragten: ob denn Gott eine Nase, Zähne,
 und dergleichen Theile mehr von einem Menschen
 habe? Ein unglücklicher Einfall überhaupt, sagt
 Augustinus: denn indem sie das alte Testament da-
 durch verdächtig machen wollen, erinnern sie sich
 nicht,

nicht, daß auch im Neuen, welches sie doch annehmen, menschliche Glieder, als Zeichen geistlicher Kräfte, Gott bengelegt werden. Allein, fährt er fort, sie müssen wissen, daß nach dem Katholischen Lehrbegriff die geistlichen Gläubigen nichts von einer menschlichen Gestalt bey Gott annehmen, und wenn es heißt, der Mensch sey nach dem göttlichen Ebenbilde erschaffen, dieses nach dem innern Menschen gesagt werde, wo Vernunft und Verstand ist. Daher besteht dieses Ebenbild in unsrer Herrschaft über die Thiere: und selbst unser Körper ist so gebauet, daß er anzeigt, wir sind besser als sie, und also Gott ähnlich. Daß der Mensch bisweilen von wilden Thieren getödtet wird, ist kein Einwurf wider jene Herrschaft, wie die Manichäer glauben: erstlich, weil sich nach dem Fall der Menschen, ihre erste Vollkommenheit verloren hat; und sodann, weil doch der Mensch von keinem Thiere bezwungen werden kann, da er sie beinahe alle überwältigt. Man braucht auch nicht bloß zu sagen, daß der Mensch durch seine Vernunft über alle Thiere herrsche; man kann dieses eben sowohl geistlich verstehen, daß wir alle Gemüthsbewegungen, durch die wir nemlich den Thieren etwas ähnlich sind, durch Mäßigkeit und Bescheidenheit unter unsere Gewalt bringen. — Ebenso bedeutet nach seiner Meinung die Ruhe Gottes von der Schöpfung, diejenige Ruhe, welche uns Gott schenken will, wenn wir gute Werke verrichten. Unter den sieben Tagen aber der Schöpfung und der Ruhe, werden die sieben Zeitalter abgebildet, durch welche das menschliche Geschlecht nach und nach von seiner Erschaffung zur ewigen Ruhe übergeht. — Beym zweyten Hauptstücke schreitet Augustinus auf eben diesem Wege fort. „Wenn die Manichäer, schreibt er, den geheimen Verstand nicht tadeln, sondern ehrerbietig aufsuchen wollten: so würde er ihnen auf ihr Bitten mitgetheilt werden. Denn die frommen

J. n.
C. G.
363
bis
430.

J. n. men Forscher werfen hier mehr Fragen auf, als
 E. G. diese Elenden; aber nicht wie diese, um dasjenige
 363 nicht zu finden, was sie suchen. Diese ganze Erzäh-
 bis lung muß also zuerst nach der Geschichte, darauf nach
 430. der Weissagung erklärt werden. Wer alles, was hier
 vorkommt, nicht anders als nach dem Buchstaben neh-
 men wollte, und könnte nicht allein Gotteslästerun-
 gen vermeiden, sondern auch alles dem Katholischen
 Glauben gemäß auslegen: den müßte man nicht be-
 neiden; wohl aber seine vorzüglichen Einsichten lo-
 ben. Allein es giebt hier keinen andern Ausgang,
 um das Geschriebene fromm und Gottes würdig zu
 verstehen, als zu glauben, daß es figürlich und räth-
 selhaft vorgetragen sey; wie auch die Apostel so viele
 Stellen des alten Testaments erklärt haben.“ Die-
 sem zu Folge bedeutet das Paradies die menschliche
 Glückseligkeit, die Schlange den Teufel, Eva die
 sinnlichen Begierden, Adam die Vernunft: und
 wenn diese mit jenen sich vereinigt, um den Reizun-
 gen des erstern zu folgen, so entsteht noch immer bey
 uns die Sünde. Daß die Schlange, so lange sie
 lebt, Erde essen soll, heißt entweder so viel, der
 Teufel soll, so lange er seine Gewalt behält, bis zu
 seiner letzten Strafe, über diejenigen herrschen, welche
 er durch irdische Begierden betrogen hat; oder es
 liegt darunter die dritte Art von Versuchung, die
 Neubegierde, verborgen: denn wer Erde ißt, dringt
 in das Tiefe und Finstere hinein. In der Folge fin-
 det der Verfasser an der Schlange ein Bild der
 Ketzer, und besonders der Manichäer. Zuletzt aber
 stellt er die vornehmsten Lehrsätze derselben von Gott,
 mit der Katholischen ihren zusammen. Sie, sagt
 er, setzen die Natur Gottes im Elende; wir aber be-
 haupten dieses bloß von derjenigen Natur, die Gott
 aus Nichts erschaffen hat, und die auch nicht noth-
 wendig, sondern aus freiem Willen elend geworden
 ist. Eben so widersprechen wir ihnen, wenn sie leh-
 ren,

ren, daß die Natur Gottes von Gott selbst zur Be-
 reuung der Sünden gezwungen werde; daß sie von
 Gott selbst Verzeihung erhalte, und nothwendig ver-
 änderlich sey; daß ihr fremde Sünden schaden; daß
 Gott genöthigt sey, einen Theil seiner Natur der Na-
 tur des Bösen zur Marter zu überlassen.

J. n.
 C. G.
 363
 bis
 430.

So glaubte Augustinus die Erzählungen Mo-
 sis gegen die Vorwürfe der Manichäer gerettet zu
 haben. Doch in der Folge gestand er, (de Genesi ad
 litteram, Libr. VIII. c. 2. p. 171. T. III. Opp. ed.
 Antverp.) daß er hierbey zu sehr geeilt, and, weil er
 nicht gleich den Wortverstand überall ausforschen
 konnte, dieses für schwer und beinahe unmöglich ge-
 halten, mithin nur die figürlichen Deutungen so kurz
 und deutlich angegeben habe, als es den Lesern ange-
 nehm zu seyn schien. Er hätte hinzusetzen sollen, daß
 er dadurch seine Hauptabsicht desto mehr verfehlt habe,
 weil die Einwürfe der Manichäer eigentlich nicht
 die allegorischen Erklärungen trafen, deren sich un-
 zählige aussinnen lassen. Eine Stelle des Werks,
 worinne er geschrieben hatte, (L. I. c. 3.) alle Men-
 schen könnten sich, wenn sie wollten, von der
 Liebe sichtbarer Dinge zur Erfüllung der göttli-
 chen Gebote wenden, verbesserte er nachmals auch,
 damit sie die Pelagianer nicht gegen ihn gebrauchen
 möchten, durch den Zusatz: nachdem ihr Wille
 von dem Herrn vorbereitet, und mit dem Ge-
 schenke der Liebe bereichert worden ist. (Re-
 tract. L. I. c. 10.)

Ein anderes seiner Bücher, von der wahren
 Religion, (T. I. Opp. p. 557. sq. ed. cit.) das er
 um das Jahr 390. ausfertigte, beweiset ausführlich,
 daß man Einen wahren, und zugleich dreyeinigen
 Gott verehren müsse, und wie groß die Barmherzig-
 keit Gottes sey, nach welcher den Menschen die christ-
 liche

3. n.
 E. G.
 363
 bis
 430.

 liche Religion, als eine Vorschrift zu dieser Verehrung, ertheilt worden ist. Insonderheit aber ist dieses Buch gegen die zwo Naturen der Manichäer, das heißt, gegen ihre Meinungen von dem Ursprunge und der Natur des Bösen, gerichtet. Weder bey den Heyden, schreibt Augustinus, wo die Philosophen selbst die herrschende Religion für falsch hielten, und nur an sinnlichen Dingen hiengen, auch unter sich selbst uneins waren, und anders lebten, als sie dachten; noch bey den Juden, welche bloß irdische Belohnungen von Gott hoffen, noch bey andern Religionspartheyen, nur in der Katholischen Kirche, ist die wahre Religion. Den Hauptinhalt derselben macht die Geschichte und Weißagung von demjenigen aus, was die göttliche Vorsehung in der Zeit zur ewigen Glückseligkeit der Menschen thut. Indem er unter andern weitschweifigen Erörterungen, auch vom Ursprunge der Sünde handelt, sagt er, sie sey so sehr freywillig, daß sie ohne diese Eigenschaft gar nicht Sünde heißen könne. Diese Behauptung kam ihm in seinem spätern Leben zweydeutig vor. Er setzte also hinzu, (Retract. L. I. c. 13.) man müsse hier die Sünde denken, wiefern sie nur Sünde ist; nicht wiefern sie auch Strafe der Sünde ist; wiewohl selbst diejenigen Sünden, welche nicht freywillige genannt würden, weil sie in der Unwissenheit oder gezwungen begangen werden; nicht ganz ohne Willen begangen werden könnten; denn wer unwissend sündige, thue es doch mit Willen, weil er es für keine Sünde halte; und wer vom Fleisch überwältigt sündige, willige doch auch darein. Man kann sogar, meint er, auch die Erbsünde in den Kindern, wenn sie noch keinen freyen Willen haben, nicht ungeschickt freywillig nennen, weil sie ihnen durch den ersten bösen Willen des Menschen zugezogen, und gleichsam erblich worden ist. — In dem Buche selbst bemerkte er ferner, daß Gott auf eine zwey-

zweifache Art für das Heil der Menschen gesorgt habe: durch das Ansehen seines Zeugnisses, dem man glauben müsse, und durch die Vernunft, zu deren Gebrauch jenes vorbereitet. Das übrige besteht aus einer Menge sittlicher Lehren und Warnungen nach den Vorschriften des Christenthums. Selbst die Sendung und das Leben des Sohnes Gottes auf der Welt, wird nur von der moralischen Seite betrachtet. (cap. 16.) Indem er den ganzen Menschen annahm, heißt es, zeigte er den Fleischlichgesinnten, was für eine erhabene Stelle die menschliche Natur unter den Geschöpfen einnehme. Durch Wunder erwarb er dem Gotte Beifall, der er selbst war; durch Leiden dem Menschen, den er trug. Die Wollüstigen scheuten sich vor Schmerzen und Todt; er ließ sich geißeln, kreuzigen und umbringen. Seine Auferstehung zeigte genugsam, daß nichts von der menschlichen Natur umkomme, sondern alles von Gott erhalten werde.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Weil aber die Manichäer auch deswegen über die Katholischen zu spotten gewohnt waren, daß diese den Menschen nur immer zu glauben beföhlen, und keineswegs sie durch Gründe von der Wahrheit zu überzeugen suchten: so schrieb Augustinus an seinen Freund Honoratus, der sich auch von jenen Irrlehrern hatte verführen lassen, gegen das Jahr 391. als er nicht lange Presbyter zu Hippo geworden war, ein Buch von der Nutzbarkeit zu glauben. (Liber de utilitate credendi, T. VIII. p. 31. sq. ed. Antverp.) Er unterscheidet darinne zuerst den Ketzer von demjenigen, der den Ketzern glaubt; ist aber bey dem Begriff des erstern äußerst ungerecht. Jener soll ein Mann seyn, der um eines zeitlichen Vortheils, hauptsächlich um des Ruhms und der Herrschaft willen, falsche und neue Meinungen erzeugt, oder annimmt. Dieser wird durch Einbildung von Wahrheit und Frömmigkeit

J. n. hintergangen: und Augustinus gesteht, daß er eben
 E. G. sowohl in diese Classe ehemals gehört habe, als jetzt
 363 sein Freund. Die Manichäer, fährt er fort,
 bis greiffen hauptsächlich das alte Testament an; sie set-
 430. zen die Ungeübten, welche nicht wissen, wie man das-
 selbe erklären und vertheidigen müsse, in Verlegen-
 heit. Es giebt aber eine vierfache Art, diesen Theil
 der Bibel auszulegen: nach der Historie, was ge-
 schrieben oder geschehen sey; nach der Aetiologie,
 warum etwas geschehen oder gesagt sey; nach der
 Analogie, daß sich das alte und neue Testament nicht
 widersprechen, und nach der Allegorie, daß man etwas
 figürlich verstehen müsse. Er entschuldigt sich, daß er
 griechische Ausdrücke gebrauchen müsse, weil keine la-
 teinische vorhanden wären; sucht zu zeigen, daß
 Christus und die Apostel sich schon dieser Erklä-
 rungsmethoden bedient haben; warnet vor verschie-
 denen Abwegen beim Lesen von Schriftstellern, und
 erinnert darauf, daß man zum Lesen des alten Testa-
 ments nicht mit Vorurtheilen gegen dasselbe kommen,
 oder es sich von Feinden desselben auslegen lassen
 müsse. Die Achtung und Geneigtheit zu glauben,
 mit der man es, wie jedes Buch, von dem man sich
 belehren lassen will, lesen muß, schließt die Untersu-
 chung nicht aus, welche auch in der Katholischen
 Kirche keine Hindernisse findet. Allein die wahre Re-
 ligion kann ohne Glauben, mit welchem die von
 Gott vorgeschriebenen Lehren angenommen werden,
 nicht bestehen. Sehr wenige sind im Stande, Gott
 durch die Vernunft richtig zu erkennen; für die aller-
 meisten ist der Glaube das sicherste, ohne daß sie leicht-
 gläubig gegen jede Meinung seyn dürften. Muß
 man doch täglich vieles glauben, um die Pflichten der
 Gesellschaft zu erfüllen! In Religionsangelegenhei-
 ten aber ist es desto dienlicher, den Weisen zu gehor-
 chen, da es den meisten Menschen an Weisheit fehlt;
 und diese suchen nicht einmal einen Weisen, wenn sie
 nicht

nicht glauben, daß er es sey. Man bekümmert sich selbst um die Religion nicht, wenn man nicht glaubt, daß sie vorhanden sey. Die Ketzer gestehen sogar, daß man Christo glauben müsse; Er hat den Glauben vorzüglich gefördert: und dieser stützt sich auf das göttliche Ansehen, welches theils durch Wunder, theils durch die Menge der würdigsten Anhänger des Christenthums, zum Glauben reizt. — Man wird wohl nicht leugnen können, daß Augustinus hier einige Blößen gegeben, und überhaupt zu wenig erklärt habe, wie Glaube und Untersuchung bey der christlichen Religion mit einander vereinigt werden müssen.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Darauf folgte sogleich, auch um das Jahr 391, sein Buch von zwey Seelen, worinne er die Meinung der Manichäer widerlegt, daß es zweyerley Seelen gebe: eine Art, welche von Gott, die andere, welche von dem Volke der Finsterniß herkomme, jene gut, diese böse, und beyde in dem Menschen beisammen. (T. VIII. Opp. p. 55. sq. ed. Antverp.) Er setzt ihnen erstlich den Grund entgegen, daß jede Seele, da sie eine Art von Leben und ein verständiges Ding, mithin vortrefflicher als das sichtbare Licht sey, welches doch die Manichäer von Gott herleiten, eines gleichen Ursprungs seyn müsse. Selbst die Seele einer Mücke, sogar lasterhafte Seelen, wären als Seelen, nicht als Laster, oder mangelhaft, betrachtet, dem Lichte vorzuziehen. Er antwortet zugleich auf die biblischen Stellen, aus welchen jene Parthen beweisen wollte, daß die bösen Menschen unmöglich von Gott geschaffen seyn könnten. Zweytens bestreitet er die manichäische Meinung aus dem Begriffe von Sünde und Willen. Sünde, sagt er, kann nur im Willen seyn. Der Wille ist eine Bewegung des Gemüths, ohne von jemanden gezwungen zu werden, etwas nicht zu verlieren, oder sich etwas zu verschaffen. Die Sünde aber ist der

3. n. Wille, etwas zu behalten, oder zu erwerben, was
 C. G. die Gerechtigkeit verbietet, und dessen uns zu enthal-
 363
 618
 430. ten, was in unsrer Freyheit steht. Nun behaupten
 die Manichäer, die beyden jetzt im Menschen ver-
 mischten Arten von Seelen wären ehemals abgeson-
 dert gewesen. Hier frage ich sie, ob die böse Art vor
 ihrer Vermischung mit der guten, einen Willen ge-
 habt habe? Hatte sie keinen: so war sie ohne Sünde
 und unschuldig, mithin gar nichts Böses. Sollte sie
 aber deswegen böse heißen, weil sie zwar mit keinem
 Willen begabt, aber doch fähig wäre, das Gute,
 durch Berührung desselben, gleich dem Feuer, zu
 verletzen und zu verderben: wie schändlich wäre es zu
 sagen, daß die Natur des Bösen so viel zur Verän-
 derung irgend eines Theils von Gott vermöge? oder
 zu glauben, daß jenes höchste Gut verderblich und
 verletzbar sey? War hingegen in der bösen Art ein
 Wille: so war es gewiß jene freywillige Bewegung
 des Gemüths, um etwas zu verlieren, oder zu erwer-
 ben. Aber dieses Etwas war entweder ein Gutes,
 oder wurde dafür gehalten: sonst könnte man nicht
 darnach streben. Gleichwohl gab es in dem höchsten
 Bösen vor jener Vermischung gar nichts Gutes: wo
 wäre also die Kenntniß oder Meinung vom Guten
 darinne hergekommen? — Nach andern solchen Fol-
 gerungen, beweiset Augustinus auch aus der gerech-
 ten Verdammung der bösen Seelen, daß sie nicht von
 Natur, sondern durch ihren Willen, böse geworden
 sind; welches er noch durch die von den Manichäern
 selbst zugegebene Nutzbarkeit der Reue über die Sün-
 den, bestätigt. — Unter den Stellen dieses Buchs,
 welche er nach vielen Jahren genauer erklärte oder
 besserte, war auch diese, daß die Sünde bloß im
 Willen zu suchen sey, als welchen Satz die Pela-
 gianer für ihre Meinung gebrauchen konnten, daß
 die kleinen Kinder keine Sünde hätten, weil ihnen
 dieselbe in der Taufe, wegen des Mangels an freyem
 Willen,

Willen, erlassen worden wäre. Es ist aber doch wenigstens, antwortet er ziemlich unglücklich, diejenige Sünde, deren Schuld und Strafe vom Adam auf sie gefallen ist, mit Willen begangen worden. (Retractat. Libr. I. cap. 15.)

J. n.
E. 3.
363
bis
430.

Eine Unterredung, die er öffentlich zu Hippo, im Jahr 392. mit dem manichäischen Aeltesten Fortunatus hielt, der viele daselbst zu seiner Parthen gebracht hatte, wurde nachgeschrieben; ist jedoch nicht so erheblich, als man erwarten sollte. (Acta seu Disputatio contra Fortunatum Manich. pag. 68. sq. loc. cit.) Sie stritten über die Frage vom Ursprunge des Bösen, den Augustinus im freyen Willen; sein Gegner aber in einer mit Gott gleich ewigen Natur des Bösen setzte. Fortunatus drang darauf, das Böse könne nicht von Gott herkommen, berief sich auf Schriftstellen, an statt daß die Anwesenden forderten, er sollte Gründe beibringen, weil er nicht alles in der heiligen Schrift befindliche annahm; antwortete schlecht auf den Einwurf des Augustinus, wie dem Menschen das Böse zugerechnet werden könne, wenn er nicht freywillig darauf gerathen wäre? und gestand endlich, daß er nichts weiter wider die Lehre der Katholischen zu sagen habe. Er versprach, daß er sich darüber mit den Lehrern seiner Parthen besprechen, und, wenn sie ihn nicht überzeugten, zu einer neuen Unterredung kommen wolle; zog aber von Hippo weg, ohne wieder zu erscheinen. Dieses meldet Augustinus, (Retract. L. I. c. 15.) und man muß außerdem voraussetzen, daß das Gespräch getreulich nachgeschrieben worden sey.

Zwen Jahre darauf fielen dem Augustinus einige Streitschriften in die Hände, welche Adimantus, einer der vornehmsten Schüler des Manes, der seine Parthen in den Morgenländern glücklich

J. n. 363
E. G. bis 430. ausbreitete, und den der berühmte Manichäer Saustus allein nach ihrem Stifter verehrt wissen wollte, (Augustin. contra Faustum, L. I. c. 2.) aufgesetzt hatte, um zu beweisen, daß sich zwischen dem Alten und Neuen Testamente sehr häufige Widersprüche fänden. Augustinus setzte ihm ein besonderes Buch entgegen, (contra Adimantum, p. 81. sq. T. VIII. Opp.) darinne er die Worte desselben anführte, und seine Einwürfe beantwortete. So ausführlich dieses Buch gerathen ist; so wenig verdient es einen eigentlichen Auszug. Die allermeisten vom Adimantus angegebenen Widersprüche waren sehr leicht aufzulösen, wie wenn Gott den Israeliten befahl, die heidnischen Völker auszurotten; Christus hingegen die Liebe gegen Feinde einschärfte; oder wenn den Israeliten irdischer Segen von Gütern aller Art versprochen; vom Erlöser aber gesagt wird, man müsse alles verlassen, und ihm nachfolgen, weil die ganze Welt demjenigen nichts helfen könne, der an seiner Seele Schaden nähme; und dergleichen mehr. Hin und wieder sind die Antworten des Augustinus ganz treffend; aber es geht ihm auch hier nicht selten, wie man es oben (S. 270.) bey seiner Vertheidigung des ersten Buchs Moses wider die Manichäer gesehen hat: da er zu wenig geübter Ausleger der heiligen Schrift war, so behilft er sich bisweilen mit spitzfindigen und gezwungenen Erklärungen. Adimantus hält es, zum Beispiel, für widersprechend, daß Salomo die Menschen ermahnt, der Ameise nachzuahmen, und gleich ihr, im Sommer für die Nahrung des Winters zu sorgen; Christus aber seine Zuhörer warnet, sie möchten nicht für den künftigen Tag sorgen. Nun wirft ihm Augustinus vor, er wisse nicht, daß die erstere Stelle geistlich verstanden werden müsse: das Bild der Ameise zeige den Christen an, der in ruhigen Umständen, (oder im Sommer) das Wort Gottes sammeln soll, damit

damit er in Trübsalen (oder im Winter,) seine geistliche Nahrung habe.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Nach der Widerlegung des Schülers, gieng Augustinus auf den Lehrer selbst los. Er schrieb im Jahr 397. eine Abhandlung gegen den Brief des Manes vom Grunde des Glaubens; (Liber contra Epistolam Manichaei, quam vocant Fundamenti, p. 109. sq. T. VIII. Opp.) bestritt aber nur die ersten Lehrsätze desselben, und setzte zu dem übrigen Inhalte des bloß nach seinem Anfange eingerückten Briefs Anmerkungen, die zu einer genauern Widerlegung dienen konnten. Auch hier ist es überflüssig, einen vollständigen Auszug mitzutheilen, weil das Lehrgebäude des Manes, das zum Theil auf diesem Briefe beruht, schon anderwärts beschrieben worden ist. (Th. IV. S. 400. fg.) und was sich gegen seine Einfälle erinnern läßt, von selbst errathen werden kann. Merkwürdig, und sogar schön, kann die Stelle gleich im Eingange heißen, wo Augustinus alles heftige Betragen gegen die Manichäer mißbilligt. „Diejenigen, sagt er, mögen wider euch wüthen, die es nicht wissen, wie mühsam die Wahrheit gefunden, und wie schwer Irrthümer vermieden werden! diejenigen mögen es thun, welche nicht wissen, wie selten und hart es sey, fleischliche Einbildungen durch die Heiterkeit eines frommen Gemüths zu überwinden! wie schwer das Auge des innern Menschen geheilt werde! wie viel Seufzer und Aechzen dazu nöthig sind, um Gott nur von einer geringen Seite zu erkennen! die niemals durch einen solchen Irrthum, als der eurige ist, betrogen worden sind!“ Da ihn dieses letztere Schicksal selbst betroffen hatte: so hält er es für seine Schuldigkeit, mit eben so vieler Duldsamkeit den Manichäern zu begegnen, als ihm, da er noch zu ihrer Parthen gehörte, von andern begegnet wurde. Mehr declamatorisch hingegen ist die

J. n. bald darauf folgende Stelle, in der er die Gründe
 C. G. sammelt, welche ihn in der rechtgläubigen Kirche er-
 363 hielt. Außer der gewissen Weisheit in göttlichen
 bis 430. Dingen, schreibt er, ist es die Uebereinstimmung so
 vieler Völker; das durch Wunderwerke angefangene,
 durch Hoffnung unterhaltene, durch Liebe vermehrte,
 durch Alter befestigte Ansehen; die Folge der Priester,
 von dem apostolischen Sitze des Petrus selbst an, bis
 auf das gegenwärtige Bisthum; endlich selbst der
 Nahme der Katholischen Kirche, welchen sie unter so
 vielen Ketzereyen so sehr allein behauptet hat, daß, ob-
 gleich alle Ketzereyen sich den Nahmen der Katholischen
 wünschen, gleichwohl keiner derselben, wenn ihn ein
 Fremder fragt, wo man sich zur Katholischen Kir-
 che versammle, sich untersteht, ihm entweder seine Kir-
 che oder sein Haus zu zeigen; — alles dieses hält mich
 im Schooße jener Kirche zurück. — Unter den Be-
 merkungen, welche Augustinus dem Manes entge-
 gen setzt, legt er auch auf diese einen Werth, daß jede
 Natur, als Natur betrachtet, gut sey, indem sie sich
 ganz ohne böse Eigenschaften, aber niemals ohne alle
 gute denken laße; und daß man, da jedes Böse eine
 Art von Verdorbenheit sey, die Verdorbenheit aber
 nicht von Natur, sondern wider die Natur sey, leicht
 einsehen könne, sie setze etwas Gutes voraus, das
 verdorben worden ist.

Doch das wichtigste von den vielen Werken, in
 welchen Augustinus mit den Manichäern kämpfte,
 dürften fast seine drey und dreyßig (zum Theil sehr
 kurzen) Bücher wider den Faustus ausmachen,
 die er, auf Verlangen einiger Katholischen, um
 das Jahr 400. zu Stande brachte. (Opp. Tom.
 VIII. p. 131. sq.) Faustus, der unter den Lehrern
 und Schriftstellern der Manichäer in diesem Zeit-
 alter so sehr hervorragt, war aus Milevis in Nu-
 midien gebürtig, und wurde Bischof bey seiner Par-
 then.

then. Augustinus befand sich damals unter derselben: und da ihm andere seine Fragen und Einwürfe nicht beantworten konnten, vertrösteten sie ihn desto mehr auf den Saustus, als auf einen Mann, der auch das Schwerste aufzulösen im Stande wäre. Nach einer fast neunjährigen Erwartung kam endlich Saustus. Augustinus fand an ihm, wie er schreibt, (Confess. L. V. c. 6. p. 80. sq. Tom. I. Opp. ed. Antverp.) einen sehr unterhaltenden Sprecher, der auch von demjenigen, was die übrigen Manichäer sagten, weit angenehmer zu schwätzen wußte. Aber so sehr ihm auch die Beredsamkeit desselben gefiel; so durfte er ihn doch nicht mit Fragen belästigen; zugleich merkte er bald, daß Saustus, außer der Sprachwissenschaft, und der durch das Lesen des Cicero, Seneca und der Dichter erlangten Fertigkeit, sich wohl auszudrücken, keine eigentliche Gelehrsamkeit besitze. Unterdeßen hatte sich doch dieser manichäische Lehrer eben durch die gedachte Gabe, durch einen natürlich guten Kopf, und ein gefälliges einschmeichelndes Betragen, Bewunderer und Anhänger genug erworben; so daß ihn Augustinus deswegen einen großen Fallstrick des Teufels nennt. (Confess. L. V. c. 3. L. XVI. in Faustum, c. 26. L. XXI. c. 10.) Er rühmte sich auch in einer von seinem Gegner aufbehaltenen Stelle, (L. V. in Faust. c. 1. sq.) daß er, nach der Vorschrift des Evangelium, Vater, Mutter, Frau, Kinder, und alles übrige verlassen, das Geld verworfen habe, eine strenge Lebensart führe, nicht für den andern Tag Sorge, und vieles um der Gerechtigkeit willen leiden müsse. Augustinus gesteht ihm zwar nicht alles dieses zu; er wirft ihm vielmehr ein bequemes und wollüstiges Leben vor, das allen Zuhörern seiner Parthen, besonders zu Rom, bekannt sey. (l. c. c. 5. 6.) Doch erzählt er gleich darauf selbst, (c. 8.) daß Saustus wenigstens eine kleine Verfolgung ausgestanden habe.

J. n.
C. G.
363
bis
439.

Die Katholischen zogen ihn und einige andere
 E. S. Manichäer vor das Gericht des Statthalters;
 363 brachten es aber durch ihre Fürbitte dahin, daß die-
 bis selben nur leicht bestraft, nur auf eine Insel verwie-
 430. sen wurden: und bald wurden sie auch aus derselben
 zurück berufen. Kaum, sagt Augustinus, kann
 man dieses eine Strafe nennen, indem die Diener
 Gottes dieses täglich freiwillig thun, daß sie sich vom
 Geräusche der Menge in die Einsamkeit zurück ziehen.

Wie schwer es dem Gegner des Saustus werde,
 ihm ganz Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, sieht
 man wohl aus diesen Stellen. Allein was Augusti-
 nus zu verstehen giebt, daß Saustus ein bloßer
 Schwärzer gewesen sey, das glaubt man ihm nicht so
 willig, wenn man dasjenige liest, was er selbst aus
 dem Buche desselben aufbehalten hat. Dieses Buch,
 in welchem der manichäische Lehrer, nach der Be-
 schreibung des Augustinus, (Retractat. L. II. c. 7.)
 das Gesetz und die Propheten, und ihren Gott, auch
 die Menschwerdung Christi, lästerte, von den
 Schriften des neuen Testaments aber behauptete, daß
 sie verfälscht worden wären, ist in der genannten Wi-
 derlegungsschrift größtentheils eingerückt worden.
 Zwo Stellen aus demselben hat man schon ander-
 wärts gelesen. (Th. IX. S. 50. und S. 187.) Un-
 ter denselben enthält die erstere einen freylich nur
 schwachen Angriff auf die Aechtheit der Schriften des
 neuen Bundes. Aber in der zweyten wird den Chri-
 sten ihre abergläubische Verehrung der Märtyrer
 mit Folgerungen vorgeworfen, die sie zwar mit dem
 Augustinus leugnen konnten; und deren sie sich doch
 schämen mußten. Es war nicht genug, sich gegen
 die Beschuldigung eines gottesdienstlichen Anrufens
 der Märtyrer eifrig zu verwahren; man hätte auch
 alle schon vorhandene Spuren dieses Aberglaubens,
 alle Gebräuche, welche zu demselben führten, vernich-
 ten

ten sollen; und Augustinus insonderheit hätte sich hüten sollen, noch mehrere Jahre nach der Ausfertigung seines Werks wider den Saustus, in einem andern, das er zur Vertheidigung des Christenthums gegen die Henden schrieb, so schlechte Märchen von wunderbaren Heilungen, die in den Kirchen der Märtyrer, oder durch ihre Reliquien gewürkt worden wären, zu erzählen, als an einem andern Orte daraus hergebracht worden sind. (Th. VII. S. 302. fgl.) Es trifft sich noch mehrmals, daß Augustinus keine recht genugthuende Antworten giebt; aber in vielen Stellen wurde ihm solches desto leichter; er sagt daher auch viel Gutes, aber fast immer in einer Mischung von seichten Gedanken, und ziemlich weitschweifig.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Saustus macht zuerst Einwendungen gegen das neue Testament. Er will zwar die evangelische Geschichte annehmen; aber nicht das Geschlechtsregister in derselben, weil sie dort selbst offenbar vom Evangelium unterschieden werde. Weil auch Matthäus und Lucas einander darinne widersprächen, ohne daß man entscheiden könne, welcher von beiden Recht habe: so wendet er sich zu den beiden übrigen Evangelisten. Ihr Anfang gefällt ihm, weil weder David, noch Maria und Joseph bey ihnen vorkommen, und Marcus scheint sogar, indem er Jesum Christum den Sohn Gottes nennt, es dem Matthäus vorzuwerfen, daß er denselben den Sohn Davids nennt; es müßte denn jeder von einem andern Jesus reden. Augustinus antwortet unter andern auf die Schwierigkeiten des zweyfachen Geschlechtsregisters Jesu, alles komme dabey auf den doppelten Vater an, der dem Joseph gegeben werde: und dieses lasse sich leicht durch die Annnehmung des einen an Kindes Statt erklären; es fänden sich aber bey diesem Geschlechtsregister noch andere Fragen, (wie zum

Beis

J. n. Beispiel, warum der Zeugungen beym Lucas sieben
 E. G. und siebzig, oder so viele sind, als die Zahl der Ver-
 363 gebung, die wir unserm Bruder schuldig sind, be-
 bis trägt,) welche bloß von den Rechtgläubigen aufgelö-
 430. set werden könnten. — Im vierten Buche liest
 man die Ursachen, warum Saustus das alte Testa-
 ment nicht annehmen könne. Erstlich werde er durch
 daßelbe enterbt, indem es das Land Canaan lediglich
 den verschnittenen, opfernden, und andere Cerimo-
 nien, die den Christen nicht gefallen, beobachtenden
 Israeliten verspreche. Zwentens sey diese Erbschaft
 selbst so elend, und bloß körperlich, von allen Vor-
 theilen der Seele entfernt, daß er sie, nach der see-
 ligen Verheißung des Himmelreichs und ewigen Le-
 bens im neuen Testamente, verwerfen würde, wenn
 sie ihm gleich der Erblasser umsonst aufdringen wollte.
 — Saustus erklärt sich weiter im fünften Buche,
 daß er das Evangelium in Ansehung seines schwerern
 Inhalts, nemlich der Beobachtung der Gebote
 Christi, wenn gleich nicht in Absicht auf den Glau-
 ben, daß Gott ein Mensch geboren worden sey, an-
 nehme; denn dieses habe der Erlöser selbst nicht ge-
 fordert. Hingegen nehme er, wie er im sechsten
 Buche sagt, das alte Testament nicht an, weil er
 die mosaischen Vorschriften denselben eben so wenig,
 als die Katholischen, befolge. Hier ist die Ant-
 wort seines Gegners sehr lang gerathen, um zu zei-
 gen, daß jene Vorschriften, wenn sie gleich von Chris-
 ten nicht gehalten würden, doch bedeutungsvoll und
 ehrwürdig wären. — In den folgenden Büchern
 wendet Saustus gegen das Geschlechtsregister Jesu
 ein, daß er sich niemals einen Vater, oder ein Ge-
 schlecht auf Erden beigelegt habe; gegen das alte Tes-
 tament, daß ihn das neue oder freyere hindere, sich
 unter die Knechtschaft des erstern zu begeben; inglei-
 chen, daß er das Alte mit noch mehrern Rechte ver-
 werfe, als die Apostel, die doch unter demselben ge-
 bohren

bohren waren. — Wenn gleich Paulus Christum aus den Nachkommen ~~Abels~~ ^{J. n.} ~~Abels~~ ^{C. G.} gebohren werden läßt, (Röm. Cap. I. v. 3.) so meint doch Saustus, (im eilften Buche,) der Apostel habe nachmals seinen Irrthum verbessert, indem er schrieb, er kenne niemanden nach dem Fleische; (2 Corinth. C. V. v. 16.) und weiter, das Alte sey vergangen, es sey alles neu geworden in Christo. 363
bis
430.

Sehr lang beschäftigten den Augustinus im zwölften Buche die Einwürfe des Saustus gegen die Propheten des alten Testaments. Dieser behauptete nicht nur, daß er in ihren Schriften, ohngeachtet der aufmerksamsten Forschung, gar keine Zeugnisse von Christo gefunden habe; sondern auch, daß es wider die gerühmte Einfalt des christlichen Glaubens laufe, erst Zeugen, und noch dazu Juden, zu verlangen; ferner, daß, wenn ja die Christen von jenem Grundsatz abgewichen wären, sie sich doch wenigstens an dem Zeugnisse Gottes von Christo im neuen Testament begnügen möchten, zumal da sich der Erlöser nicht auf das Zeugniß der Propheten berufe; endlich, daß diese weder Klugheit noch Tugend besaßen, mithin nicht einmal der Würde der ihnen beigelegten Zeugnisse gemäß gelebt hätten. Was Augustinus auf alles dieses antworte, läßt sich von selbst errathen. Aber er schwächt das Gute, welches er beibringt, gar sehr durch die erzwungenen, oft in der That kindischen Deutungen, die er aus so vielen Geschichten des alten Testaments herauspreßt. So soll Noah, als der achte der erhaltenen Menschen, ein Vorbild der Auferstehung seyn, weil Christus am achten Tage, das heißt, am ersten nach dem siebenten des Sabbaths, auferstanden sey; das Schiff des Noah soll ein Sinnbild der Kirche Christi seyn, und das sechshundertste Lebensjahr, in welchem er dasselbe betrat, soll die Zeit der Erbauung der Kirche an-

363
bis
430. anzeigen; so wie die herausgelassene, aber aus Man-
gel einer Ruhestätte zurückkehrende Taube andeutet,
daß den Heiligen durch das neue Testament in dieser
Welt keine Ruhe versprochen worden sey. In Pre-
digten dieser Zeit, ja sogar in biblischen Auslegungs-
schriften, hatten solche Einfälle ihren, wie man
glaubte, gebührenden Platz; aber einen Mann, wie
Saustus, konnten sie doch nur zum Spotten reizen.

Hätten sogar, fährt dieser Manichäer im drey-
zehnten Buche fort, einige hebräische Propheten
den Sohn Gottes angekündigt, was geht dieses uns
an? Nur diejenigen würde der Tadel treffen, die auf
die vorgegebene Zeugnisse der Propheten, vom Ju-
denthum zum Christenthum übergegangen wären, und
jene alsdann undankbar vernachlässigt hätten. Wir
gebohrne Henden aber sind nicht erst Juden geworden,
um durch diese Propheten zum Christenthum geleitet
zu werden; bloß der Ruf von den Tugenden und der
Weisheit unsers Erlösers, zog uns zu ihm. Wenn
ich noch ein Hende wäre, und es wollte mir jemand
Christum aus den Propheten beliebt machen: so
würde ich ihn sogleich für wahnwitzig halten, daß er
einem Henden zweifelhafte Dinge durch noch zweifel-
haftere zu beweisen versuchte. Der Hende glaubt we-
der den hebräischen Propheten von Christo; noch
Christo von ihnen: er ist es seinem eigenen Glauben
schuldig, wenn er ein Christ wird. Sollte es unter-
deßen, wie man sagt, Weißagungen der Sibylle, des
Hermes, des Orpheus, und anderer heydnischen
Propheten von Christo geben: so würden sie eher
uns Henden zum Glauben behülflich seyn. — Im
vierzehnten Buche versichert Saustus, daß seine
Parthen den Moses, obgleich derselbe niemanden
verschont habe, doch hauptsächlich deswegen verab-
scheue, weil er Christum, der für unser Heil am
Kreuz gehangen hat, für verflucht erklärt. Augu-
stinus

stinus gebraucht erstlich diesen Einwurf wider die Manichäer selbst, indem nach ihrem Grundsatz, der Ausspruch Moses Christum, welcher nicht wirklich gestorben seyn soll, auch nicht treffen kann. Aber, setzt er hinzu, es war eigentlich die Sünde, und der durch sie verursachte Todt, welche am Kreuze Christi verflucht wurden. Haßte Gott nicht die Sünde und unsern Todt: so würde er nicht seinen Sohn senden, um denselben zu übernehmen und zu vernichten. Ist es also zu verwundern, wenn dasjenige Gotte verflucht ist, was Gott haßt? — Einen andern Grund giebt Saustus im funfzehnten Buche an, warum die Manichäer das alte Testament verwürfen: sie sind durch das Neue hinlänglich gesättigt; ihre Kirche, eine Braut Christi, verschmäht die Schätze geringerer Liebhaber; der Gott der Hebräer kann dasjenige nicht erfüllen, was er verspricht, und sie verlangen es nicht einmal. Die katholische Kirche hingegen, gereizt durch die von ihm verheißenen irdischen Vortheile, buhlt, wie eine geile Jungfrau, mit einem fremden Manne, gerade wider die Vorschrift des Apostels, Röm. E. VII. v. 2. fg. — Saustus erklärt sich sogar im sechszehnten Buche bereit, es anzunehmen, wenn man beweisen könnte, daß Moses von Christo geschrieben habe; es könne dieses seinem Glauben so wenig schaden, daß es ihm dabey immer noch frey stehen würde, die jüdische Religion für falsch zu erklären; so wie man einen Fisch essen könne, ohne das Meerwasser, aus dem er gezogen ist, trinken zu können. Allein Christus habe durch die Worte: Alle, die vor mir gekommen, sind Diebe und Räuber gewesen, zu allererst auf Mosen gezielt; da wo es die Unterredung mit den Juden nothwendig mit sich brachte, (Joh. E. VIII. v. 13.) habe er sich doch nicht auf Mosen berufen; und wenn er gleich gesagt haben sollte, daß Moses von ihm geschrieben habe,

so

J. n.
E. G.
363
bis
430.

S. n. so müsse man doch aus dem darauf erfolgten Still-
 E. G. schweigen der Juden schließen, daß er dieses wirklich
 363 nicht gesagt habe. Die ihm beigelegten Ausdrücke:
 bis 430. Wenn ihr dem Moses glaubtet, so würdet ihr auch
 mir glauben, wären wegen des großen Unterschieds
 zwischen den Lehren Christi und Moses, höchst un-
 wahrscheinlich. Die Stelle 5 B. Mos. C. XVIII.
 v. 15. könne unmöglich auf Christum gehen, als
 welcher gar kein solcher Prophet wie Moses gewesen
 sey. — Zwar, so schreibt Saustus weiter im sieb-
 zehnten Buche, soll Christus, nach dem Mat-
 thäus, gesagt haben, er sey nicht gekommen, das
 Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen. Al-
 lein, da nicht Matthäus, sondern Johannes dabei
 gegenwärtig gewesen seyn soll, und der letztere gleich-
 wohl in seiner Geschichte nichts davon erwähnt: so
 sey es nicht glaublich, daß Christus dieses gesagt
 habe: zumal da er wirklich das Gesetz aufgelöst und
 zerstört habe. — Auf diesem letztern Beweise besteht
 zwar Saustus noch im achtzehnten Buche, indem,
 wie er meint, vorausgesetzt, daß Christus das Ge-
 setz erfüllt habe, auch die Christen sich beschneiden las-
 sen müßten. Doch im neunzehnten giebt er zu,
 Christus habe sich jener Worte bedient; nur müsse
 man untersuchen, was für ein Gesetz er gemeint habe.
 Es gebe ein dreifaches: das jüdische, das natürliche
 der Heiden, und die Wahrheit, von welcher Paulus
 sagt, (Röm. C. VIII. v. 2.) das Gesetz des Gei-
 stes mache lebendig in Christo. Nun aber sey
 es deutlich, daß Christus von der Erfüllung und
 Ergänzung des Naturgesetzes rede. Er selbst, Sau-
 stus, sey beinahe ein Jude geworden, weil er die ge-
 dachten Worte des Erlösers anfänglich vom jüdischen
 Gesetze verstanden habe.

Hierauf wendet sich der Streit im zwanzigsten
 Buche zu den Vorwürfen, welche man den Mani-
 chäern

hären machte. Warum betet ihr die Sonne an? sagte man; ist es nicht darum, weil ihr Heyden, und eine von den Heyden nur getrennte Parthen (Schisma) seyd? Nichts weniger, giebt Saustus zur Antwort. Wir verehren an dem Vater, dem allmächtigen Gotte, an Christo, seinem Sohne, und an dem heiligen Geiste, Eine und eben dieselbe Gotttheit, unter einer dreysfachen Benennung. Aber von dem Vater glauben wir, daß er das höchste Licht bewohne, welches Paulus unzugänglich nennt; von dem Sohne, daß er sich in dem zweyten und sichtbaren Lichte befinde, und, da er nach der Einsicht des Apostels, der Christum Gottes Kraft und Gottes Weisheit nennt, doppelt ist, seine Kraft in der Sonne, seine Weisheit aber im Monde wohne; endlich bekennen wir, daß der heilige Geist, welcher die dritte Majestät ist, der Umfang, Sitz und Aufenthalt der ganzen Luft sey, aus dessen Kräften und geistiger Ergießung auch die empfangende Erde den leidensfähigen Jesus gebähre, der das Leben und Heil der Menschen, von jedem Holze hängend, ist. Daher hegen wir gegen alle Geschöpfe, und ihr gleichergestalt gegen Brodt und Kelch, eine gewissenhafte Verehrung; ob ihr gleich die Urheber derselben heftig haßet. — Von den Heyden sind wir so sehr verschieden, daß wir, anstatt mit ihnen Gutes und Böses, Ewiges und Vergänglichendes, von Einem Grundwesen herzuleiten, vielmehr Gott als die Grundursache von allem Guten, und die Hyle von allem Bösen betrachten. Auch verehren die Heyden Gott durch Altäre, Tempel, Bilder, Opfer und Räuchern; ich aber halte mich selbst, wenn ich anders dessen würdig bin, für einen vorläufigen Tempel Gottes. Ich nehme Christum seinen Sohn als das lebendige Bild der lebendigen Majestät an; zu seinem Altar mache ich ein Gemüth, das durch gute Künste und Wissenschaften unterrichtet ist, und setze die Ehrenbezeugungen gegen Gott und

XI. Theil. 2 Opfer

362
618
430.

3. n. Opfer bloß in reinen Gebeten. Ich verehere also auch
 E. S. Christum anders als ihr. Ihr macht wirklich nur
 363
 616 eine von den Heyden getrennte Parthen aus; die
 430. Lehre von einem höchsten Gotte habt ihr von ihnen
 losgerißen, so daß ihr alles von Gott herleitet; ihre
 Opfer habt ihr in Liebesmahle, und ihre Götzen in
 Märtyrer verwandelt, die ihr mit gleichen Gelübden
 verehret; die Schatten der Verstorbenen besänftigt
 ihr mit Wein und Speisen; die feyerlichen Tage der
 Heyden, wie Neujahr und Sonnenwende, begeht ihr
 mit ihnen; am Leben habt ihr wenigstens nichts geän-
 dert. Auch eure Vorgänger, die Juden, haben sich
 zwar ebenfalls von den Heyden abgesondert; aber
 nichts als das Schnitzwerk haben sie fahren gelassen;
 Tempel, Opfer, Altäre, Priesterschaft, und den
 ganzen Gottesdienst, haben sie mit eben solchen Ge-
 bräuchen, ja weit abergläubischer als die Heyden,
 ausgeübt. In der Meinung aber von einem höchsten
 Gotte, sind sie von den Heyden gar nicht verschieden.“
 Diese lange Stelle ist, wie man sieht, von einem sehr
 gemischten Werthe: merkwürdig in Absicht auf das
 manichäische Glaubensbekenntniß von Gott; un-
 erwartet schwach und seltsam in den Vorwürfen ge-
 gen den Glauben der Christen; desto treffender im
 Tadel des christlichen Aberglaubens. Eben so wenig
 ist Augustins Antwort durchaus von gleicher
 Stärke. Er läßt sich zwar keinen Vortheil entge-
 hen, den er für die Katholischen und wider die
 Manichäer nützen kann; allein so geschickt er die
 abergläubische Gottseeligkeit seiner Mitchristen entschul-
 digt, wie man schon an einem andern Orte. (Th. IX.
 S. 187. fg.) gelesen hat; so war doch dieses nicht
 befriedigend für denjenigen, der sie völlig kannte. Auf
 die Versicherung des Faustus, daß er sich selbst zum
 Tempel Gottes darstelle, versetzt Augustinus, es
 sey also ein Tempel, von dem der Teufel einen Theil
 gemacht habe; gleichsam als wenn sein Gegner hier
 von

denn Elias nicht gestorben sey, da er doch ein ^{J. n.} Mensch gewesen ist? und ob es dem unsterblichen ^{E. G.} Christus nicht erlaubt gewesen sey, im Nothfall auch ³⁶³ den Todt zu berühren, da es jenem Sterblichen ver- ^{bis} gönnt war, sich der Unsterblichkeit zu bemächtigen? ^{430.} Saustus fügt hinzu, man hätte jene Frage, was Jesus nach seiner Natur thun konnte, auch auf seine übrige Handlungen erstrecken sollen; unterdessen habe er nur seinen Gegnern mit ihren eignen Waffen begegnet wollen; denn sonst glaube er weder, daß Jesus gestorben, noch daß Elias unsterblich gewesen sey. — Eben so beantwortet er in dem überaus kurzen sieben und zwanzigsten Buche eine andere Einwendung: Wenn Jesus nicht gebohren ist, so hat er auch nicht gelitten; hat er aber gelitten, so ist er auch gebohren worden, durch die Folgerung: Hat er ohne männlichen Saamen gebohren werden können, so hat er auch leiden können, ohne gebohren zu werden. Allein Augustinus versichert an beyden Stellen, dieses wären Einwürfe, welche sich Saustus selbst ersonnen hätte, so wie auch den im acht und zwanzigsten Buche: Jesus konnte nicht sterben, wenn er nicht gebohren worden war, und worauf er die Antwort giebt: Er konnte auch nicht gebohren werden, wenn man nicht voraussetzt, daß er nicht Gott war. — Also war es wohl Zauberen, (dieses wendet er sich ferner im neun und zwanzigsten-Buche ein,) daß er gesehen worden ist, und gelitten hat, wenn er nicht gebohren worden ist? und antwortet abermals durch die Gegenwendung: auch das wäre folglich Zauberen gewesen, daß er im Mutterleibe getragen und zur Welt gebohren worden ist, wenn er nicht aus männlichem Saamen gebildet wurde.

Im dreyßigsten Buche führt Saustus die Katholischen tadelnd ein, indem sie die Stelle des Apostels, 1. Timoth. E. IV. v. 1. als eine Weissagung

363
 bis
 430.

J. n. von den Manichäern, da sie doch das Evange-
 l. G. lium annähmen, auch alles zu glauben, was in dem-
 selben, das heißt im neuen Testamente, geschrie-
 ben wäre. Glaubt ihr denn, versetzt Saustus,
 darum weil ihr das alte Testament annehmet, alles
 was in demselben enthalten ist? Ihr sucht ja aus
 demselben nur die Prophezeiungen heraus, welche ei-
 nen künftigen König der Juden verkündigten, weil
 ihr ihn für Jesum haltet, und außerdem einige we-
 nige gemeine Vorschriften des bürgerlichen Lebens;
 das übrige alles achtet ihr, wie Paulus sich aus-
 drückt, für Roth. Ist es daher befremdlich, wenn
 ich gleichfalls aus dem neuen Testamente nur das
 Kleinste und für mein Heil Brauchbarste ausuche;
 dasjenige aber übergehe, was eure Vorfahren be-
 trüglich eingeschoben haben, und wodurch die Maje-
 stät und Gefälligkeit desselben verändert wird? Hat
 das Testament des Vaters, (den ihr auf eine wider-
 sprechende Art für den Urheber des jüdischen Gesez-
 zes ansieht,) einiges, das nicht beobachtet werden
 darf: glaubt ihr denn, daß das Testament des Soh-
 nes allein nicht habe verfälscht werden können, allein
 nichts in sich faße, das gemißbilligt werden müsse?
 vornemlich, da er es weder selbst, noch seine Apo-
 stel, sondern lange Zeit nachher einige unbekannte
 Männer geschrieben haben, welche, damit man ih-
 nen die Glaubwürdigkeit in einer Geschichte, die sie
 nicht kannten, nicht versagen möchte, an die Spitze
 ihrer Schriften, theils Nahmen der Apostel, theils
 ihrer Gefährten, gesetzt haben, indem sie versicher-
 ten, sie hätten nach denselben geschrieben. Sau-
 stus sammelt hierauf Gebräuche des alten Testa-
 ments, welche die Christen nur halb beobachteten;
 Schandthaten ehrwürdiger Männer in demselben,
 und Stellen desselben, welche die Christen nicht für
 wahr halten sollen, wie zum Beispiel: daß jeder ver-
 flucht sey, der keinen Saamen in Israel erweckt,
 weil

denn Elias nicht gestorben sey, da er doch ein Mensch gewesen ist? und ob es dem unsterblichen Christus nicht erlaubt gewesen sey, im Nothfall auch den Todt zu berühren, da es jenem Sterblichen vergönnt war, sich der Unsterblichkeit zu bemächtigen? Saustus fügt hinzu, man hätte jene Frage, was Jesus nach seiner Natur thun konnte, auch auf seine übrige Handlungen erstrecken sollen; unterdessen habe er nur seinen Gegnern mit ihren eignen Waffen begegnet wollen; denn sonst glaube er weder, daß Jesus gestorben, noch daß Elias unsterblich gewesen sey. — Eben so beantwortet er in dem überaus kurzen sieben und zwanzigsten Buche eine andere Einwendung: Wenn Jesus nicht gebohren ist, so hat er auch nicht gelitten; hat er aber gelitten, so ist er auch gebohren worden, durch die Folgerung: Hat er ohne männlichen Saamen gebohren werden können, so hat er auch leiden können, ohne gebohren zu werden. Allein Augustinus versichert an beyden Stellen, dieses wären Einwürfe, welche sich Saustus selbst ersonnen hätte, so wie auch den im acht und zwanzigsten Buche: Jesus konnte nicht sterben, wenn er nicht gebohren worden war, und worauf er die Antwort giebt: Er konnte auch nicht gebohren werden, wenn man nicht voraussetzt, daß er nicht Gott war. — Also war es wohl Zauberen, (dieses wendet er sich ferner im neun und zwanzigsten-Buche ein,) daß er gesehen worden ist, und gelitten hat, wenn er nicht gebohren worden ist? und antwortet abermals durch die Gegenwendung: auch das wäre folglich Zauberen gewesen, daß er im Mutterleibe getragen und zur Welt gebohren worden ist, wenn er nicht aus männlichem Saamen gebildet wurde.

Im dreyßigsten Buche führt Saustus die Katholischen tadelnd ein, indem sie die Stelle des Apostels, 1. Timoth. E. IV. v. 1. als eine Weissagung

J. n. von den Manichäern, da sie doch das Evange-
 l. G. lium annähmen, auch alles zu glauben, was in dem-
 363
 bis
 430. selben, das heißt im neuen Testamente, geschrie-
 ben wäre. Glaubt ihr denn, versetzt Saustus,
 darum weil ihr das alte Testament annehmet, alles
 was in demselben enthalten ist? Ihr sucht ja aus
 demselben nur die Prophezeiungen heraus, welche ei-
 nen künftigen König der Juden verkündigten, weil
 ihr ihn für Jesum haltet, und außerdem einige we-
 nige gemeine Vorschriften des bürgerlichen Lebens;
 das übrige alles achtet ihr, wie Paulus sich aus-
 drückt, für Roth. Ist es daher befremdlich, wenn
 ich gleichfalls aus dem neuen Testamente nur das
 Kleinste und für mein Heil Brauchbarste ausuche;
 dasjenige aber übergehe, was eure Vorfahren be-
 trüglich eingeschoben haben, und wodurch die Maje-
 stät und Gefälligkeit desselben verändert wird? Hat
 das Testament des Vaters, (den ihr auf eine wider-
 sprechende Art für den Urheber des jüdischen Gesez-
 zes ansieht,) einiges, das nicht beobachtet werden
 darf: glaubt ihr denn, daß das Testament des Soh-
 nes allein nicht habe verfälscht werden können, allein
 nichts in sich faße, das gemißbilligt werden müsse?
 vornemlich, da er es weder selbst, noch seine Apo-
 stel, sondern lange Zeit nachher einige unbekannte
 Männer geschrieben haben, welche, damit man ih-
 nen die Glaubwürdigkeit in einer Geschichte, die sie
 nicht kannten, nicht versagen möchte, an die Spitze
 ihrer Schriften, theils Nahmen der Apostel, theils
 ihrer Gefährten, gesetzt haben, indem sie versicher-
 ten, sie hätten nach denselben geschrieben. Sau-
 stus sammelt hierauf Gebräuche des alten Testa-
 ments, welche die Christen nur halb beobachteten;
 Schandthaten ehrwürdiger Männer in demselben,
 und Stellen desselben, welche die Christen nicht für
 wahr halten sollen, wie zum Beispiel: daß jeder ver-
 flucht sey, der keinen Saamen in Israel erweckt,
 weil

der Teufel send, indem ihr sie stets um die Wette zu dieser Lebensart aufmuntert; so daß in euren Kirchen beinahe schon mehr solcher Jungfrauen als Weiber sind? Hat nicht Jesus selbst ehelos gelebt, und unter den Verschnittenen die freywilligen um des Himmlereichs willen, das heißt, die alle Begierde zu heyrathen bey sich vertilgen, den übrigen vorgezogen? Hat nicht Paulus selbst die Thekla zum ehelosen Leben beredet? und haben nicht verschiedene Apostel diesen Stand durch ihr Beispiel empfohlen?“ Die Antwort des Augustinus ist hier kürzer, als die Stelle des Saustus selbst, und nicht völlig genugthuend. Er merkt zwar sehr richtig an, daß die Abneigung der Manichäer gegen Speisen und Heyrathen, aus ihrem falschen Grundsatz von der Entstehung alles Körperlichen aus der bösen Materie fließe; aber die schwärmerische ascetische Enthalttsamkeit hat er schlecht vertheidigt. — Besser antwortet er im ein und dreyßigsten Buche auf die Einwendung, welche Saustus aus den Worten des Apostels: Den Keinen ist alles rein, wider den Moses und die Propheten hernimmt, weil sie nicht allein so viele Geseze von reinen und unreinen Speisen gegeben, sondern auch selbst ein durch allerhand Laster beflecktes Leben geführt, Gott, wie der Apostel hinzusetzt, zwar erkannt, aber durch ihre Werke verleugnet hätten. Doch sie möchten noch, sagt Saustus, durch ihre Unwissenheit entschuldigt werden können; was könnt aber ihr Christen für euch sagen, indem ihr dem Ausspruche des Apostels zuwider, glaubt, desto mehr Christo zu gefallen, je mehr ihr euch von Speisen enthaltet, das heißt, je mehr ihr euch, nach seiner Meinung, an Gemüth und Gewissen verunreinigt?

Ein neuer Vorwurf wird den Christen im zwey und dreyßigsten Buche gemacht. Sie forderten

§. n. Einwurf, warum seine Parthen die Patriarchen
 E. G. verwerfe, da doch Christus gesagt habe, es würden
 363 viele vom Morgen und Abend kommen, und mit
 bis Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich sit-
 430. zen? Man kann gar wohl zugeben, sagt er, daß sie
 durch die Barmherzigkeit Christi, aus der Hölle,
 welche sie verdient hatten, befreuet, und in den Him-
 mel, welchen sie weder glaubten, noch hofften, ver-
 setzt worden sind; allein was geht uns dieses an? Er
 hat auch dem Räuber am Kreuze Gnade wiederfah-
 ren lassen; deswegen werden wir die Sitten der Räu-
 ber nicht billigen. Doch es ist nicht einmal ausge-
 macht, ob Christus jene Worte gesagt habe, weil
 Lucas, ob er gleich die Begebenheit, bey welcher sie
 ausgesprochen worden seyn soll, so wie Matthäus
 erzählt, dieselben dennoch nicht angeführt hat.

So stritt Saustus gegen das Christenthum;
 vorausgesetzt, daß Augustinus gerade die wichtig-
 sten Stellen seines Werks aufbehalten habe: zwar
 kein furchtbarer Feind desselben, auch öfters merklich
 schwach; aber doch nicht schlechter, als viele von de-
 nen, welche in den neuern Zeiten die jüdischen und
 christlichen Religionschriften den kühnsten Muth-
 maßungen unterworfen haben. Es ist insonderheit
 lehrreich, an seinem Beispiele zu sehen, wohin die
 tiefe Herabwürdigung des alten Testaments, sogar
 aus Eifer für die christliche Religion, ingleichen die
 willkührlichste Freyheit, aus der Bibel nur so viel
 herauszuwählen, als unsern Begriffen, Lehrgebäu-
 den und Absichten angemessen ist, führen könne.

Mit einem andern Lehrer dieser Parthen, Selix,
 hielt Augustinus im Jahr 404. eine öffentliche Un-
 terredung in der Kirche und vor der Gemeinde zu
 Hippo, deren wörtliche Abschrift unter seine Bü-
 cher eingerückt worden ist. (de Actis cum Felice
 Mani-

Manichaeo Libri duo, p. 333. sq. T. VIII, Opp. ed. J. n. Antverp.) Selix, der nach dem Posidius (de vita C. G. Augustini c. 16.) einer von den Auserwählten der Manichäer war, kam in die gedachte Stadt, um seine Meinungen auszubreiten, wie Augustinus erzählt, (Retractat. L. II. c. 8.) von welchem er ein zwar wenig gelehrter, aber desto listigerer Mann genannt wird. Doch der Erfolg dieses Gesprächs war vielmehr dieser, daß Selix zur katholischen Kirche übergieng. Ein solcher Ausgang macht auf die Mittel aufmerksam, durch welche er bewürkt worden ist. Man hatte dem Selix seine Schriften weggenommen: er übergab darauf dem Befehlshaber der Stadt einen Aufsatz, worinne er sich willig erklärte, verbrannt zu werden, wenn etwas Schlimmes in seinen Schriften gefunden würde; auch zeigte er sich bereit, die Wahrheit dessen, was Manes geschrieben hatte, zu vertheidigen. Augustinus fieng also an, mit ihm über des letztern Brief vom Grunde des Glaubens zu streiten, und bewies, daß der von dem Erlöser versprochene heilige Geist den Aposteln wirklich ertheilt worden, nicht aber erst mit dem Manes gekommen sey. Er widerlegte auch die Einwendungen des Selix, daß doch kein Apostel das gelehrt habe, was Manes, und daß einer von ihnen selbst, sein Wissen Stückwerk genannt habe. Darauf kamen beyde Gegner auf das gleich folgende in jenem Briefe von den zwey Reichen des Lichts und Finsterniß. Als nun Augustinus, wie ehemals wider den Sotunatus, den Beweisgrund vorbrachte, daß dem keines Verderbens fähigen Gotte auch von dem Volke der Finsterniß kein Schaden habe zugefügt werden können, daß also auch die Folgen dieses vermeinten Schadens wegfielen: da mußte sich Selix, um antworten zu können, einen Aufschub von drey Tagen ausbitten. Man gestand ihm denselben mit der Bedingung zu, daß er sich für überwunden erkennen

363
bis
430.

363
 bis
 430.

nen sollte, wenn er unterdessen entliefe; er wählte
 aber einen Christen, bey welchem er bis dahin blei-
 ben wollte. Nach fünf Tagen erschien er wieder in
 der Kirche zur Fortsetzung des Gesprächs, und ent-
 schuldigte sich sogleich, daß er auch jetzt nicht antwor-
 ten könne, weil man ihm seine Bücher nicht zurück-
 gegeben hätte. Da jedoch der schon neulich vorge-
 nommene Brief des Manes als ein Inbegriff seiner
 Lehrsätze angesehen werden konnte: so wurde der
 Streit gleichwohl erneuert. Selix antwortete auf
 den vorhergenannten Einwurf, die Lehre von einem
 guten und bösen Grundwesen sey deutlich genug in
 den Gleichnissen Christi von dem guten und bösen
 Baum, vom guten Saamen und vom Unkraut, von
 Schaafen und Böcken, auch in den Briefen Pauli,
 enthalten. Ihr versteht alle diese Stellen unrecht,
 erwiederte Augustinus: denn der Mensch hat einen
 freyen Willen, gut oder böse zu handeln; aber von
 Natur ist nichts böse. Dagegen wandte Selix ein,
 daß doch diejenigen von einer unverbeßerlichen Na-
 tur seyn müßten, von welchen Christus sage, daß
 sie in das ewige Feuer kommen würden; weiter, wenn
 Gott nichts schaden könne, warum er seinen Sohn in
 die Welt gesandt habe? und ob wir nicht von einer
 widerwärtigen Macht gefangen gehalten würden,
 weil dieser uns befreien mußte? Alles dieses beant-
 wortete Augustinus, und drang endlich so eifrig mit
 seinem Hauptgrunde auf den Selix loß, daß dieser,
 nach dem Vorgange seines Gegners, den Manes,
 und seine Lehre, und den verführerischen Geist, der in
 demselben gewesen sey, schriftlich verfluchte.

Nicht lange nach dem Jahr 404, in welchem Au-
 gustinus diesen Sieg über einen freylich eben nicht
 philosophischen Kopf erfochten hatte, schrieb er, im-
 mer unermüdet in der Entkräftung dieser Parthen,
 ein Buch von der Natur des Bösen wider die
 Na-

Manichaeo Libri duo, p. 333. sq. T. VIII. Opp. ed. J. n. Antverp.) Selix, der nach dem Posidius (de vita C. G. Augustini c. 16.) einer von den Auserwählten der Manichäer war, kam in die gedachte Stadt, um seine Meinungen auszubreiten, wie Augustinus erzählt, (Retractat. L. II. c. 8.) von welchem er ein zwar wenig gelehrter, aber desto listigerer Mann genannt wird. Doch der Erfolg dieses Gesprächs war vielmehr dieser, daß Selix zur katholischen Kirche übergieng. Ein solcher Ausgang macht auf die Mittel aufmerksam, durch welche er bewürkt worden ist. Man hatte dem Selix seine Schriften weggenommen: er übergab darauf dem Befehlshaber der Stadt einen Aufsatz, worinne er sich willig erklärte, verbrannt zu werden, wenn etwas Schlimmes in seinen Schriften gefunden würde; auch zeigte er sich bereit, die Wahrheit dessen, was Manes geschrieben hatte, zu vertheidigen. Augustinus fieng also an, mit ihm über des letztern Brief vom Grunde des Glaubens zu streiten, und bewies, daß der von dem Erlöser versprochene heilige Geist den Aposteln wirklich ertheilt worden, nicht aber erst mit dem Manes gekommen sey. Er widerlegte auch die Einwendungen des Selix, daß doch kein Apostel das gelehrt habe, was Manes, und daß einer von ihnen selbst, sein Wissen Stückwerk genannt habe. Darauf kamen beyde Gegner auf das gleich folgende in jenem Briefe von den zwey Reichen des Lichts und Finsterniß. Als nun Augustinus, wie ehemals wider den Sotunatus, den Beweisgrund vorbrachte, daß dem keines Verderbens fähigen Gotte auch von dem Volke der Finsterniß kein Schaden habe zugefügt werden können, daß also auch die Folgen dieses vermeinten Schadens wegfielen: da mußte sich Selix, um antworten zu können, einen Aufschub von drey Tagen ausbitten. Man gestand ihm denselben mit der Bedingung zu, daß er sich für überwunden erkennen

J. n.
C. G.
363
bis
430.

§. n. verlassen habe, aus Ruhmsucht und Ehrbegierde bey
 E. G. den Katholischen verbleibe; daß er wohl niemals
 363 ein ächter Manichäer gewesen sey, noch die Ge-
 bis heimnisse dieses Lehrbegriffs kennen gelernt habe, weil
 430. er unter dem Nahmen des Manichäus, wider den
 Hannibal und Mithridates streite. Darauf folg-
 ten, unter allerhand seltsam gedrehten biblischen
 Stellen, Ermahnungen an den Augustinus, zu dem
 geistlichen, in jeder Seele gekreuzigten Heilande zu-
 rück zu kehren, und seine Seele zu retten. Höre
 doch auf, sagt Secundinus, Christum in einen
 Mutterleib zu verschließen, damit du nicht selbst wie-
 der darinn verschlossen werdest! Höre auf, aus zwei
 Naturen Eine zu machen, weil das Gericht des
 Herrn sich nähert! Er bietet dem Augustinus ein
 friedfertiges Gespräch an; gesteht aber zugleich, ge-
 wisse Dinge ließen sich nicht so erklären, daß man sie
 verstehen könne. Wirklich scheint er auch überhaupt
 die Gabe nicht besessen zu haben, seine Meinung deut-
 lich vorzustellen, wie die gezwungene und verworrene
 Schreibart seines Briefs zu erkennen giebt, der unter
 den Schriften des Augustinus steht. (Opp. T. VIII.
 p. 369. sq.)

Dieser konnte also auch mit einem solchen Ge-
 gner ohne große Schwierigkeiten fertig werden. Er
 zieht zwar selbst die Schrift, welche er wider ihn auf-
 setzte, (contra Secundinum Manichaeum, Liber
 unus, l. c. p. 372. sq.) allem übrigen vor, was er
 gegen die Manichäer geschrieben hatte. (Retractat.
 Libr. II. c. 10.) Man kann aber schwerlich eine an-
 dere Ursache von dem Werthe, welchen er darauf
 legt, ausfindig machen, als daß er darinne einen per-
 sönlichen Angriff auf sich glücklich zurück geschlagen,
 und zugleich jene Parthen aus Grundsätzen, welche
 sie zum Theil selbst zugab, widerlegt habe. So sucht
 er den Secundinus, welcher Jesum Christum den
 König

König der Lichte genannt hatte, daraus zu der Folgerung zu nöthigen, daß alles von Gott aus Nichts, keineswegs aus der bösen Materie, erschaffen worden sey. Weiter fragt er ihn, ob die Einwilligung der Seele in das Böse eben sowohl eine Substanz sey, als die Seele selbst? zeigt, wie viel Ungereimtes aus dieser Behauptung folgen würde, und überführt ihn auf diesem Wege, daß allerdings in einer guten Substanz, wie die Seele ist, etwas Böses seyn könne, das keine Substanz sey. Da auch Secundinus selbst gesagt hatte, die Seele sündige alsdann durch ihren Willen, wenn sie in das Böse willige: so leitet er daraus die Folge her, die böse Natur oder die Liebe derselben sey kein Uebel; sondern da alle Naturen in ihrer Art gut wären, so sey das Böse die Sünde, welche durch den Willen der Seele entstehe, wenn sie das Geschöpf an statt des Schöpfers liebe. Woher ist aber, fragt Augustinus, im Nahmen seines Gegners, dieses Böse der Sünde gemacht worden, wenn es keine Natur des Bösen giebt? und setzt diesem Einwurfe eine andere Frage entgegen: Woher ist denn die böse Einwilligung in jener Natur, von der du zugiebst, daß sie böse sey? Denn was sie leidet, um in das Böse zu willigen, das würde sie ohne Leidensfähigkeit nicht leiden können. Und woher hat sie denn diese Leidensfähigkeit? Wenn sie betrogen wird, woher kommt es denn, daß sie betrogen werden kann? Kurz es ist eine Gebrechlichkeit und Verderblichkeit in derselben. Wenn du es nun ausfindig gemacht haben wirst, woher diese Veränderlichkeit in der Substanz des höchsten Guten rühre, ehe noch irgend eine Vermischung des Guten und Bösen erfolgt ist: so wirst du gewiß aufhören mich zu fragen, woher das Böse komme? Gleichwohl ist es eine Gotteslästerung, in der Substanz des höchsten Guten eine Veränderlichkeit anzunehmen; und dahin führen doch die manichäischen

J. n.
C. G.
393
bis
430.

§. 11. verlassen habe, aus Ruhmsucht und Ehrbegierde bey
 E. G. den Katholischen verbleibe; daß er wohl niemals
 363 ein ächter Manichäer gewesen sey, noch die Ge-
 618 heimnisse dieses Lehrbegriffs kennen gelernt habe, weil
 430. er unter dem Nahmen des Manichäus, wider den
 Hannibal und Mithridates streite. Darauf folg-
 ten, unter allerhand seltsam gedrehten biblischen
 Stellen, Ermahnungen an den Augustinus, zu dem
 geistlichen, in jeder Seele gekreuzigten Heilande zu-
 rück zu kehren, und seine Seele zu retten. Höre
 doch auf, sagt Secundinus, Christum in einen
 Mutterleib zu verschließen, damit du nicht selbst wie-
 der darinn verschlossen werdest! Höre auf, aus zwey
 Naturen Eine zu machen, weil das Gericht des
 Herrn sich nähert! Er bietet dem Augustinus ein
 friedfertiges Gespräch an; gesteht aber zugleich, ge-
 wisse Dinge ließen sich nicht so erklären, daß man sie
 verstehen könne. Wirklich scheint er auch überhaupt
 die Gabe nicht besessen zu haben, seine Meinung deut-
 lich vorzustellen, wie die gezwungene und verworrene
 Schreibart seines Briefs zu erkennen giebt, der unter
 den Schriften des Augustinus steht. (Opp. T. VIII.
 p. 369. sq.)

Dieser konnte also auch mit einem solchen Ge-
 gner ohne große Schwierigkeiten fertig werden. Er
 zieht zwar selbst die Schrift, welche er wider ihn auf-
 setzte, (contra Secundinum Manichaeum, Liber
 unus, l. c. p. 372. sq.) allem übrigen vor, was er
 gegen die Manichäer geschrieben hatte. (Retractat.
 Libr. II. c. 10.) Man kann aber schwerlich eine an-
 dere Ursache von dem Werthe, welchen er darauf
 legt, ausfindig machen, als daß er darinne einen per-
 sönlichen Angriff auf sich glücklich zurück geschlagen,
 und zugleich jene Parthen aus Grundsätzen, welche
 sie zum Theil selbst zugab, widerlegt habe. So sucht
 er den Secundinus, welcher Jesum Christum den
 König

König der Lichter genannt hatte, daraus zu der J. n. Folgerung zu nöthigen, daß alles von Gott aus C. G. Nichts, keineswegs aus der bösen Materie, erschaf- 393 fen worden sey. Weiter fragt er ihn, ob die Ein- bis 430. willigung der Seele in das Böse eben sowohl eine Substanz sey, als die Seele selbst? zeigt, wie viel Ungereimtes aus dieser Behauptung folgen würde, und überführt ihn auf diesem Wege, daß allerdings in einer guten Substanz, wie die Seele ist, etwas Böses seyn könne, das keine Substanz sey. Da auch Secundinus selbst gesagt hatte, die Seele sündige alsdann durch ihren Willen, wenn sie in das Böse willige: so leitet er daraus die Folge her, die böse Natur oder die Liebe derselben sey kein Uebel; sondern da alle Naturen in ihrer Art gut wären, so sey das Böse die Sünde, welche durch den Willen der Seele entstehe, wenn sie das Geschöpf an statt des Schöpfers liebe. Woher ist aber, fragt Augustinus, im Nahmen seines Gegners, dieses Böse der Sünde gemacht worden, wenn es keine Natur des Bösen giebt? und setzt diesem Einwurfe eine andere Frage entgegen: Woher ist denn die böse Einwilligung in jener Natur, von der du zugiebst, daß sie böse sey? Denn was sie leidet, um in das Böse zu willigen, das würde sie ohne Leidensfähigkeit nicht leiden können. Und woher hat sie denn diese Leidensfähigkeit? Wenn sie betrogen wird, woher kommt es denn, daß sie betrogen werden kann? Kurz es ist eine Gebrechlichkeit und Verderblichkeit in derselben. Wenn du es nun ausfindig gemacht haben wirst, woher diese Veränderlichkeit in der Substanz des höchsten Guten rühre, ehe noch irgend eine Vermischung des Guten und Bösen erfolgt ist: so wirst du gewiß aufhören mich zu fragen, woher das Böse komme? Gleichwohl ist es eine Gotteslästerung, in der Substanz des höchsten Guten eine Veränderlichkeit anzunehmen; und dahin führen doch die manichäische

§. n. Glückseligkeit und Tugend mit dem Elend und La-
 C. S. ster, zureichendere Gründe angegeben werden können,
 363 als durch die Lehre von einem einzigen höchsten We-
 bis sen. Es koste so viele Mühe, auf die Einwendun-
 430. gen über den Ursprung des Uebels zu antworten, daß
 es nicht zu verwundern sey, wenn die Meinung von
 zwey Grundwesen mehrere alte Philosophen geblen-
 det, und auch unter den Christen zahlreiche Anhän-
 ger gefunden habe, unter welchen letztern die Lehre
 von der Hauptfeindschaft der bösen Geister gegen den
 wahren Gott, stets mit jener andern verbunden sey,
 welche die Empörung und den Fall eines ansehnlichen
 Theils der guten Engel in sich faße. Ja die Mei-
 nung von zwey Grundwesen würde allem Ansehen
 nach, noch mehr Fortgang gewonnen haben, wenn
 man sie weniger plump auseinander gesetzt, und sie
 nicht mit einigen verhaßten Uebungen begleitet hätte;
 oder wenn damals so viel als heutiges Tages über die
 göttliche Vorherbestimmung (praedestinatio) gestrit-
 ten worden wäre; in welchem Streite die Christen
 sich einander wechselseitig anklagten, entweder Gott
 zum Urheber der Sünde zu machen; oder ihm die
 Regierung der Welt zu entziehen. Die Kirchenvä-
 ter hätten zwar diejenigen, welche zwey Grundwesen
 annahmen, sehr wohl widerlegt; allein desto schlech-
 ter auf die Einwürfe über den Ursprung des Uebels
 geantwortet. Bey dieser Frage hätten sie sich bloß
 auf die Erfahrung einschränken, und darthun sol-
 len, daß, da nach der heiligen Schrift nur ein gutes
 Grundwesen vorhanden sey, gleichwohl aber das
 Böse bey dem menschlichen Geschlechte Eingang ge-
 funden hat, daselbe nicht gegen die Natur jenes
 Grundwesens seyn könne. Mit Gründen hingegen,
 oder a priori, laße es sich nicht erklären, nicht ein-
 mal begreiflich machen, wie unter der Herrschaft ei-
 nes unendlich guten, heiligen und mächtigen Wesens,
 das Böse habe eingeführt werden können. — Zu be-
 stimm-

eine Erinnerungsschrift über das Verhalten gegen diejenigen Manichäer, welche sich befehren. (l. c. p. 33. sq.)

3. n.
C. S.
363
bis
430.

Da sich Augustinus so sehr im Gefechte mit dieser Parthen ausgezeichnet hatte: so sah er auch mit besonderer Zufriedenheit auf seine dabei ausgefertigten Streitschriften zurück; er rühmte sich, ihre betrüglichen Gründe mit aller Deutlichkeit zerstört zu haben. (contra Cresconium, L. III. c. 79. p. 327. L. IV. c. 64. p. 356. Tom. IX. Opp.) In der That glaubte auch Bayle, (Dictionn. histor. et critique, Art. Manichéens, p. 1899. sq. Tom. III. Rotterd. 1720. fol.) es sey ein Glück gewesen, daß Augustinus, der alle Kunstgriffe des Streitens so wohl verstand, den Manichäismus verlassen habe, indem er sonst fähig gewesen wäre, die gröbsten Irrthümer davon abzusondern, und aus den übrigen Meinungen desselben ein Lehrgebäude aufzurichten, welches unter seinen Händen die Rechtgläubigen in Verlegenheit gesetzt haben würde. Man darf bey diesem Urtheil nicht vergessen, daß Bayle die Schwierigkeiten, die manichäische Lehre von zwey Grundwesen zu widerlegen, von einer gewissen Seite übertrieben groß vorgestellt habe. (loc. cit. p. 1897. sq. und noch mehr Art. Pauliciens, p. 2204. sq.) Er hielt dafür, daß dieses Lehrgebäude zwar nicht vertheidigt werden könne, sobald man die heilige Schrift ganz, oder auch nur zum Theil annähme; daß man es aber schwer genug finden würde, dasselbe umzustossen, wenn es von heidnischen Philosophen, die im Streit geübt wären, behauptet würde. Sichere und deutliche Begriffe von dem höchsten Wesen zeigten freylich das Ungereimte der Meinung von zwey ewigen Grundwesen gar bald. Hingegen müsse man doch gestehen, daß durch dieselbe von gewissen Erfahrungen in der Welt, besonders von der Vermischung der

§. n. Glückseligkeit und Tugend mit dem Elend und La-
 C. G. ster, zureichendere Gründe angegeben werden können,
 363 als durch die Lehre von einem einzigen höchsten Wes-
 bis sen. Es koste so viele Mühe, auf die Einwendun-
 430. gen über den Ursprung des Uebels zu antworten, daß
 es nicht zu verwundern sey, wenn die Meinung von
 zwey Grundwesen mehrere alte Philosophen geblen-
 det, und auch unter den Christen zahlreiche Anhän-
 ger gefunden habe, unter welchen letztern die Lehre
 von der Hauptfeindschaft der bösen Geister gegen den
 wahren Gott, stets mit jener andern verbunden sey,
 welche die Empörung und den Fall eines ansehnlichen
 Theils der guten Engel in sich faße. Ja die Mei-
 nung von zwey Grundwesen würde allem Ansehen
 nach, noch mehr Fortgang gewonnen haben, wenn
 man sie weniger plump auseinander gesetzt, und sie
 nicht mit einigen verhaßten Uebungen begleitet hätte;
 oder wenn damals so viel als heutiges Tages über die
 göttliche Vorherbestimmung (*praedestinatio*) gestrit-
 ten worden wäre; in welchem Streite die Christen
 sich einander wechselsweise anklagten, entweder Gott
 zum Urheber der Sünde zu machen; oder ihm die
 Regierung der Welt zu entziehen. Die Kirchenvä-
 ter hätten zwar diejenigen, welche zwey Grundwesen
 annahmen, sehr wohl widerlegt; allein desto schlech-
 ter auf die Einwürfe über den Ursprung des Uebels
 geantwortet. Bey dieser Frage hätten sie sich bloß
 auf die Erfahrung einschränken, und darthun sol-
 len, daß, da nach der heiligen Schrift nur ein gutes
 Grundwesen vorhanden sey, gleichwohl aber das
 Böse bey dem menschlichen Geschlechte Eingang ge-
 funden hat, daßelbe nicht gegen die Natur jenes
 Grundwesens seyn könne. Mit Gründen hingegen,
 oder *a priori*, laße es sich nicht erklären, nicht ein-
 mal begreiflich machen, wie unter der Herrschaft ei-
 nes unendlich guten, heiligen und mächtigen Wesens,
 das Böse habe eingeführt werden können. — Zu be-
 stim-

stimmen, wie wahr oder wie wichtig diese Vorstel-
lungen sind, gehört zwar nicht an diesen Ort. Al-
lein dazu dient es wenigstens, sie angeführt zu ha-
ben, daß man selbst durch ihre Vergleichung mit den
bisher erteilten Auszügen der Streitschriften wider
die Manichäer, urtheilen könne, ob in denselben
so gar unglücklich eigentliche Grundsätze von göttli-
cher Weisheit und Güte, von so mannichfaltigen
Anlagen des Menschen, und besonders von seiner
Freiheit, gebraucht worden sind. Man lernt aus-
serdem durch diese Beurtheilung das manichäische
Lehrgebäude von einer Seite betrachten, auf welcher
es mehr Aufmerksamkeit, als den gewöhnlichen Ab-
sicht verdient. Es ist unterdessen wohl auch gewiß,
daß, wenn man nach den vorhandenen Urkunden
sprechen soll, die scharfsichtigsten Köpfe von beiden
Partheien lange nicht alle Vortheile aus ihrem Lehr-
begriffe und ihrer Stellung gezogen haben, die man
davon erwarten sollte. Daß endlich der Mani-
chäismus, so sehr ihn auch Augustinus zu erschüt-
tern suchte, durch ihn nicht zu Grunde gerichtet wor-
den sey; daß er nicht bloß lange nach ihm fortge-
dauert, sondern wirklich viele Jahrhunderte hindurch
kein Ende genommen, sich vielmehr unter einem neuen
Nahmen noch glücklicher fortgepflanzt habe, dieses
wird die Geschichte bis zum zwölften Jahrhunderte
hin beweisen.

J. n.
E. G.
363
bis
437.

S. n.
E. G.
363
bis
430.

G e s c h i c h t e

der

P r i s c i l l i a n i s t e n

und

der ersten an Römern vollzogenen Lebensstrafen.

Hier kommt unterdeßen noch ein Zweig des großen manichäischen Stamms in Betrachtung, der eigene Merkwürdigkeiten genug hat, um an einer besondern Stelle beschrieben zu werden. Es ist die Parthey der Priscillianisten: zwar keine vollkommen manichäische; aber doch mit dieser, wie mit den Gnostikern überhaupt, sehr nahe verwandt; zweydeutig in ihrer Gestalt, auf eine unerwartete Art dauerhaft, und die erste irrgläubige unter den Christen, wider deren Anhänger Lebensstrafen gebraucht worden sind.

Marcus, ein Aegyptier aus Memphis gebürtig, war nach dem Sulpicius Severus, (Hist. Sacr. L. II. c. 46.) der erste, der die gnostische Kezzeren im vierten Jahrhunderte nach Spanien brachte. Isidorus von Sevillen, der zweyhundert Jahre später als Sulpicius schrieb, nennt ihn zwar aus einer Streitschrift wider die ersten Priscillianisten, einen geübten Kenner der Magie, und einen Schüler des Manes; (de Scriptor. Ecclesiast. c. 2.) allein diese Nachricht giebt wenig sicheres Licht über seine Gaben und Lehren. Sulpicius setzt hinzu, daß

daß Marcus eine vornehme Frau, Agape, und einen Lehrer der Beredsamkeit, Elpidius, unterrichtet habe; und von diesen habe Priscillianus seinen Lehrbegriff empfangen. Eben derselbe macht von diesem Spanier folgende Abschilderung: „er stammte aus einem vornehmen Hause her, war sehr reich, eines regen, unruhigen Geistes, beredt, durch viele Belesenheit gelehrt, und sowohl im Vortrage, als im Disputiren, ungemein fertig. Wie glücklich wäre er gewesen, fährt der Geschichtschreiber fort, wenn er nicht so treffliche Gaben durch schlimme Beschäftigungen verdorben hätte! Man sah in der That an ihm viele Vorzüge des Geistes und Körpers. Er konnte lange wachen, Hunger und Durst ertragen, war nichts weniger als geldbegierig, und lebte überaus sparsam. Aber er war zugleich äußerst eitel, und viel zu sehr von der Kenntniß heidnischer Wissenschaften aufgeblasen; auch glaubte man, daß er von Jugend auf Zauberkünste ausgeübt habe.“ Es scheint, daß Sulpicius, der ein Zeitgenosse des Priscillianus war, und in dem benachbarten Gallien lebte, in dieser Abbildung ziemlichem Glauben verdiene. Von Schriften desselben gedenkt er zwar nichts; allein Hieronymus legt ihm viele bey, (de viris illustr. c. 121.) von welchen er auch einige gesehen hatte. Jetzt ist nur noch eine Stelle aus einem seiner Briefe übrig, welche Orosius (Consultatio seu Commonitorium ad Augustinum, de errore Priscillianistarum et Origenistarum, T. VIII. Opp. Augustini. p. 431. ed. Antverp.) aufbehalten hat.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Dieser Mann fieng gegen das Jahr 379. an, seine Lehrsätze auszubreiten. Durch eine besondere Geschicklichkeit zu überreden und einschmeichelnde Kunst, schreibt Sulpicius, wußte er viele Vornehme und Geringe denselben geneigt zu machen. Besonders liefen ihm die Frauenspersonen, nach ihrer gewöhn-

J. n. lichen Begierde zu neuen Dingen, ihrer Unbeständig-
 E. G. keit im Glauben, und ihrer lebhaften Neigung, al-
 363 les zu wissen, haufenweise zu. Dazu kam, daß Prisc-
 bis cillianus in seinen Reden und ganzem Betragen ei-
 430. nen gewissen Schein der Demuth annahm; auch da-
 durch hatte er sich allgemeine Hochachtung und Ehr-
 erbietung erworben. Nach und nach breitete sich sein
 Lehrbegriff in dem größten Theil von Spanien aus.
 Selbst einige Bischöfe traten ihm bey, unter welchen
 Instantius und Salvianus sich auf das genaueste
 mit ihm verbanden.

Ein so schneller Fortgang dieser neuen Meinun-
 gen setzte zuerst den Syginus, Bischof von Cor-
 duba, welcher ein Nachbar der eben genannten Bi-
 schöfe war, in Bewegung. Er gab dem Idacius,
 Bischof von Emerita, der damaligen Hauptstadt
 von Lusitanien, (jezt Merida in der spanischen
 Landschaft Estremadura,) davon Nachricht. Al-
 lein dieser Metropolitanus begegnete dem Instan-
 tius und dessen Freunden mit einer so ungebührlichen
 Hefigkeit, daß er das entstandene Feuer gleichsam
 noch durch eine Fackel verstärkte, und diejenigen nur er-
 bitterte, die er unterdrücken wollte. (Sulpic. Sever. l. c.)

Nach vielen Streitigkeiten zwischen beiden Par-
 theien, wurde endlich im Jahr 380, wie man es am
 wahrscheinlichsten angiebt, zu Cäsaraugusta, dem
 heutigen Saragoſſa in Spanien, eine Kirchenver-
 sammlung von zwölf Bischöfen, unter welchen auch
 einige aus dem benachbarten Aquitanien waren, wie
 Phäbadius, (obgleich Sitadius genannt,) Bi-
 schof zu Agennum, jezt Agen, und Delphinus,
 Bischof zu Burdigalis, dem jezigen Bour-
 deaux, gehalten. Die Ketzer, sagt Sulpicius,
 (c. 47.) unterstanden sich nicht, sich derselben anzu-
 vertrauen; aber freylich mochten die Priscillianis-
 ten

sten glauben, daß es ihre Feinde wären, welche sie daselbst richten wollten. Es wurde also das Urtheil über die Abwesenden gefällt; die Bischöfe Instantius und Salvianus, ingleichen die Laien, Helvidius und Priscillianus, wurden verdammt. Es ward noch die Drohung hinzugefügt, daß derjenige, welcher mit den Verurtheilten die Kirchengemeinschaft unterhalten würde, in eben dieselbe Strafe verfallen sollte. Die acht Schlüsse dieser Versammlung, welche sich erhalten haben, (in Harduini Actis Concilior. T. I. p. 805. sq.) sind größtentheils nicht undeutlich demjenigen entgegengesetzt, was man an den Priscillianisten tadelte; wie besonders Suchs (in der Bibliothek der Kirchenversammlungen, Th. I. S. 480. fg.) gezeigt hat. So wird durch den ersten Canon verordnet, daß rechtgläubige Frauenspersonen weder dem Unterrichte und den Zusammenkünften fremder Mannspersonen beywohnen, noch selbst unter einander sich zum Lehren oder Lernen versammeln sollten; und durch den zweyten, daß niemand am Sonntage fasten sollte, es möchte in Rücksicht auf die Zeit, oder aus besonderer Einbildung, oder aus Aberglauben, geschehen; auch sollte niemand von denen, welche in dem bewußten Verdachte beharren, in der großen Fastenzeit aus der Kirche wegbleiben, noch sich in geheimen Wohnungen und auf Bergen aufhalten; sondern alle sollten in ihrer Gemeine, nicht in fremden Dörfern, den Gottesdienst abwarten. Im dritten Canon wird derjenige auf immer verwünscht, (anathema sit,) der das in der Kirche empfangene Brodt des Abendmahls (Eucharistiae gratiam) nicht wirklich genossen hat. Im vierten wird festgesetzt, daß in den drey Wochen vor dem Feste der Erscheinung Christi, am 6ten Jänner, niemand einen Tag aus der Kirche bleiben, sich im Hause verbergen, auf Dörfer oder Berge ziehen, und mit nackten Füßen herumgehen soll. Der

g. n.
E. G.
363
bis
430.

3. n. fünfte verbietet, daß kein Bischof denjenigen,
 C. G. der von einem andern Bischof in den Bann ge-
 363
 618
 430. than worden ist, in die Kirchengemeinschaft auf-
 nehmen soll. Es wurde weiter im sechsten Ca-
 non ausgemacht, daß, wenn ein Geistlicher aus
 Heppigkeit und Eitelkeit sein Amt verlassen, und
 unter dem Vorwande einer strengern Beobach-
 tung des Gesetzes, lieber einen Mönch abgeben
 wollte, derselbe von der Kirchengemeinschaft aus-
 geschlossen, und nicht eher als nach dem Büßen eines
 langen Bittens, wieder aufgenommen werden sollte.
 Im siebenten wird untersagt, daß sich keiner, dem
 nicht die Erlaubniß dazu gegeben worden ist, des
 Namens eines Lehrers anmaassen soll; und dem
 achten zu Folge, daß keine gottgeweihte Frauen-
 zimmer mit dem Schleier bekleidet werden sollen,
 wenn sie nicht dem Bischof bewiesen hätten, daß sie
 vierzig Jahre alt wären.

Aber eben weil es bey dieser Kirchenversammlung,
 von der man sonst nichts als die angeführten Schlüsse
 übrig hat, vorausgesetzt wird, daß diese fast durch-
 gängig wider die Priscillianisten gerichtet wären,
 kann die Geschichte dieser Parthen nicht eher fortge-
 setzt werden, als bis ihre Abweichungen von den Ka-
 tholischen in Lehren und Sitten entwickelt worden
 sind. Freylich ist dieses so gar leicht nicht, weil sich
 von ihr selbst keine Nachrichten darüber finden, und
 ihre Gegner nur beflissen gewesen sind, sie höchst irr-
 gläubig und lasterhaft vorzustellen, Gerüchte von ihr
 gesammelt, schlimme Folgerungen wider sie gezogen,
 auch wohl Widersprüche in ihrer Abschilderung be-
 gangen haben. Darinne kommen sie alle mit einan-
 der überein, und es scheint auch am glaubwürdigsten
 zu seyn, daß die Priscillianisten überhaupt dem
 gnostischen, und besonders dem manichäischen
 Lehrbegriffe zugethan gewesen sind; ohne doch ganz
 mit

mit einem von beiden übereinzustimmen. Augusti-
 nus setzt noch hinzu, daß in den Unflat ihrer Ketzereien, gleichsam als in eine Grundsuppe, auch noch
 manches aus andern Ketzereien, mit einer abscheuli-
 chen Mischung zusammengestoßen sey. (de Haeres. c. 70.) Allein weder er, noch die übrigen Schriftsteller,
 belehren uns, (nach der gewöhnlichen Behandlungs-
 art ketzerischer Lehrgebäude bey den alten Kirchenleh-
 rern,) in welchem Zusammenhange alle dem Anscheine
 nach abgerissene Lehrsätze der Priscillianisten mit
 einander gestanden haben.

Es würde in der That am erwünschtesten seyn, wenn Sulpicius Severus, der in diesem Theil seiner Geschichtsbücher einen ziemlich guten historischen Anstand beobachtet hat, eine nähere Beschreibung von dem Lehrbegriffe dieser Parthen hinterlassen hätte. Doch außer dem allgemeinen Ketzernahmen, den er ihr beilegt, wie man bereits gesehen hat, sind es nur einige besondere Umstände, die er noch beibringt, und die in die folgende Erzählung eingeflochten werden müssen. Früher als er, und zur Zeit des Ursprungs der Priscillianisten selbst, räumte ihnen Philastrius eine Stelle in seinem langen Ketzerverzeichnisse ein. (de Haeresib. c. 84.) Denn daß sie es sind, die er unter dem Nahmen der Enthalt samen, (Abstinentes) als Irrgläubige in Gallien, Spanien und Aquitanien nennt, ist schon an einem andern Orte (Th. IX. S. 371.) bemerkt worden: und Walch (Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereien, Th. III. S. 434. fgl.) hat darüber noch einige nützliche Erläuterungen mitgetheilt. Philastrius versichert also von ihnen, daß sie die Menschen überreden, die Ehen zu trennen, und sich mancher Speisen zu enthalten; daß sie eine Gnade versprechen, welche Christus nicht durch eine Vorschrift des Gesetzes, sondern um eine höhere Vollkommen-
 U 5 heit

heit im Himmel zu erlangen, der Willführ des Men-
 schen überlassen hat. Nach einer kurzen und schlech-
 ten Widerlegung dieser Irrlehren, fährt er fort:
 Das thun sie aber deswegen, damit sie, indem sie die
 Speisen nach und nach verachten, sagen können, diese
 wären nicht gut, folglich auch nicht zu dieser Absicht
 den Menschen von Gott gegeben; sondern vielmehr
 nach ihrer Meinung, vom Teufel gemacht. Daß
 Philastrius in einer andern Stelle (c. 61.) unter
 dem Nahmen der Manichäer in Spanien, auch
 die Priscillianisten verstehe, hat man längst einge-
 sehen.

Mehr als drenßig Jahre darauf, etwa um das
 Jahr 415, setzte der Presbyter Paulus Orosius,
 der schon in dieser Geschichte (Th. VII. S. 314. fg.)
 vorgekommen ist, von eben dieser in seinem Vater-
 lande Spanien noch fortdauernden Parthen, eine
 Nachricht für den Augustinus auf, (*Consultatio seu*
Commonitorium de errore Priscillianistarum et Ori-
genistarum, in Augustini Opp. Tom. VIII. p. 431.
 sq. ed. Antverp.) die zwar auch ihre Mängel hat;
 aber doch vollständiger und in der Hauptsache zuver-
 läßiger zu seyn scheint, als die übrigen. Er meldet
 darinne, daß Priscillianus in so fern noch ärger als
 die Manichäer gewesen sey, weil er seine Irrthü-
 mer auch aus dem alten Testamente zu bestärken ge-
 sucht habe. Seine Lehren wären folgende gewesen,
 daß die von Gott gebohrne Seele aus einem gewissen
 Vorrathshause hervorkomme; daß sie verspreche, vor
 Gott zu streiten; daß sie durch Ermahnungen der
 Engel unterrichtet werde; nachher, indem sie durch
 einige Kreise herabsteige, von den bösen Fürsten ge-
 fangen, und nach dem Willen des siegenden Fürsten
 in verschiedene Körper gestoßen, auch jeder derselben,
 mit einer Handschrift (*chirographum*) bezeichnet
 werde. Daraus leitete er den wichtigen Gebrauch
 der

der *Mathesis* (der Sterndeuteren,) her, indem er behauptete, daß Christus diese Handschrift getilgt, und durch sein Leiden ans Kreuz geheftet habe, denn so sage er selbst in einem seiner Briefe: „Das ist die erste Weisheit, an der Gestalt der göttlichen Seelen, die Kraft der Natur und die Einrichtung des Körpers zu erkennen. Hierinne scheint Himmel und Erde verbunden, und alle Fürsten der Welt scheinen angestrengt zu seyn, um die Einrichtungen der Heiligen zu überwinden. Denn die Patriarchen nehmen den ersten Kreis Gottes, und die göttliche Handschrift der ins Fleisch zu sendenden Seelen ein, so wie dieselbe durch Uebereinstimmung Gottes, der Engel und aller Seelen verfertigt worden ist; dagegen sie auch zum wirklichen Kriege bereit sind.“ (Eine Uebersetzung der Worte: *Formalis militiae opus possident*, welche nicht weniger dunkel sind, als die übrige ganze Stelle des Priscillianus.) Er lehrte nemlich, so fährt Orosius fort, daß die Nahmen der Patriarchen Glieder der Seele wären; wie zum Beispiel, Ruben im Kopfe, Juda in der Brust, Levi im Herzen, Benjamin in den Hüften, und dergleichen mehr; in den Gliedern des Leibes aber, glaubte er, wären die Himmelszeichen angebracht, wie der Widder im Kopfe, der Stier im Nacken, die Zwillinge in den Armen, der Krebs in der Brust, und so weiter. Er nahm ferner eine ewige Finsterniß an, aus welcher der Fürst der Welt hervorgegangen seyn sollte. Eben dieses bestätigte er durch ein gewisses Buch, (*Memoria Apostolorum*) worinne der Erlöser insgeheim von seinen Schülern befragt wird, und zeigt, daß der Säemann in dem von ihm gebrauchten Gleichnisse, kein guter gewesen sey, indem er sonst nicht den Saamen längs den Weg, oder an andere unschickliche Derter ausgestreut haben würde; es sey vielmehr derjenige gewesen, welcher die gefangenen Seelen in verschiedene Körper nach seinem Gefallen aus-

3 n.
E. St.
363^a
bis
430.

J. n. ausgestreuet habe. In eben demselben Buche werde
E. G. auch viel von dem Fürsten der Feuchtigkeiten, und
³⁶³
⁶¹⁸ von dem Fürsten des Feuers gesagt, indem Priscil-
^{430.} lianus zu verstehen gebe, daß alles Gute in der
Welt durch Kunst, nicht durch Gottes Macht, ge-
schehe. Insonderheit sagte er, daß Gott, wenn er
den Menschen Regen geben wolle, dem Fürsten der
Feuchtigkeiten, das Licht als eine Jungfrau zeige;
wenn dieser sie zu umfassen begierig sey, so schwinde er
vor Bewegung, und mache dadurch Regen; wenn sie
ihn aber verlasse, so erzeuge er durch sein Brüllen den
Donner. Die Dreyeinigkeit lehre er bloß mit Wor-
ten, indem er eine Verbindung ohne persönliches
Daseyn und Eigenschaft behauptete; so daß Vater,
Sohn und heiliger Geist nur Einer, nemlich Chris-
tus, wären.

Auf diese Schrift seines Freundes und Verehrers
antwortete zwar Augustinus durch eine weit aus-
führlichere; (ad Orosium contra Priscillianistas et
Origenistas, Liber, l. c. p. 434. sq.) bemerkte, daß
er in andern Schriften, besonders in den wider die
Manichäer gerichteten, schon vieles auch gegen die
Priscillianisten brauchbare gesagt habe; setzte über-
dies, weil ihm Orosius berichtet hatte, daß zweyen
Priscillianisten die Lehrsätze des Origenes ange-
nommen hätten, einiges wider diese letztern hinzu;
brachte aber über die erstere Parthey gar nichts Merk-
würdiges bey. Doch gegen das Ende seines Lebens,
um das Jahr 428, da er mehr Kenntnisse von der-
selben gesammelt hatte, gab er von ihr folgenden
Begriff. (de Haeresib. c. 70.) Um ihre Befleckungen
und schändlichen Seiten zu bedecken, haben die Pris-
cillianisten unter ihren Lehrsätzen auch diese Worte:
Schwöre! schwöre auch falsch! nur verrathe
kein Geheimniß! (Iura! periura! secretum pro-
dere noli!) Sie sagen, daß die Seelen, gleicher
Natur

Natur und Substanz mit Gott, zu einem freywilligen Kampfe auf der Erde, durch sieben Himmel und gewisse Fürstenthümer nach und nach herabstiegen, wo sie denn auf den bösen Fürsten stießen, von welchem diese Welt gemacht sey, und welcher sie in verschiedene fleischliche Körper säe. Sie behaupten auch, daß die Menschen durch das Verhängniß der Gestirne verknüpft wären, und unser Leib selbst nach den zwölf Himmelszeichen zusammengesetzt sey. Das Fleisch vermeiden sie als eine unreine Speise; sie trennen auch die Ehegatten, die sie dazu bereden können, wenn gleich der eine davon solches nicht will, weil sie die Schöpfung alles Fleisches den bösen Engeln beilegen. Sie verwerfen nicht allein keines von den kanonischen Büchern der Bibel; sondern bedienen sich auch der apokryphischen; drehen aber alles, was darinne ihren Irrthum zerstört, durch Allegorien zu ihrem Vortheil. Endlich denken sie von der göttlichen Dreyeinigkeit, wie die Sabellianer. — Noch vorher, ehe Augustinus dieses schrieb, war er um das Jahr 420. vom Consentius gefragt worden, ob man wohl, um die Priscillianisten und ihre Geheimnisse auszuforschen, weil sie doch durch Leugnen und Lügen, ja durch falsches Schwören, ihre Ketzereyen versteckten, sich, wie einige Katholische thaten, stellen dürfe, als wenn man zu ihrer Parthen gehöre? Zur Antwort setzte er ein besonderes Buch auf, (contra mendacium ad Consentium, p. 327. sq. T. VI. Opp.) worinne er dieses leugnete. Daß die Priscillianisten wirklich geglaubt haben, man sey berechtigt, zur Verbergung seiner Religion zu lügen, beweiset er aus der Schrift eines ihrer Bischöfe Dictinnius, die er das Pfund (Libra) genannt hatte, weil er es, wie die Römer das Pfund in zwölf Unzen, in eben so viele Abschnitte theilte. Augustinus widerlegt die Gründe dieser Meinung, welche aus der heiligen Schrift hergenommen wurden, indem er

3. n.
E. G.
363
bis
430.

zu

9. n. zu zeigen suchte, daß die aus derselben angeführten
 E. G. Lügen theils keine gewesen wären, theils nicht nach-
 363
 bis geahmt werden dürften. Gelegentlich nennt er noch
 430. andere Lehren der Priscillianisten; die aber schon in
 seiner vorher gedachten Schrift stehen. — Wenige
 Zusätze zu diesen Nachrichten finden sich noch in eini-
 gen seiner Briefe. So sieht man aus einem dersel-
 ben, daß die Priscillianisten, gleich den Mani-
 chäern, am Sonntage gefastet haben, unter dem
 Vorwande, die Apostel hätten selbst (Apost. Gesch.
 E. XX. v. 7.) ein Beispiel darinne gegeben; (Ep.
 XXXVI. p. 60. T. II. Opp.) und aus einem andern,
 (Ep. CCXXXVI. p. 644. sq.) daß diese Parthen in ei-
 nem apokryphischen Buche, welches sie selbst den
 erweislich göttlichen Schriften vorzog, den Lobge-
 sang, den Christus nach der Ostermahlzeit gesun-
 gen hatte, (wie Matthäus E. XXVI. v. 30. meldet,) und
 der im neuen Testament um derer willen wegge-
 laßen worden sey, welche nach sich selbst, nicht aber
 nach dem Geiste und der Wahrheit Gottes gesinnt
 sind, aufbewahrt habe. — Auch versichert Augusti-
 nus in einer seiner Predigten, (Serm. CCXXXVIII,
 p. 694. T. V. Opp.) daß die Priscillianisten Christo
 bloß einen Geist, aber kein wahres Fleisch, beigelegt
 hätten.

Dieses sind ohngefähr die vornehmsten Erzählun-
 gen der Schriftsteller des Zeitalters selbst, in welchem
 die gegenwärtige Geschichte steht, von den Priscillia-
 nisten. Denn so zuverlässig die meisten bey dem Au-
 gustinus befindlichen, wegen der beständigen ge-
 nauern Verbindung der afrikanischen Gemeinen mit
 den spanischen, (wie Walch l. c. richtig angemerkt
 hat,) seyn mögen; so wenig weiß man von einer si-
 chern Quelle, aus der Hieronymus die seinigen ge-
 schöpft hätte. Daher trägt er sie theils ungewiß
 vor, wie um das Jahr 392. in einem seiner Bücher,
 (do

(de viris illustr. c. 221.) wo er meldet, daß Priscillianus noch immer von einigen gnostischer Irthümer beschuldigt, von andern aber dagegen vertheidigt werde; theils schreibt er in spätern Jahren, zwar bestimmter, aber fast nur im Allgemeinen, oder nach herrschenden Sagen, die Priscillianisten wären Gnostiker und Manichäer, hielten unzuchtige Zusammenkünfte, und rühmten sich, wie die Manichäer, einer Vollkommenheit, nach welcher man weder durch Gedanken, noch aus Unwissenheit sündige. (Opp. T. IV. P. II. Ep. XLIII. ad Ctesiphont. p. 476. 477. Prolog. Dial. advers. Pelagian. p. 484. Ep. LXXVIII. ad Marcellin. p. 642. ed. Martian.)

J. n.
T. G.
363
bis
430.

Unterdessen sind die übrigen vorher angeführten Nachrichten von dieser Parthen, so weit es einseitige seyn können, immer hinlänglich, um zu erklären, warum sie von den Katholischen angegriffen worden sey. Nicht als wenn sie alle ohne Ausnahme für ganz zuverlässig gehalten werden könnten. Ein Beispiel giebt der Vorwurf unzuchtiger Sitten ab, welchen man den Priscillianisten machte. Da man eben dieses beinahe allen gnostischen Parthenen vorgeworfen hat, und diese gleich den übrigen, wie es sich in der Folge noch deutlicher zeigen wird, einer strengen Sittenlehre zugethan war, auch keine beurkundeten Handlungen dieser Art bey derselben vorkommen: so scheint es, daß entweder manche geheime Versammlungen der Priscillianisten, (wie dieses der Fall bey den Christen überhaupt in den Augen der Heyden gewesen war,) oder wirklich wollüstige Ausschweifungen einiger unter ihnen, dazu Gelegenheit gegeben haben. Ein anderes Beispiel ist die Beschuldigung des Meinendes und Lügens, wodurch die Priscillianisten das Bekanntwerden und Bekennen ihrer Religion gehindert haben sollen. Deswegen, weil es Augustinus allein erzählt, ist es zwar noch nicht durch-

g. n. durchaus verwerflich : denn er beruft sich selbst auf
 C. G. das Zeugniß eines Schriftstellers der Priscilliani-
 363 sten. Dennoch aber beweiset er es auch aus diesem
 bis nicht, daß eine so weit getriebene Verstellung unter
 430. ihnen allgemein pflichtmäßig gewesen sey. Man kann
 noch hinzufügen, es könne nicht einmal, wie doch
 manche Neuere gethan haben, von allen oben benge-
 brachten Schlüssen der Kirchenversammlung von Ca-
 saraugusta vorausgesetzt werden, daß sie gegen Fehl-
 tritte oder Gebräuche der Priscillianisten gerichtet
 sind.

Genug, die oben genannte Synode trug es dem
 Itacius, Bischof von Osonuba, auf, den Inhalt
 ihrer Schlüsse überall auszubreiten, und den Bischof
 Hyginus, eben denjenigen, der zuerst gegen jene Re-
 kker Lärmen geblasen, nachher aber selbst sie in die
 Kirchengemeinschaft aufgenommen hatte, vor andern
 von derselben auszuschließen. (Sulpic. Sever. l. c. c.
 47.) Aber diese Wahl der versammelten Bischöfe war
 nicht glücklich gewesen. Denn Itacius, wie der
 Geschichtschreiber an einem andern Orte (c. 50.) ge-
 steht, „hatte eben so wenig Bedachtsamkeit, als Hei-
 ligkeit; er war kühn, geschwätzig, unverschämt, ver-
 schwenderisch, und wandte sehr viel auf gutes Essen
 und Trinken. Er gieng so weit in seiner Thorheit,
 daß er alle, auch heilige Männer, welche entweder
 fleißig lasen, oder mit einem Wetteifer fasteten, als
 Mitverbundene oder Schüler des Priscillianus an-
 klagte.“ Daher wirkten auch die Anordnungen die-
 ser Kirchenversammlung so wenig auf die Unterdrück-
 ung der Priscillianisten, daß vielmehr die beyden
 Bischöfe derselben, Instantius und Salvianus,
 um ihrer Parthen mehr Stärke zu verschaffen, den
 Priscillianus zum Bischof von Abila, (jetzt Avila,
 einer Stadt in Alt-Castilien, die aber damals zu
 Gallicien scheint gerechnet worden zu seyn,) weihten.
 Denn

Denn seine Gaben und seine schlaue Thätigkeit erwarben ihm vorzüglich das Recht, Lehrer und Oberhaupt zugleich abzugeben.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Erbittert über diesen Widerstand, wandten sich Idacius und Itacius nunmehr an die weltliche Obrigkeit, um durch deren Beistand die erst im Entstehen begriffene Parthen geschwinder zu vernichten. Ein unverständiger Entschluß, sagt Sulpicius Severus selbst, (c. 47.) indem es zwar der kürzeste Weg heißen konnte, Religionshändeln ein Ende zu machen, wenn Gesetze und Strafen der bürgerlichen Macht angewandt wurden; aber nichts unedlere Gesinnungen an christlichen Lehrern von der herrschenden Gemeine verrieth, als wider jeden Hauffen anders über die Religion denkender Christen, wie gegen Staatsverbrecher, sogleich die höchste Gewalt zu bewaffnen. Indessen war die Reizung zu einem solchen Verfahren bey hitzigen Köpfen unter den Katholischen immer heftiger geworden, seitdem die christliche Obrigkeit so oft, dem Willen des Clerus gemäß, sogenannte Ketzer zu Boden geschlagen hatte; und Eifer für die Rechtgläubigkeit rieth es ohnedies an, dieselben wo nicht durch die besten Mittel, doch durch die geschwindesten, zu entkräften. Die beiden Bischöfe erreichten auch auf eine Zeitlang ihre Absicht. Denn nach vielen schimpflichen Schritten, welche sie gethan hatten, (so erzählt es der Geschichtschreiber, l. c.) wußte Idacius von dem Kaiser Gratianus einen Befehl auszuwirken, kraft dessen alle Ketzer nicht allein aus ihren Kirchen und aus den Städten, sondern auch überhaupt aus Spanien, vertrieben werden sollten. Nun getraueten sich die Priscillianisten nicht, ihre Sache gerichtlich auszuführen; ihre Bischöfe verließen also ihre Aemter, und die übrigen zerstreueten sich aus Furcht.

3. n. Doch die drey Anführer dieser Parthen, Instan-
 t. G. tius, Salvianus und Priscillianus, bedienten
 363 sich anderer Mittel, um sich wieder aufzuhelfen, die
 bis ihnen zum Theil gelangen. Erstlich reisten sie nach
 430. Rom, in der Hoffnung, sich bey dem dortigen Bi-
 schof Damasus gegen alle Beschuldigungen zu retten.
 Ihren Weg nahmen sie durch Aquitanien, oder den
 an Spanien gränzenden Theil von Gallien, wo sie
 von denen, welche sie nicht kannten, prächtig empfan-
 gen wurden, und daher desto leichter ihre Lehrsätze da-
 selbst ausbreiteten. Besonders zogen sie die Einwoh-
 ner von Elusa, welche der Religion sehr eifrig erge-
 ben waren, auf ihre Seite. Nach Burdigala,
 (jezt Bourdeaux) ließ sie der Bischof Delphinus
 nicht kommen; gleichwohl hielten sie sich auf dem
 Landgute der Eucherotia, einer Wittve des oben ge-
 nannten Elpidius, eine Zeitlang auf, und gewannen
 auch da einige Anhänger. Ihre fernere Reise setzten
 sie nach der Erzählung des Sulpicius Severus,
 (c. 48.) in einer sehr schändlichen Begleitung fort,
 mit ihren und sogar fremden Frauen, worunter sich
 auch Eucherotia, und ihre Tochter Procula befan-
 den; von welcher letztern das Gerücht gieng, sie sey
 vom Priscillianus geschwängert worden, und habe
 ihr Kind durch Kräuter abgetrieben. Als sie nach
 Rom gekommen waren, verstattete ihnen Damasus
 nicht einmal den Zutritt. Sie giengen also nach
 Mediolanum zurück; fanden aber beym Ambro-
 sius eine eben so schlechte Aufnahme. Nachdem sie
 solchergestalt vergebens gesucht hatten, die beiden an-
 gesehensten Bischöfe der abendländischen Kirche zu be-
 rücken: brachten sie es endlich durch vieles Anhalten,
 und durch Geschenke, mit welchen sie den kaiserlichen
 Oberhofmeister (Magister officiorum) Macedonius
 bestachen, so weit, daß die vorhergehende Verord-
 nung vom Kaiser aufgehoben, und sie wieder in ihre
 kirchliche Aemter eingesetzt wurden. Instantius
 und

und Priscillianus gelangten auch wirklich zum Besitze derselben; Salvianus aber war in Rom gestorben.

J. n
E. G.
363
bis
430

Itacius (denn so scheint es, daß man den verdorbenen Namen beim Sulpicius, c. 49. lesen müsse,) hatte zwar Muth genug, sich diesem neuen Aufkommen der Priscillianisten zu widersetzen. Allein da sie auch den Proconsul oder Statthalter von Spanien, Volventius, durch Geld eingenommen hatten: so richtete er nichts aus. Er wurde vielmehr selbst von ihnen, als ein Friedensstörer der Gemeinen, verklagt, und es ergieng ein Befehl, daß man ihn gefangen setzen sollte. Dieser Gefahr entging er durch seine Flucht nach Gallien, wo er sich bey dem Oberstatthalter (praefectus praetorio) Gregorius beschwerte. Gregorius gab eine Verordnung, daß die Stifter der Unruhen vor ihn gestellt werden sollten; stattete auch seinen Bericht darüber an den Kaiser ab, um dem Anbringen der Priscillianisten vorzubeugen. Aber bey Hofe war einmal durch einige mächtige und geldbegierige Personen alles feil geworden. Mithin brachte es die gedachte Parthen durch eine große Geldsumme, welche sie dem Macedonius ertheilte, dahin, daß dem Gregorius die Untersuchung dieser Sache genommen, und dem neuen Befehlshaber oder Vicarius von Spanien aufgetragen wurde. Es wurden sogar kaiserliche Bediente abgeschickt, welche den Itacius von Treveri nach Spanien zurückführen sollten; allein er wich ihnen listig aus; wurde auch nachher von dem dortigen Bischof Pritannius beschützt.

Mitten unter diesen Bewegungen ereignete sich eine Staatsveränderung im römischen Reiche, durch welche auch der Zustand der Priscillianisten seine entscheidende Wendung erhielt. Im Jahr 383. warf

J. n.
E. G.
363
bis
430.
 warf sich Maximus in Britannien zum Kaiser auf; gieng aber bald mit seinem Kriegsheere nach Gallien hinüber, wo Gratianus von den seinigen verlassen wurde, und in die Hände der Feinde fiel, die ihn umbrachten. Da sich Maximus solchergestalt im Besitze der westlichen Länder des Reichs, die derselbe regiert hatte, befestigt sah, nahm er seinen Sitz zu Treveri: und hier überreichte ihm Itacius eine heftige Klagschrift wider den Priscillianus und dessen Anhänger, denen er allerhand Verbrechen vorwarf. Der Kaiser befahl sogleich dem Oberstatthalter und dem Vicarius von Spanien, daß alle Anhänger dieser Parthey vor einer zu Burdigala zu haltenden Kirchenversammlung erscheinen sollten. Instantius und Priscillianus wurden, allem Ansehen nach, noch im Jahr 384. dahin gebracht. Jener verantwortete sich so schlecht, daß man ihn seines Bisthums entsetzte. Priscillianus hingegen appellirte, um nicht von Bischöfen gerichtet zu werden, an den Kaiser. Die versammelten Bischöfe ließen auch diese Appellation gelten. „Es war eine Schwachheit von ihnen, schreibt Sulpicius Severus, (c. 49.) daß sie dieses thaten: denn entweder hätten sie ein Urtheil über den Widerspenstigen fällen, oder, wenn sie sich selbst so verdächtig vorkamen, andern Bischöfen die Untersuchung aufbehalten, nicht aber dem Kaiser die Erörterung so offener Verbrechen überlassen sollen.“ Die Meinung des Geschichtschreibers scheint aus diesen Worten deutlich hervorzuleuchten; und es ist doch immer zweifelhaft, ob er überhaupt geglaubt habe, daß die Angelegenheiten der Kirche und der Geistlichkeit gar nicht für die weltliche Obrigkeit gehörten? oder ob er nur dieselben, wenn sie bereits vor einem kirchlichen Gerichte anhängig waren, nicht vor ein bürgerliches gezogen wissen wollte? Andere seiner Stellen machen es wenigstens wahrscheinlich, daß er hier die Unabhängigkeit

gigkeit des Lehrstandes im Ganzen von weltlichen Gerichten vertheidigt habe. Es ist auch merkwürdig, daß er von Verbrechen, nicht von Irrthümern, redet: desto williger hätte er zugestehen sollen, daß die Berufung des Priscillianus auf den Kaiser sehr rechtmäßig gewesen sey.

J. n.
L. S.
363
bis
430:

Alle Beklagte also mußten sich an dem kaiserlichen Hofe einfinden. Ihre Gegner, Idacius und Itacius, kamen auch dahin; aber es war ihnen, sagt Sulpicius, (c. 50.) so viel daran gelegen, den Sieg über die Ketzer davon zu tragen, daß sie durch die dabei bewiesene Hitze tadelhaft wurden. Der elende Itacius, fährt er fort, unterstand sich sogar, dem Bischof Martinus von Turonum, einem Manne, den man völlig den Aposteln gleich schätzen konnte, öffentlich diese schändliche Ketzeren vorzuwerfen. Denn Martinus, der sich damals zu Treveri aufhielt, gab dem Itacius unaufhörliche Verweise, und suchte ihn zu vermögen, daß er die Klage fahren ließe. Den Kaiser aber bat er, ja nicht das Blut jener Unglücklichen zu vergießen; es sey schon dieses vollkommen hinlänglich, daß Ketzer, die durch den Ausspruch von Bischöfen verurtheilt worden, aus ihren Kirchen verjagt würden; das hingegen sey ein neues und unerhörtes Unrecht, daß eine kirchliche Angelegenheit von einem weltlichen Richter entschieden werden sollte. Diese Vorstellungen thaten auch die Wirkung, daß die Untersuchung der Sache, so lange Martinus zu Treveri blieb, aufgehoben wurde.

Allein nach seiner Abreise übergab sie Maximus, den zween Bischöfe Magnus und Rufus von seiner gelinden Denkungsart abgezogen hatten, dem Oberstatthalter Evodius, einem scharfen und strengen Manne. Dieser verhörte den Priscillianus zweimal,

363
 bis
 430.

mal, überführte ihn seiner Verbrechen, und da derselbe selbst gestehen mußte, daß er unzuchtige Lehren vorgetragen, nächtliche Zusammenkünfte schändlicher Weiber angestellt, und gewöhnlich nackt gebetet habe; so erklärte er ihn für schuldig, ließ ihn auch ins Gefängniß setzen, bis er alles dieses dem Kaiser gemeldet haben würde. Maximus fällte auf seinen Bericht das Urtheil, daß Priscillianus und seine Anhänger hingerichtet werden sollten. (Sulpic. Sever. c. 50.) Hier ist freilich die Nachricht des Geschichtschreibers, gerade wo man sie sehr vollständig wünscht, am mangelhaftesten. Man braucht vornehmlich zu wissen, warum eigentlich Priscillianus und seine Glaubensgenossen am Leben gestraft werden sollten? ob wegen irriger Lehrsätze? oder wegen wirklicher Missethaten? oder wegen beider Ursachen zugleich? Das letztere könnte man aus der ganzen Erzählung des Sulpicius schließen, der Verbrechen (maleficium) und Lehrsätze (obscoenas doctrinas) mit einander verbindet. Aber selbst der Ausdruck, dessen er sich von den Irrlehren bedient, scheint nur solche anzuzeigen, welche Unzucht begünstigen. Es kann seyn, daß er es empfunden hat, wie wenig es christlichen Grundsätzen gemäß seyn würde, Ketzer, bloß als solche, mit Lebensstrafen zu belegen, und daß er daher die Priscillianisten mehr als Verbrecher dargestellt hat.

Nun merkte Itacius, wie verhaßt er sich bey den Bischöfen machen würde, wenn er bis zuletzt dem gerichtlichen Verfahren wider die Beklagten, (denn es mußte noch einmal wiederholt werden,) beizuohnte. Er entfernte sich also von denselben; aber nur nachdem er bereits alles zur Reise gebracht hatte. Maximus ernannte darauf einen andern Kläger, den Kammeradvokaten Patricius, auf dessen Anhalten das gesprochene Urtheil vollzogen wurde. Priscil-
 lianus,

lianum, und mit ihm Felicitinus und Armenius, J. C. 36 bis 43
zween Geistliche, welche vor kurzem seine Parthen
genommen hatten, ingleichen Latronianus und
Euchrotia, wurden im Jahr 385. zu Treveri ent-
hauptet. Instantius ward auf die jenseits Bri-
tannien liegende Insel Sylina, (vermuthlich die
heutige Insel Scilly, sonst die vornehmste einer
Menge anderer davon genannten Inseln, welche auch
die Sorlingischen heißen, und zwischen England
und Irland liegen,) verwiesen. Zu Folge neuen
Urtheilsprüchen, welche bald darauf ergiengen, wur-
den Asarinus und der Diaconus Aurelius mit dem
Schwerdte hingerichtet. Dem Tiberianus nahm
man seine Güter, und wies ihm ebenfalls die Insel
Sylina zum Aufenthalt an. Tertullus, Pota-
mius und Johannes wurden, als Leute von niedri-
gem Stande, und die deswegen einige Gnade ver-
dienten, weil sie, noch ehe man sie mit der Marter be-
legte, ihre und ihrer Mitschuldigen Vergehungen be-
kannt hatten, nur auf einige Zeit in gewisse Gegen-
den von Gallien verwiesen.

Diese Hauptnachricht des Sulpicius Severus
(1. c. c. 51.) wird durch andere Schriftsteller dieser
und der gleich folgenden Zeit, theils bestätigt, theils
erläutert. Außer den Chronikenschreibern, Pros-
per (ad a. 380.) und Idacius (ad a. 387.) welche
diese Begebenheit nur kurz erzählen, meldet Hie-
ronymus (de viris illustr. c. 121.) vom Priscillia-
nus, daß die Parthen des Idacius und Itacius
seinen Todt befördert habe; vom Latronianus, (c.
122.) daß dieser Spanier ein sehr gelehrter Mann
gewesen, und durch seine Gedichte, deren noch ver-
schiedene vorhanden wären, den Alten gleich gekom-
men sey; endlich vom Tiberianus, (c. 123.) daß
er ebenfalls ein Spanier gewesen sey; sich gegen den
Verdacht des Priscillianus durch eine schwülstige und
mühsam

J. n. mühsam ausgearbeitete Schusschrift vertheidigt; nach
 E. G. der Hinrichtung seiner Freunde aber, aus Verdruss
 363 über seine Verweisung, seine bisherigen Gesinnun-
 430 gen geändert, und nach der heiligen Schrift, wie der
 Hund, der das Gespieene frisst, seine bereits Christo
 geweihte Tochter verheyrathet habe. Man hat selbst
 von dem Kaiser Maximus noch einen Brief, der
 auch diese Angelegenheit betrifft, an den römischen
 Bischof Siricius, den Baronius (Annal. Eccle-
 siast. a. 387. n. 65.) herausgegeben hat; aus dem
 man aber doch weniger erfährt, als man erwartet.
 Eigentlich ist es ein Antwortschreiben auf einen Brief
 dieses Bischofs, welcher ihm die Rechtgläubigkeit und
 Kirchensachen empfohlen hatte. Maximus versi-
 cherte ihm dagegen, daß er auf die unverletzte Erhal-
 tung des wahren Glaubens, mit Wegräumung aller
 Uneinigkeit und Uebereinstimmung aller Bischöfe, be-
 dacht sey. „Von unserer Ankunft, schreibt er, (ver-
 muthlich in Gallien,) haben wir manches durch la-
 sterhafte Leute so sehr verunreinigt angetroffen, daß,
 wenn wir nicht aus Gottesfurcht geschwind eine heiz-
 lende Fürsorge dabey angewandt hätten, eine große
 Trennung und Verschlimmerung, fast unheilbare
 Ausschweifungen aufgewachsen seyn würden. Uebri-
 gens wünschte ich, daß deine Heiligkeit dasjenige,
 was seit kurzem von den Schandthaten der Mani-
 chäer, nicht bloß durch Anzeichen, oder durch un-
 gewissen Argwohn, sondern durch ihr eigenes gericht-
 liches Bekenntniß, ans Licht gezogen worden ist, lie-
 ber aus den urkundlichen Nachrichten, als aus mei-
 ner Erzählung kennen lernen möge; weil wir so gar-
 stige Handlungen, die auch schändlich zu sagen sind,
 nicht ohne Schaam nennen können.“

So wenig man über die wahre Beschaffenheit des
 Religionseifers, von dem sich Maximus das Anse-
 hen gab, urtheilen kann; so ist es doch gewiß, daß
 er

er denselben durch Härte und Habsucht ziemlich be-
 fleckt hat. Es war schon tadelhaft genug, daß Leute,
 denen man mehr irrige Lehrsätze, als Verbrechen vor-
 werfen oder beweisen konnte, gleich Mißethätern be-
 straft wurden, nachdem ihnen das Bekenntniß straf-
 würdiger Handlungen durch die Marter ausgepreßt
 worden war. Aber eben dieselben Bischöfe, welche
 dieses Verfahren dem Kaiser eingegeben oder gebilligt
 hatten, brachten ihn auch so weit, daß er schon im
 Begriff war, Kriegsbefehlshaber mit uneingeschränk-
 ter Gewalt nach Spanien zu schicken, wo sie gericht-
 liche Untersuchungen wider die Ketzer vornehmen, ih-
 nen Leben und Vermögen nehmen sollten. „Die Folge
 davon, sagt Sulpicius Severus, (Dial. III. de
 virtutib. B. Martini, c. XI. p. 324. Berol. 1668. 12.)
 würde ohne Zweifel diese gewesen seyn, daß dadurch
 eine große Menge der frommsten Männer das Leben
 verloren hätte. Denn man machte damals keinen
 genauen Unterschied zwischen den Menschen; man ur-
 theilte bloß nach den Augen, und schloß mehr aus
 der blaffen Farbe, oder aus dem Kleide, als aus dem
 Glauben, daß jemand ein Ketzer sey.“

Indem dieses zu Treveri vorgieng, langte der
 Bischof Martinus abermals daselbst an. Er hatte,
 wie man oben gesehen hat, die gewaltthätige Behand-
 lung der Priscillianisten bey Hofe sehr gemißbilligt.
 Jetzt kam er hauptsächlich an denselben, um die fer-
 nern so viel Unglück drohenden blutigen Anstalten wi-
 der dieselben zu hintertreiben; wiewohl er auch noch
 andere Geschäfte betreiben, und besonders eine Fürbit-
 te bey dem Kaiser für zween ansehnliche Männer, die
 durch eine standhafte Treue gegen den Gratianus
 seine Feindschaft auf sich geladen hatten, einlegen
 wollte. In jener Hauptsache durchzudringen, schien
 beinahe unmöglich zu seyn. Denn Maximus
 schüzte nicht nur die Verfolger der Priscillianisten

J. n. so nachdrücklich, daß sich niemand unterstand, ihnen
 E. G. die beförderte Hinrichtung von Menschen vorzuwer-
 363
 bis fen, den einzigen Bischof Theognistus ausgenom-
 430. men, der öffentlich die Kirchengemeinschaft mit ihnen
 aufhob; sondern sie verstärkten sich auch durch den
 Beitritt mehrerer Bischöfe, die um diese Zeit nach
 Treveri gekommen waren, vermuthlich um den neuen
 Bischof dieser Hauptstadt Selix zu weihen. Da
 diese alle mit dem Itacius in kirchlicher Einigkeit
 lebten: so wurden sie durch die Nachricht von der na-
 hen Ankunft und den Absichten des Martinus sehr
 bestürzt. Außerdem daß sie seine Unzufriedenheit mit
 ihrem Betragen kannten, fürchteten sie hauptsächlich,
 er möchte sich von ihrer Kirchengemeinschaft trennen,
 und nicht wenige andere möchten diesem Beispiele ei-
 nes so allgemein verehrten Mannes folgen. Sie be-
 rathschlagten sich also mit dem Kaiser darüber, den
 der Geschichtschreiber, aus welchem alles dieses gezo-
 gen ist, (Sulpic. Sever. l. c. p. 323-sq.) einen zwar
 sonst guten Herrn nennt; den aber die Bischöfe übel
 geleitet hätten. Auf ihren Rath schickte ihm Maxi-
 mus Hofbediente mit dem Verbote entgegen, daß er
 nicht in die Stadt kommen sollte, wenn er nicht zum
 voraus verspräche, den Kirchenfrieden mit den da-
 selbst versammelten Bischöfen mitzubringen. Allein
 Martinus wich diesem Befehle durch die Erklärung
 aus, er werde mit dem Frieden Christi hinkommen.
 Er gieng des Nachts in die Stadt, verrichtete so-
 gleich in einer Kirche sein Gebet, und erschien am fol-
 genden Tage im kaiserlichen Palaste. Zween Tage
 hindurch versagte ihm der Kaiser das Gehör: entwe-
 der um ihm das drückende Ansehen eines Schuldigen
 zu geben: oder weil er ihn unversöhnlich haßte: oder,
 wie die meisten damals glaubten, weil es seine Geld-
 begierde nicht zugab, die nach den Gütern der Ketzer
 schmachtete. Denn dieser Fürst, sagt Sulpicius,
 der sonst viel Ruhmliches an sich hatte, soll gleich-
 wohl

wohl von der Habsucht leicht überwältigt worden ^{J. n.} seyn; man müßte ihn denn damit entschuldigen, daß ^{E. G.} er zu den Bedürfnissen seiner fast immer kriegeri- ³⁶³ schen Regierung, die erschöpfte Schatzkammer habe ^{bis} anfüllen müssen. ^{430.}

Mittlerweile ließen die Bischöfe, deren kirchlichen Gemeinschaft sich Martinus entzog, äußerst unruhig zum Kaiser, und beklagten sich, daß sie durch denselben schon vorläufig verurtheilt wären; daß es um ihre Würde geschehen sey, wenn die Hartnäckigkeit des Theognistus noch durch das Ansehen des Martinus bewaffnet werden sollte. Sie stellten vor, daß dieser Bischof gar nicht in die Stadt hätte gelassen werden sollen; daß er nicht mehr bloß ein Vertheidiger, sondern vielmehr ein Ketzer der Ketzer sey; und daß man den Priscillianus vergebens habe hinrichten lassen, wenn Martinus seinen Tod rächen dürfte. Zuletzt warfen sie sich gar dem Kaiser zu Füßen, und flehten ihn mit Thränen und Wehklagen an, er möchte seine höchste Gewalt wider diesen einzigen Mann gebrauchen. Wirklich fehlte auch wenig daran, daß er genöthigt worden wäre, den Martinus wie einen Ketzer zu behandeln. Allein so übertrieben auch seine Gewogenheit gegen die Bischöfe war; so wußte er doch gar wohl, schreibt Sulpicius Severus, (l. c. c. 12. p. 326.) daß Martinus an Glauben, Heiligkeit und Tugend vor allen Menschen den Vorzug habe. Er bemühte sich also durch andere Mittel ihn zu überwinden. Zuerst ließ er ihn heimlich zu sich rufen, und hielt ihm in sanften Worten vor, die Ketzer wären doch mit allem Rechte, mehr nach dem Gange öffentlicher Gerichte, als durch Verfolgung der Bischöfe, verurtheilt worden; er habe keine Ursache, warum er die Kirchengemeinschaft mit dem Itacius und dessen Anhängern verwürfe; Theognistus habe mehr aus Haß, als mit Grunde, eine

363
bis
430. eine Trennung gestiftet, und sey auch der einzige hier-
E. G. inne geblieben. Es hatte auch in der That die vor-
wenigen Tagen gehaltene Synode den Itacius von
aller Schuld frengesprochen. Doch diese Vorstellun-
gen rührten den Martinus nicht. Daher wurde
der Kaiser äußerst gegen ihn aufgebracht, eilte plöz-
lich von ihm weg, und schickte bald darauf Befehls-
haber ab, um diejenigen hinrichten zu lassen, für
welche Martinus gebeten hatte.

Sobald Martinus dieses erfuhr, und das ge-
schah, als es bereits Nacht war, so drang er sogleich
in den Pallast ein, und versprach, wenn man Nach-
sicht bezeigen wollte, die Kirchengemeinschaft mit den
Bischöfen zu erneuern; nur möchte man die schon
zum Untergange der Gemeinen nach Spanien abge-
sandten Befehlshaber zurückrufen. Maximus be-
willigte ihm alles ohne Aufschub. Am folgenden
Tage wurde Felix geweiht, ein sehr heiliger Mann,
wie ihn der Geschichtschreiber (l. c. c. 13. p. 327.)
nennt, und der es völlig werth war, zu bessern Zei-
ten Bischof zu werden. An diesem Tage also trat
Martinus mit den Bischöfen wieder in kirchliche
Gemeinschaft, indem er glaubte, es sey besser, vor
der Hand nachzugeben, als diejenigen im Stiche zu
lassen, über deren Nacken bereits das Schwerdt ge-
zückt war. Dennoch konnten ihm die Bischöfe durch
das heftigste Anhalten eine schriftliche Unterzeichnung
der eingegangenen Kirchengemeinschaft nicht auspres-
sen. Er reiste auch gleich des andern Tages eilfertig
weg, und seufzete unterwegs traurig darüber, daß
er auch nur auf eine Stunde an der Gesellschaft
schlechter Leute Antheil genommen hatte. Sulpi-
cius Severus erzählt sogar überdies aufs zuver-
sichtlichste, (l. c. p. 328.) daß da Martinus allein
auf seiner Reise sitzend, die Gründe für und wider
sein Betragen überdachte, ein Engel ihm erschienen
sey,

fen, der zwar seine Reue gebilligt, aber auch hinzugesetzt habe, er hätte sich nicht anders aus dieser Sache loswickeln können; nur möchte er künftig seine alte Standhaftigkeit wieder behaupten. Er nahm sich wirklich von der Zeit an sehr in Acht, fährt der Geschichtschreiber fort, mit der Parthen des Itacius eine Gemeinschaft zu unterhalten; gestand uns aber auch mehrmals weinend, daß er durch eine erzwungene, kaum auf einen Augenblick eingegangene Verbindung, einen Abgang an geistlichen Kräften erlitten habe; so daß er seitdem die Besessenen nicht so geschwind und wirksam als ehemals heilen konnte. Er hat daher auch während der sechszehn Jahre, die er noch lebte, keine einzige Versammlung der Bischöfe mehr besucht.

f. n.
C. G.
363
bis
430.

Martinus war es nicht allein unter den christlichen Lehrern dieser Zeit, der die Gewaltthatigkeiten gegen die Priscillianisten öffentlich mißbilligte. Ambrosius, Bischof zu Mediolanum, auch einer der angesehensten Bischöfe, that es mit einem noch beharrlicherm Muth. Er war im Jahr 387. von dem Kaiser Valentinianus an den Maximus abgeschiedt worden, weil dieser auch Italien und das übrige Gebiet desselben bedrohte. Als er nach Treveri kam, entzog er sich, wie er selbst erzählt, ganz der kirchlichen Gemeinschaft mit denjenigen Bischöfen, mit welchen sie der Kaiser unterhielt; oder welche den Todt der Irrlehrer begehrt hatten. Dafür brachten sie auch den Kaiser dahin, daß er ihm befahl, sogleich aus der Stadt wieder abzureisen. Ambrosius sah außerdem noch den traurigen Auftritt, daß der oben genannte Bischof Syginus, der so alt war, daß er kaum den letzten Athem holte, von Kleidern und allen übrigen Bedürfnissen entblößt, ins Elend verwiesen wurde, ohne daß er durch seine Fürbitte bey den Hofbedienten des Maximus

das

J. n. das Schicksal desselben hätte erleichtern können.
 C. G. (Ambros. Epist. LVI. p. 321. Paris. 1603. fol.)
 363 bis 430. Desto mehr blieb Ambrosius bey seinen Gesinnun-
 gen über diese Angelegenheit auch in der Folge. Er
 vergleicht in einem seiner Briefe (Epist. LII. p. 310.
 sq.) den Itacius und seine Anhänger mit den Pha-
 risäern in der evangelischen Geschichte, welche unter
 dem Vorwande, die Vollstreckung der Geseze zu be-
 fördern, das ehebrecherische Weib bey dem Erlöser
 verklagt hatten, um von ihm ein Verdammungsur-
 theil herauszulocken. Die Vergebung, sagt Am-
 brosius, welche ihr der Erlöser statt dessen wider-
 fahren ließ, sey nunmehr desto berühmter worden,
 nachdem Bischöfe mit einem blutigen Verfolgungs-
 geiste den Todt von Verbrechern vor weltlichen Ge-
 richten betrieben; oder ein solches Betragen gebilligt
 hätten; ja dieses letztere sey weit anstößiger, als der
 Pharisäer ihres, weil die Bischöfe nicht bloß eine
 Frau angeklagt, sondern den Todt vieler Menschen
 gesucht hätten.

Zu einem Beweise, wie sehr die Heyden selbst
 diese That verabscheut haben, hat man immer eine
 Stelle des Redners Pacatus Drepanius (Pane-
 gyric. in Theodos. c. 29. p. 334. sq. Venet. 1728.
 4.) angeführt. Es war freilich nichts anders zu er-
 warten, als daß Pacatus, der seine Lobrede auf den
 Theodosius im Jahr 391. mithin drey Jahre dar-
 auf hielt, nachdem Maximus von demselben über-
 wunden worden war, und das Leben verloren hatte,
 diesen angemaachten Regenten, wie von allen Seiten,
 also auch in der Bestrafung der Priscillianisten,
 mit schwarzen Farben schildern würde. Allein er ver-
 dient doch deswegen Aufmerksamkeit, weil er die Bi-
 schöfe, welche den Maximus dazu verleiteten, eben
 so wie Ambrosius, und die mit ihm gleichgesinnten,
 beurtheilt. „Es müssen wohl, sagt der Redner,
 wichtige

wichtige und gehäßige Ursachen vorhanden gewesen seyn, daß man die Wittwe eines berühmten Dichters zur Lebensstrafe hinriß! Aber man wußte ihr wirklich nichts anders vorzuwerfen, als daß sie zu eifrig in der Religion sey, und die Gottheit zu fleißig verehrte. Was konnte der Priester, der sie anklagte, Größeres vorbringen? Denn auch diese Gattung von Angebern fand sich ein, die zwar dem Nahmen nach Bischöfe, aber in der That Gerichtsdiener und sogar Henker waren, die sich nicht daran begnügten, unglückliche Leute ihrer väterlichen Güter zu berauben; sondern durch Verleumdungen nach ihrem Blute strebten, und selbst das Leben von Schuldigen, die doch schon arm waren, forderten. Ja, nachdem sie dem peinlichen Halsgerichte beigewohnt, die Seufzer und Martern der Elenden gehört und gesehen, die Waffen der Gerichtsknechte und die Bande der Verurtheilten befühlt hatten, wandten sie ihre durch solche Berührungen der Strafwerkzeuge befleckte Hände wieder zum Gottesdienste, und schändeten die Religion, welche sie schon durch ihr Gemüth entheiligt hatten, auch durch ihren Körper. Diese waren es, welche jener Phalaris zu Freunden hatte; diese liebte er vor andern, diese küßte er: und das nicht mit Unrecht, weil sie so viele seiner Wünsche erfüllten, dem Geldbegierigen Güter der Reichen, dem Grausamen Bestrafung von Unschuldigen, und dem Gottlosen Verletzung der Religion anboten.“

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Gleichwohl haben selbst allgemein geschätzte christliche Lehrer dieser Zeiten, von den wider die Priscillianisten gebrauchten Maaßregeln nicht bloß glimpflicher, sondern auch mit nicht undeutlichen Merkmalen der Billigung geschrieben. Hieronymus, der es anfänglich, wie man oben gesehen hat, unentschieden ließ, ob Priscillianus ein Ketzer gewesen sey, urtheilte in seinen spätern Jahren von demselben, (Epist.

363
 bis
 430. (Epist. ad Ctesiph. advers. Pelagianos, p. 476. ed. E. G. Martian.) er sey durch das Schwert der Obrigkeit, und durch das Ansehen der ganzen Welt verdammt worden. Er scheint zwar durch die letzten Worte nur auf die Irrlehren desselben zu zielen; aber die Zusammenstellung derselben mit den vorhergehenden, seine harten Gesinnungen über die Lebensstrafen der Ketzer, und die Abschilderung, welche er von den Sitten der Priscillianisten macht, führen auf einen weit stärkern Sinn. Eben so läßt es sich wahrscheinlich genug aus einer Stelle des Augustinus, (contra mendacium, ad Consentium, c. 5. p. 331. T. VI. Opp. ed. Antverp.) worinne er der durch Katholische Bischöfe entblößten, bestrittenen und zu Boden geworfenen Ketzeren der Priscillianisten gedenkt, schließen, daß er gleicher Meinung gewesen sey. Am deutlichsten aber hat dieselbe, nicht lange nach dem Tode des Augustinus, um das Jahr 447, der römische Bischof Leo geäußert. (Epist. XV. p. 227. Tom. I. Opp. Lugd. 1700. fol.) Mit Recht, schreibt er, haben unsre Vorfahren, zu deren Zeit diese Ketzeren entstand, überall darauf nachdrücklich gedrungen, daß eine so gottlose Wuth aus der ganzen Kirche vertrieben werden möchte. Auch die weltlichen Fürsten haben diesen Unsinn so sehr verabscheuet, daß sie den Urheber desselben nebst seinen meisten Schülern öffentlich hinzurichten befahlen. Denn sie sahen wohl ein, daß alles Bestreben nach rechtschaffenen Sitten aufgehoben, alles Band der Ehen gelöst, und sowohl göttliche als menschliche Rechte über den Hauffen geworfen würden, wenn man solchen Leuten irgendwo erlaubte, ihre Lehrsätze zu bekennen. Dieser gesetzliche Widerstand war der kirchlichen Gelindigkeit lange vortheilhaft, welche zwar sich an dem Urtheil der Priester begnügt, und blutige Strafen nicht verlangt; aber doch durch strenge Verordnungen christlicher Fürsten eine gewisse

Hülfe

Hülfe erlangt, indem diejenigen, welche sich vor einer körperlichen Strafe fürchten, bisweilen zu einem geistlichen Hülfsmittel ihre Zuflucht nehmen.“

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Ausdrücklich also und gerade zu lehrte man es in diesen Zeiten noch selten, daß die Ketzer am Leben gestraft werden mußten. Was einige der Katholischen Lehrer in der Hitze der Religionsstreitigkeiten darüber geschrieben, gewünscht oder gebilligt hatten, war nichts weniger als eine allgemeine Denkungsart. Insonderheit fand man es fast durchgängig unerlaubt und unanständig, daß rechtgläubige Lehrer selbst den Tod der Ketzer befördern sollten. Aber wenn es doch einmal geschehen war, und die Obrigkeit von jenen auf irgend eine Art gereizt, das Schwerdt wider ihre Gegner gebraucht hatte: so gewöhnte man sich nach und nach daran, diese Veranstaltung für nützlich zur Erhaltung des wahren Glaubens und des Kirchenfriedens anzusehen. Die Vorwürfe, welche man den Sitten der Ketzer machte, und die Sorge für die öffentliche Ruhe, schienen die Bedenklichkeiten, welche nach acht christlichen Grundsätzen wider ein solches Mittel entstanden, bald wegzuräumen. Gleichwohl erhielt man daraus nicht einmal diejenigen Wirkungen, die man so zuversichtlich davon ankündigte. Erbitterung und stets reger Verfolgungstrieb im Nahmen der Religion, wurden durch solche äußerste Gewaltthatigkeiten, zum Nachtheil der bürgerlichen Gesellschaft desto mehr angefeuert, weil es die weltliche Macht selbst war, die ein solches Beispiel des frommen Eifers gab. Auf der andern Seite konnten dadurch nicht einmal die ketherischen Partheyen sogleich unterdrückt werden; sie stärkten sich vielmehr öfters mitten unter solchen Leiden mit schwärmerischem Muth. So gieng es auch mit den Priscillianisten. Kaum war es noch verhütet worden, daß nicht eine Menge von Menschen, auf bloßen

363
 bis
 430. **F. n. E. G.** Lehrer, welches nicht alle Neuere von seiner Geburt, sondern manche nur vom Unterrichte, von der Taufe und Einweihung zum Lehramte, (vielleicht etwas gezwungen,) verstehen. Dictinnius beförderte den Fortgang seiner Parthen durch Schriften, welche von derselben sehr geschätzt wurden. Der römische Bischof Leo gedenkt ihrer am angeführten Orte; eine derselben ist bereits oben (S. 317.) aus dem Augustinus angezeigt worden. Doch eben diese beiden Lehrer der Priscillianisten erklärten sich gegen den Ambrosius geneigt, mit der katholischen Kirche wieder ausgesöhnt zu werden. Er schrieb daher an die spanischen Bischöfe, sie möchten den Symphosius und Dictinnius in ihre Kirchengemeinschaft aufnehmen, wenn dieselben ihre bisherigen schlimmen Handlungen verdammen, und die Bedingungen erfüllen würden, welche sie vor ihm eingegangen hatten; sie könnten auch ihre Aemter behalten; nur daß Dictinnius, der erst Presbyter war, nicht höher stiege. Auch Siricius scheint diesen Vorschlag gethan zu haben. Die spanischen Bischöfe hielten also etwan um das Jahr 396. eine Versammlung zu Toletum, (oder Toledo) zu welcher sie auch den Symphosius und seine Anhänger einluden. Allein sie erschienen nicht; Symphosius bestellte sogar den Dictinnius und andere zu Bischöfen.

Glücklicher war man auf einer andern Kirchenversammlung zu Toledo, im Jahr 400. Sie wird die erste Toletanische genannt, weil es die erste ist, von der Kirchengesetze übrig sind; wiewohl die andern dazu gehörigen Urkunden (apud Harduin. l. c. p. 993. sq.) zum Theil offenbar aus spätern Zeiten herrühren; oder nur Auszüge aus ihren Verhandlungen sind. Die mehrmals genannten und andere Bischöfe der Priscillianisten fanden sich bey derselben ein; unter andern Paternus, Bischof von Braga,

Braga, der Hauptstadt von Gallicien. Zuerst be-
 rathschlagten die neunzehn katholischen Bischöfe,
 welche diese Versammlung ausmachten, und wor-
 unter Patruinus, vermuthlich Bischof von To-
 ledo, den Vorsitz hatte, über ihre gemeinschaftliche
 Kirchenangelegenheiten, in Gegenwart der besitzenden
 Ältesten und stehenden Kirchendiener. Weil
 nemlich bisher in den spanischen Gemeinen durch ihre
 Bischöfe manche Veränderungen getroffen worden
 waren, die beinahe eine Trennung verursacht hatten:
 so beschloß man, die Gesetze der nycänischen Sy-
 node in Absicht auf die Weihe von Geistlichen
 durchgehends zu beobachten. Hierauf machte die
 Kirchenversammlung noch zwanzig besondere
 Schlüsse, die zwar nicht sehr erhebliche Gegenstände
 betreffen, und anfänglich nur für die spanische Kirche
 gültig waren; in der Folge aber ein größeres Anse-
 hen in der abendländischen Kirche überhaupt erhiel-
 ten, auch über die Denkungsart der Lehrer dieser Zeit
 von ihren Rechten und Pflichten zu viel Licht werfen,
 als daß sie hier übergangen werden dürften.

J. n.
 C. G.
 363
 bis
 430.

In dem ersten Canon setzten die Bischöfe fest, daß
 rechtschaffene, keusche und enthaltsame Männer, wenn
 sie gleich Eheweiber hätten, zu Kirchendienern be-
 stellt werden könnten; diejenigen Kirchendiener aber,
 welche noch vor dem Verbote, das von den Bischöfen in
 Lusitanien gegeben worden war, mit ihren Frauen un-
 enthaltsam gelebt hatten, sollten niemals Ältesten wer-
 den; und wenn ein Ältester vor dem gedachten Verbo-
 te mit seiner Frau Kinder gezeugt hätte, sollte er auch zu
 keinem Bisthum gelangen. — Nach dem zweyten soll
 niemand, der Kirchenbuße gethan, und die kirchliche
 Gemeinschaft wieder erhalten hat, (*divino reconciliatus
 altario*) in den geistlichen Stand aufgenommen wer-
 den; höchstens könne man einen solchen, wenn es die
 Nothwendigkeit oder der Nutzen der Gemeinde erfor-

J. n. dert, zum Thürrüter oder Vorleser ordnen, nur mit
 E. S. der Einschränkung, daß er nichts aus den Evange-
 363
 bis
 430. lien und Schriften der Apostel vorlese. Wenn aber
 einige von solchen Leuten, schon zu Kirchendienern
 bestellt wären, so sollten sie zu den Subdiaconen
 herabrücken, und als solche weder Hände auslegen,
 noch heilige Geräthschaften berühren. — Dem drit-
 ten zu Folge, soll ein Vorleser, welcher eine Wittwe
 heyrathet, weiter gar nicht, als nur etwa zum
 Subdiaconus, befördert werden. — Wenn aber,
 heißt es im vierten Canon, ein Subdiaconus,
 nach dem Tode seiner Frau, eine andere heyrathet:
 so soll er unter die Thürrüter oder Vorleser, doch
 mit der oben gedachten Einschränkung, herabgesetzt
 werden. Wenn er jedoch, (welches gar nicht gesagt,
 noch gehört werden sollte,) zum drittenmale heyr-
 rathet: so soll er zwey Jahre lang von der Kirchen-
 gemeinschaft ausgeschlossen seyn, und alsdann wieder
 aufgenommen, unter den Laien das heilige Abend-
 mahl empfangen. — Weiter sollte nach dem fünf-
 ten, ein Presbyter, Diaconus, oder anderer
 Geistlicher, der sich an einem Orte aufhält, wo eine
 Kirche ist, und nicht zum täglichen Opfer (ver-
 muthlich zum öffentlichen Gebete) kommt, wenn er
 sich durch die Verweise seines Bischofs nicht bessern
 und verzeihungswürdig machen läßt, für gar keinen
 Geistlichen weiter gehalten werden. — Keine Gott-
 geweihte Jungfrau soll nach dem sechsten, mit
 einem Sängler (so versteht man hier das im Canon
 gebrauchte Wort Confessor, weil es im Mittelalter
 diese Bedeutung aus dem oftmaligen Gebrauch des
 Worts confiteri Domina, an statt Gott mit Lie-
 dern preisen, nicht selten hatte, der Zusammenhang
 sie auch bestätigt, und es keine eigentliche Bekenner
 nach dem alten Sprachgebrauche der Kirche mehr gab,)
 oder mit einem fremden Laien, einen genauern Um-
 gang haben; sie soll auch bey keinem Gastmahle allein
 zuge-

zugegen seyn, wo es nicht viele alte rechtschaffene Männer oder Wittwen giebt; so daß auch jeder Sän-
ger, weil er mit vielen Zeugen umgeben ist, daselbst mit Anstand gegenwärtig seyn kann; eben so wenig soll sie sich in den Häusern der Vorleser blicken lassen, wenn sie nicht mit ihnen verwandt ist. — Im siebenten wurde ausgemacht, daß, wenn die Weiber der Cleriker sich versündigen würden, ihre Männer das Recht haben sollten, sie zwar nicht umzubringen; aber doch zu binden und gefangen zu halten, auch zu einem heilsamen, nur nicht tödtlichen Fasten zu nöthigen, so daß sich arme Geistliche, die keine Knechte haben, dabey Hülfe leisteten. Sie sollen auch mit solchen Eheweibern nicht essen; es wäre denn, daß sie gebüßt und sich gebessert hätten. — Wer nach der Taufe Kriegsdienste ergriffen, und nachher eine Stelle unter den Geistlichen bekommen hat, soll nach dem achten Canon, gesetzt daß er auch kein hartes Verbrechen begangen hätte, niemals zum Diaconus bestellt werden. (Ein sonderbarer Rest der alten Abneigung der Christen gegen das Soldatenleben.) — Der neunte enthält ein Verbot, daß keine gottgeweihte Frauensperson (professa) oder Wittwe, bey Abwesenheit des Bischofs oder Aeltesten, in ihrem Hause mit einem Sänger (confessor) oder Knechte, abwechselnde geistliche Lieder singen soll; auch soll das öffentliche Abendgebet (lucernarium) nur in der Kirche verlesen werden; oder, wenn solches auf dem Lande geschieht, im Beiseyn eines Bischofs oder Aeltesten, oder Kirchendieners; (vernuthlich um keine Veranlassung zu unordentlichen gottesdienstlichen Handlungen zu geben.) — Im zehnten wird befohlen, daß keiner, der auf irgend eine Art leibeigen wäre, zum Clericus gewählt werden sollte, wenn er nicht unsträfliche Sitten hätte, und sein Herr darein willigte. — Nach dem eilften, soll, wenn ein Mächtiger einen Clericus, oder Armen,

J. n.
C. G.
363
bis
430.

J. n. Armen, oder Mönch, (denn das heißt vermuth-
 C. G. lich Religiosus) beraubt, und vor dem Bischof, der
 363 ihn zum Verhör hat rufen lassen, nicht erscheinen
 bis will, sogleich an alle Bischöfe der Provinz, und wo-
 43a hin man nur gelangen kann, geschrieben werden, daß
 derselbe so lange für einen kirchlich verbannten gehalten
 werde, bis er sich zur Vernehmung stellt, und
 das Geraubte erstattet. — Keinem Clericus soll es
 nach dem zwölften erlaubt seyn, seinen Bischof
 zu verlassen, und mit einem andern in Verbindung
 zu treten; es müßte denn dieser ihn deswegen gern
 aufnehmen, weil er von den Kettern zu den Recht-
 gläubigen übertritt. Diejenigen aber, welche von den
 Rechtgläubigen zu solchen übergehen, die sich im Kir-
 chenbanne befinden, oder sich doch bereits ein schimpfli-
 ches Urtheil zugezogen haben, sollen gleiche Strafe
 mit diesen leiden. — Christen, welche in die Kirche
 kommen, und gleichwohl das heilige Abendmahl
 nicht mit den übrigen empfangen, sollen erinnert
 werden, es entweder zu thun, oder sich unter die
 Büßenden zu stellen; widrigenfalls sie aus der Kir-
 chengemeinschaft ausgeschlossen werden. Dies ist der
 Inhalt des dreyzehnten Canon. — Nach dem
 vierzehnten soll derjenige, der das heilige Abend-
 mahl von dem Geistlichen annimmt, und doch nicht
 genießt, als ein Kirchenräuber fortgetrieben wer-
 den. — Wenn ein Laie im Bann ist: so soll kein
 Clericus oder Mönch (religiosus) zu ihm kommen;
 eben so sollen die Cleriker denjenigen aus ihrem Stande,
 der in diesem Falle ist, vermeiden, bey Strafe selbst in den
 Bann zu verfallen. Das gilt nemlich von solchen Cle-
 rikern, die unter Einem Bischof stehen; oder von dem
 Verbannten Nachricht-erhalten haben. (Can. 15.) —
 Eine gottgeweihte Frauensperson, welche einen
 Sehltritt gethan hat, soll in der Kirche nicht eher einen
 Platz haben, als bis sie sich gebeßert hat; alsdann soll sie
 nach einer Büßung von zehn Jahren wieder zur
 Kir-

Kirchengemeinschaft gelangen. Bevor dieses letztere ^{3. n.} erfolgt ist, soll keine Christinn, bey Strafe des ^{E. G.} Bannes, sie zu einer Mahlzeit bey sich annehmen. ³⁶³
 Ihr Verführer soll auf eben dieselbe Art büßen. ⁶¹⁸
 Heyrathet aber eine solche Person: so soll sie nur ^{430.}
 alsdann, wenn sie bey Lebzeiten ihres Mannes sich
 der Enthalttsamkeit befließigt, oder erst nach seinem
 Tode, zur Kirchenbuße zugelassen werden. (Can. 16.)
 — Wer neben seiner Frau noch eine Beischläfe-
 rinn (Concubina) hält, soll aus der Kirchengemeins-
 chaft gestoßen werden. Wer aber an statt seiner
 Ehefrau, eine Beischläferinn hält, wohl ver-
 standen, nur eine einzige, den trifft diese Strafe
 nicht; sonst verdiente er freylich den Bann, bis er
 sich bessert. (Can. 17.) Bey diesem Canon, der, so
 wie mehrere von dieser Kirchenversammlung, in die
 Kanonische Sammlung des Gratianus, (Decre-
 tum Gratiani) und mit derselben in das päpstliche
 Gesetzbuch eingerückt worden ist, (c. 4. Distinct. 34.
 p. 100. T. I. Corp. Iur. Canon. ed. Boehmer.) mer-
 ken zwar die neuern römischen Verbesserer an, daß
 man darinne unter einer Concubine, eine solche
 Frauensperson verstehen müsse, der selbst nach den
 römischen Gesetzen (Iustin. Nov. 18. c. 5.) und nach
 dem Augustinus, (de bono coniugali, c. 5.) zum
 Nahmen einer Ehefrau, nichts weiter fehlte, als
 die feyerliche gesetzmäßige Antrauung, indem sie
 eine treue Verbindung mit einem ehelosen Manne
 auf Lebenslang eingegangen hatte. Allein man
 muß doch gestehen, daß sich von dieser letztern erheb-
 lichen Bestimmung keine Spur in dem ursprüngli-
 chen Canon finde; so daß es zweifelhaft bleibt, ob
 sie damals nothwendig erfordert worden sey. — Der
 achtzehnte ist gegen die Wittwen von Bischöfen,
 Aeltesten und Kirchendienern, desto härter.
 Wenn sie heyrathen, so soll kein Clericus und keine
 gottgeweihte Frauensperson (religiosa) mit ihnen
 speisen;

S. n.
 C. G.
 363
 bis
 430.

 und Dictinnius, ingleichen des Presbyter Coma-
 sius vorgelegt, durch welche sie die Lehrsätze und
 Schriften des Priscillianus verdammten, und dem
 nicänischen Glauben beitraten. Die zweien letztern
 erklärten sich, daß sie nichts anders lehren wollten,
 als was Symphosius lehrte. Dictinnius hat in-
 sonderheit die Bischöfe der Synode, ihnen, weil sie
 doch die Schlüssel des Himmelreichs hätten, dieses
 Reich, nicht die Pforten der Hölle, aufzuschließen.
 Symphosius sogar spricht wie die andern, von man-
 chen Lehrsätzen des Priscillianus, als wenn sie ihm
 unbekannt wären, und er sie nur verwerfe, weil man
 es verlangte. Mit einem Worte, es scheint hier mit
 der Ueberzeugung und dem Widerruf dieser Priscil-
 lianisten sehr übereilt zugegangen zu seyn. Aus
 den Spuren einer spätern Zeit der eben gedachten
 Auszüge von den vollständigen Verhandlungen dieser
 Synode, haben zwar manche geschlossen, daß diese
 gesammten Urkunden untergeschoben wären, und zu
 einer Synode vom Jahr 447. gehörten. Allein
 Walch hat (l. c. S. 420. 421.) nach den Untersu-
 chungen des spanischen Benediktiners Florez über
 diese Synode, (Espanna Sagrada, T. VI. p. 49. sq.)
 mit Recht geurtheilt, daß sie ihre chronologische
 Glaubwürdigkeit unter den gedachten Einschränkun-
 gen verdienen. Auch Suchs (Biblioth. der Kir-
 chenvers. Th. II. S. 583.) hat dieses unter mehreren
 andern nützlichen Erläuterungen bestätigt.

Dieses gilt also ebenfalls von dem Endurtheil,
 welches den Beschluß dieser Urkunden macht. Dar-
 inne wird zuerst erzählt, was mit den beiden oftge-
 nannten Bischöfen der Priscillianisten seit der
 Synode von Casaraugusta vorgegangen sey; so-
 dann werden noch andere Bischöfe dieser Parthen an-
 geführt, welche theils nach dem Beispiele dieser,
 theils durch die Schriften des Ambrosius eines
Bessern

Bessern belehrt, ihre Irrthümer widerrufen hätten. J. n. 363
bis 430.
 Dagegen gedenken die versammelten Bischöfe noch
 mehrerer priscillianistischen Bischöfe und Geistli-
 chen, welche bey ihren Meinungen verblieben, und
 den Priscillianus für einen rechtgläubigen heiligen
 Märtyrer hielten. Diese werden insgesamt abge-
 setzt. Diejenigen aber, welche widerrufen hatten,
 sollten ihre Bisthümer behalten, wenn sie eine von
 der Synode zuzuschickende Glaubensformel unter-
 schreiben würden. Doch sollten erst die Antworten
 der Bischöfe von Rom und Meiland darüber er-
 wartet werden. Beide waren nemlich die ansehnlich-
 sten Bischöfe von Italien; und Ambrosius, ehe-
 maliger Bischof von Mediolanum, hatte gerade
 diesen Vorschlag zur Wiederaufnahme der Priscilli-
 anisten gethan. Ehe aber die Antworten einliefen,
 sollten die gedachten Bischöfe keinen Geistlichen wei-
 hen. Daß der römische Bischof hier schlechtweg
 Papa heißt, ist für eine Zeit, da noch alle Bischöfe
 diesen Nahmen führten, etwas sehr ungewöhnliches,
 und muß vermuthlich von dem Ansehen des römi-
 schen Bischofs Leo hergeleitet werden, in dessen Zeit-
 alter der Auszug des Endurtheils fällt.

So vieles Nachgeben auf beiden Seiten stellte
 doch den Kirchenfrieden in Spanien gar nicht völlig
 wieder her. Eine ziemliche Anzahl von Bischöfen
 und Gemeinen der Priscillianisten in Spanien ver-
 harrete noch ferner bey ihren Meinungen: entweder
 weil die anfängliche Härte wider sie, einen Vergleich
 erschwert hatte; oder vielleicht auch, weil die toleta-
 nische Kirchenversammlung zu gebieterisch einen
 Widerruf von Irrlehren forderte, welche sie nicht
 dafür erkannten, kaum vorgetragen zu haben, ge-
 standen. Vorzüglich blieb diese Parthey in Galli-
 cien noch ferner zahlreich. Man hat oben bereits
 gelesen, (S. 314. fg.) daß eben ihre Fortdauer und Ver-

J. n. Verstärkung in Spanien, dem dortigen Presbyter
 E. G. Orosius, gegen das Jahr 415. Gelegenheit gege-
 363 ben habe, eine Nachricht von ihnen an den Augu-
 bis stinus zu schicken, und daß dieser, wie die Priscil-
 430. lianisten anfiengen, Origenisten zu werden, bei-
 den Partheien zugleich eine Schrift entgegengesetzt
 habe. Auch gehört ein anderes Buch dieses Kirchen-
 lehrers in die nächstfolgenden Jahre, das er, wie
 ebenfalls bereits erzählt worden ist, (oben S. 317.)
 befragt vom Consentius über den betrügerischen
 Kunstgriff einiger Katholischen, welche sich, um
 die Priscillianisten auszuspüren, stellten, als wenn
 sie ihren Meinungen zugethan wären, an denselben
 erließ.

Unter den Rehern, wider welche die Kaiser Ho-
 norius und Theodosius der jüngere vom Jahr
 407. bis zum Jahr 423. Strafgesetze ertheilt haben,
 stehen auch die Priscillianisten. (C. Theodos. L.
 XVI. t. 5. de Haeret. l. 40. 43. 48. 59. 65.) Al-
 lein da dieser Mahme in den ältern Zeiten den Mon-
 tanisten gegeben worden war, weil eine Frauens-
 person Priscilla unter ihre ersten berühmten Anhän-
 gerinnen, Prophetinnen und Stützen gehörte: so
 zweifelte Gothofredus nicht, daß sie in diesen Ge-
 setzen gleichfalls gemeint wären. (Paratitl. in tit. cit.
 p. 117. Comment. p. 178. 208. not. o.) Hingegen
 glaubte er, daß ein Gesetz des Gratianus vom Jahr
 383. (l. 14. C. Th. de Accusationib. et Inscription.)
 die neuern Priscillianisten betreffe, wenn sie gleich
 darinne nicht genannt würden. Denn es ist an den
 Vicarius von Spanien abgelaßen, und verordnet
 einiges in Absicht auf diejenigen, welche die Klage
 eines Mordes, oder gefährlicher Anschläge auf das
 Leben eines Menschen, wider jemanden vorbrachten:
 eine Spur der schädlichen Zauberkünste, meint er,
 deren Priscillianus beschuldigt wurde. (Comment.
 ad

ad h. l. p. 21. T. III. ed. Ritt.) Diese letztere Auslegung hat nun zwar einen sehr geringen Schein. Aber die über die spätern kaiserlichen Gesetze vorge-
 tragene empfiehlt sich desto mehr. Es fällt bey den-
 selben in die Augen, daß die Nahmen, Montanistae,
 Phryges, Priscillianistae, gleichbedeutend gebraucht
 werden. In einem dieser Gesetze heißt es ausdrück-
 lich: Phryges, quos Pepuzitas, five Priscil-
 lianistas, vel alio latentiore vocabulo appellant;
 (l. 59. de Haeret.) und in dem letzten (l. 65.) wer-
 den Montanistae, seu Priscillianistae,
 Phryges, zusammengestellt. Tillemont also, (Mé-
 moires, Tome VIII. p. 526. sq. ed. de Paris,) und
 mit ihm Walch, (l. c. S. 425.) haben sich allem
 Ansehen nach übereilt, indem sie die Priscillianisten
 des vierten Jahrhunderts in jenen Gesetzen suchten.

J. n.
 C. G.
 363
 bis
 430.

Aber nicht einmal alle Katholische Bischöfe in
 Spanien waren mit der Art zufrieden, wie man auf
 der toletanischen Kirchenversammlung mehrere Bi-
 schöfe dieser Parthen in den Schooß der Kirche auf-
 genommen hatte. Die Bischöfe in der Landschaft
 Bätica insonderheit und zu Carthagena, tadelten
 die daselbst beobachtete Gelindigkeit, und unterbra-
 chen daher die Kirchengemeinschaft mit den Vätern
 jener Versammlung. Diese unnöthige, aus einem
 hartnäckigen Eifer wider die Ketzer erwachsene Tren-
 nung drohte so schädliche Folgen, daß der Bischof
 Hilarius und der Älteste Elpidius um das Jahr
 404. aus Spanien zu dem römischen Bischof Inno-
 centius I. reisten, um durch sein Ansehen die Frie-
 densstörer zu beruhigen. Innocentius ließ auch
 ein Schreiben an die Bischöfe der Synode von To-
 ledo ergehen, (Epist. ad Episcopos Synodi Toleta-
 nae, wofür alle Handschriften fälschlich Tolosanae
 haben, denen auch Harduin in seinem Abdrucke ge-
 folgt ist, in Act. Concil. Tom. I. p. 1021. sq. wor-
 inne

J. n. 363
E. G. bis 430. inne er zwar seine Kirche den apostolischen Sitz und den Schooß des Glaubens nennt; übrigs aber diese Angelegenheit glimpflich genug behandelt. Er stellt den Stiftern der Trennung vor, daß sie ohngefähr gleichen Eigensinn, wie ehemals die Luciferianer bewiesen, und daß sie durch die Wiederaufnahme des Symphosius und der andern Bischöfe seiner Parthen, gar nichts verlohren hätten. Es ist auch wahrscheinlich, daß dieses Schreiben, welches sich noch über einige andere kirchliche Unordnungen in Spanien ausbreitet, seine gewünschte Wirkung gethan habe.

Was man eigentlich durch die priscillianistischen Streitigkeiten gewonnen habe, ist schwer zu sagen. Der Religionseifer, den die Katholischen dabei bezeigten, war nicht allein von der gewöhnlichen Art, hob das Uebel nicht, über welches sie klagten, vergrößerte vielmehr, wie immer, die Erbitterung zwischen beiden Partheien, und setzte, so viel man sieht, nichts von den bestrittenen Lehren in ein neues Licht; sondern artete auch zum erstenmal in Gewaltthätigkeiten gegen das Leben der Irrenden aus. So viel Vergnügen es auch macht zu sehen, daß die angesehensten Bischöfe unter den stärksten Merkmalen des Abscheues die Gemeinschaft mit solchen ihrer Mitlehrer gebrochen haben, welche blutgierig genug waren, die Hinrichtung von Kettern zu betreiben; so war es doch zu wünschen, daß man damals die äußerst wichtige Frage: ob und in wiefern die Lebensstrafen der Ketzer, als Ketzer betrachtet, gerecht, nothwendig und heilsam wären? bey einer solchen Veranlassung gemeinschaftlich untersucht und bestimmt hätte. Aber eben über der Denkungsart der damaligen Katholischen Lehrer von dieser Frage, liegt eine fast undurchdringliche Dunkelheit. Man weiß nicht recht, ob ihnen nur dieses mißfallen habe, daß

Bessern belehrt, ihre Irrthümer widerrufen hätten. J. n. 363 bis 430.
 Dagegen gedenken die versammelten Bischöfe noch E. G.
 mehrerer priscillianistischen Bischöfe und Geistlichen, welche bey ihren Meinungen verblieben, und
 den Priscillianus für einen rechtgläubigen heiligen Märtyrer hielten. Diese werden insgesamt abgesetzt.
 Diejenigen aber, welche widerrufen hatten, sollten ihre Bisthümer behalten, wenn sie eine von der Synode zuzuschickende Glaubensformel unterschreiben würden. Doch sollten erst die Antworten der Bischöfe von Rom und Meiland darüber erwartet werden. Beide waren nemlich die ansehnlichsten Bischöfe von Italien; und Ambrosius, ehemaliger Bischof von Mediolanum, hatte gerade diesen Vorschlag zur Wiederaufnahme der Priscillianisten gethan. Ehe aber die Antworten einliefen, sollten die gedachten Bischöfe keinen Geistlichen weihen. Daß der römische Bischof hier schlechtweg Papa heißt, ist für eine Zeit, da noch alle Bischöfe diesen Nahmen führten, etwas sehr ungewöhnliches, und muß vermuthlich von dem Ansehen des römischen Bischofs Leo hergeleitet werden, in dessen Zeitalter der Auszug des Endurtheils fällt.

So vieles Nachgeben auf beiden Seiten stellte doch den Kirchenfrieden in Spanien gar nicht völlig wieder her. Eine ziemliche Anzahl von Bischöfen und Gemeinen der Priscillianisten in Spanien verharrte noch ferner bey ihren Meinungen: entweder weil die anfängliche Härte wider sie, einen Vergleich erschwert hatte; oder vielleicht auch, weil die toletanische Kirchenversammlung zu gebieterisch einen Widerruf von Irrlehren forderte, welche sie nicht dafür erkannten, faum vorgetragen zu haben, gestanden. Vorzüglich blieb diese Parthen in Gallicien noch ferner zahlreich. Man hat oben bereits gelesen, (S. 314. fg.) daß eben ihre Fortdauer und Ver-

J. n. inne er zwar seine Kirche den apostolischen Sitz
 E. G. und den Schooß des Glaubens nennt; übrigens
³⁶³
⁶¹⁸ aber diese Angelegenheit glimpflich genug behandelt.
 430. Er stellt den Stiftern der Trennung vor, daß sie
 ohngefähr gleichen Eigensinn, wie ehemals die Luci-
 ferianer bewiesen, und daß sie durch die Wiederauf-
 nahme des Symphosius und der andern Bischöfe
 seiner Parthen, gar nichts verlohren hätten. Es ist
 auch wahrscheinlich, daß dieses Schreiben, welches
 sich noch über einige andere kirchliche Unordnungen
 in Spanien ausbreitet, seine gewünschte Wirkung
 gethan habe.

Was man eigentlich durch die priscillianisti-
 schen Streitigkeiten gewonnen habe, ist schwer zu
 sagen. Der Religionseifer, den die Katholischen
 dabei bezeugten, war nicht allein von der gewöhnli-
 chen Art, hob das Uebel nicht, über welches sie flag-
 ten, vergrößerte vielmehr, wie immer, die Erbitter-
 rung zwischen beiden Partheien, und setzte, so viel
 man sieht, nichts von den bestrittenen Lehren in ein
 neues Licht; sondern artete auch zum erstenmal in
 Gewaltthätigkeiten gegen das Leben der Irrenden
 aus. So viel Vergnügen es auch macht zu sehen,
 daß die angesehensten Bischöfe unter den stärksten
 Merkmalen des Abscheues die Gemeinschaft mit sol-
 chen ihrer Mitlehrer gebrochen haben, welche blutgie-
 rig genug waren, die Hinrichtung von Ketzern zu be-
 treiben; so war es doch zu wünschen, daß man da-
 mals die äußerst wichtige Frage: ob und in wiefern
 die Lebensstrafen der Ketzern, als Ketzern betrachtet,
 gerecht, nothwendig und heilsam wären? bey einer
 solchen Veranlassung gemeinschaftlich untersucht und
 bestimmt hätte. Aber eben über der Denkungsart
 der damaligen Katholischen Lehrer von dieser Frage,
 liegt eine fast undurchdringliche Dunkelheit. Man
 weiß nicht recht, ob ihnen nur dieses mißfallen habe,
 daß

daß Bischöfe auf den Tod der Ketzer drangen, anstatt solches der Obrigkeit zu überlassen? oder ob sie den Verbrecher vom Ketzer genau unterschieden, und nur jenen der Todesstrafe würdig geachtet haben? Kein Wunder ist es also auch, daß die Urtheile der Mätern darüber so schwankend sind; daß Walch, der sonst diese Geschichte mit seiner prüfenden Mäßigung sehr wohl bearbeitet hat, behauptet, (l. c. S. 479.) „man könne nicht mit Grunde sagen, „die Hinrichtung des Priscillianus und seiner „Freunde sey das erste Beyspiel, daß Ketzer als „Ketzer hingerichtet worden wären; vielmehr „sey dieses eine entsetzliche Bosheit des Itacius und „seiner Anhänger zu nennen, daß sie, weil sie sahen, „sie könnten gegen die Priscillianisten nichts ausrichten, so lange sie dieselben bloß als Ketzer drückten, solche zu Verbrechern gemacht, und eben dadurch in die Hände der Obrigkeit geliefert hätten.“ Es ist zwar dasjenige oben nicht vorbeigelaßen worden, was diese Meinung begünstigen könnte; allein die entgegengesetzte scheint doch mehr Gewicht zu haben. Ohne dieses durch Wiederholungen aus dem Zusammenhange der bisher erzählten Geschichte darzuthun, ist die auch angebrachte Erinnerung des Bischofs Martinus, (beym Sulpicius Severus, Hist. Sacr. L. II. c. 50.) beynahe allein dazu hinlänglich. Er warnete nicht bloß den Itacius, sondern auch den Kaiser Maximus vor der Hinrichtung der Priscillianisten; es sey genug, sagte er, daß die Ketzer durch das Urtheil der Bischöfe aus den Gemeinen verjagt würden; er sprach bloß von Ketzern und von einer kirchlichen Sache, mit der die weltliche Obrigkeit nichts zu thun habe; aber kein Wort von Verbrechern. Es ist überdies bereits an einem andern Orte (Chr. K. Gesch. Th. IX. S. 322. fg.) ausführlich gezeigt worden, wie sehr sich die Denkungsart der ältesten Kirchenlehrer und

g. n. Katholischen Parthen, nachtheilige Würfungen auf
 E. G. alle folgende Zeitalter zurück.

363

bis

430.

In dem vorhergehenden Buche dieses Zeitraums ist die Geschichte der Donatisten bis zur Regierung des Kaisers Julianus, fortgeführt worden. (Th. VI. S. 255-265.) Man hat daselbst gelesen, durch welche Zwangsmittel sie unter den Kaisern Constans und Constantius zur Einigkeit mit der Katholischen Kirche angehalten worden sind, ohne daß sie in ihrem Vaterlande und Sizze Afrika unterdrückt worden wären. Mit dem Julianus im Jahr 361. kam eine Zeit der Erholung für sie; aber sie bedienten sich derselben solchergestalt, daß sie bey den Katholischen nur noch verhaßter wurden. Dieser Kaiser, der die Uneinigkeit zwischen seinen Christlichen Unterthanen aus bekannten Absichten gern sah, rief deswegen alle vom Constantius ins Elend verwiesene Bischöfe mehrerer Partheien aus demselben zurück, und gab allen eine gleiche Freyheit der Religionsübung. Da jedoch die Bischöfe der Donatisten noch durch einen Befehl des Constans, vor ohngefähr dreyzehn Jahren, zur Verweisung waren verurtheilt worden: so konnten sie an dieser Gnade keinen Antheil haben. Daher übergaben Rogatianus, Pontius und andere ihrer Bischöfe und Lehrer im Jahr 362. dem Julianus eine Bittschrift, worinne sie ansuchten, wieder in den Besitz der Kirchen, welche ihnen die Katholischen entrißen, gesetzt, und überhaupt in ihren ehemaligen Zustand wieder hergestellt zu werden. Die Bischöfe von der Gegenparthen, welche dieses erzählen, Optatus, (de Schism. Donatist. L. II. c. 16. p. 40. sq. Antverp. 1702. fol.) und Augustinus, (contra Epist. Parmeniani, L. I. c. 12. p. 15. contra litteras Petiliani, L. II. c. 83. 92. 97. p. 182. sq. Tom. IX. Opp. ed. Antverp.) werfen den Donatisten diesen Schritt auf das bitterste

terste vor. „Erröthet, wenn ihr noch irgend eine
 „Scham habt! ruft ihnen der erstere zu. Euch ist
 „mit eben derselben Stimme die Freyheit geschenkt
 „worden, mit welcher die Tempel der Götzen geöff-
 „net wurden. Fast in eben dem Augenblick ist eure
 „Wuth nach Afrika zurückgekehrt, in welchem der
 „Teufel aus seinem Gefängniße losgelassen wurde.
 „Und ihr schämt euch nicht, daß ihr euch gemein-
 „schaftlich zu gleicher Zeit mit diesem Feinde freuet?“
 Es wurde ihnen überhaupt verargt, daß sie sich an
 den verhaßten Verfolger des Christenthums gewandt
 hatten; aber insonderheit, daß sie in ihrem Bitt-
 schreiben von einem abtrünnigen Christen sagten,
 die Gerechtigkeit vermöge allein etwas bey
 ihm; und dagegen vom Constantinus, weil er
 ihnen ihre Kirchen entzogen hatte, verächtlich spra-
 chen. Aus allem diesem zog insonderheit Augusti-
 nus, nach seiner bekannten Fertigkeit, mit unzähl-
 baren Wendungen zu streiten, so feindselige Folgen,
 daß man die Donatisten desto mehr verabscheute.
 Sogar die landesherrliche Macht wurde gemiß-
 braucht, dieses zu befördern. Denn im Jahr 400.
 gab der Kaiser Honorius eine Verordnung, (l. 37.
 C. Th. de Haeret.) daß zur öffentlichen Beschün-
 pfung der Donatisten, der günstige Befehl, den sie
 vom Julianus erhalten hatten, mit den dazu gehö-
 rigen Urkunden, nemlich ihrer Bittschrift, und der
 gerichtlichen Eintragung des Befehls, in den volk-
 reichsten Gegenden der Städte angeschlagen werden
 sollte, damit jedermann daraus die verzweifelnde und
 heuchlerische Treulosigkeit dieser Parthen, und zu-
 gleich das standhafte Vertrauen der Katholischen
 zu ihrer guten Sache, erkennen möchte. Allein, so
 viel man jetzt urtheilen kann, waren dieses fast lau-
 ter Fehlschüsse gegen die Donatisten; oder doch un-
 gerechte Auslegungen ihres Betragens. Sobald sie
 glaubten, daß ihnen von den eifrigsten christlichen

J. n.
 C. G.
 363
 bis
 430.

S. n. Kaisern, (die doch ohnedieß mehrere christliche Reli-
 gionsparthenen, und sogar bisweilen die Katholi-
 schen selbst, verfolgt hatten,) Unrecht wiederfahren
 363
 bis wäre: so stand es ihnen, wie einem jeden andern Un-
 430. terthanen frey, bey einem heidnischen Kaiser um
 Recht zu bitten. Der Lobspruch, den sie seiner Ge-
 rechtigkeitsliebe ertheilten, war in einem solchen Bitt-
 schreiben völlig an seinem Plaze, und konnte nicht
 anders als höchst gewaltsam, auf sein Betragen ge-
 gen die christliche Religion überhaupt gedeutet wer-
 den. Es ist wahr, daß die Donatisten ehemals
 selbst, wie an einem andern Orte (Th. VI. S. 261.)
 erzählt worden ist, behauptet hatten, die Kaiser hät-
 ten kein Recht, sich in kirchliche Angelegenheiten zu
 mengen; sie hätten also, wie es scheint, auch den
 Julianus um keinen solchen Beistand anflehen sol-
 len. Doch thaten sie hierinne nichts anders, als
 was man bey ähnlichen Gelegenheiten an den Ka-
 tholischen wahrgenommen hatte. Auch diese spra-
 chen öfters den Kaisern, und der weltlichen Obrig-
 keit überhaupt, das Befugniß ab, die Streitigkeiten
 der Kirche und der Geistlichkeit zu untersuchen, oder
 zu entscheiden; wandten sich aber in eben solchen Ge-
 schäften häufig genug an dieselben, wenn sie von ih-
 nen vortheilhafte Aussprüche und Unterstützung er-
 warteten.

Julianus bewilligte also die Bitte der Donati-
 sten. Sie eilten sich durch Hülfe der Obrigkeit in
 Afrika, den Besiz der ihnen wieder zugestandnen Kir-
 chen und anderer Rechte zu verschaffen; allein es hat
 ganz das Ansehen, daß sie auf diesem Wege, zum
 wenigsten durch bloße Bekanntmachung der kaiserli-
 chen Verordnung, nicht dazu gelangen konnten.
 Man muß davon auf eine so zweifelhafte Art reden,
 weil es nur einseitige Berichte der vorhergenannten
 Schriftsteller darüber giebt, welche nichts Bestimm-
 tes

tes von diesem Umstande sagen. Gleichwohl hat selbst Tillemont, der sich überall gegen die Donatisten erklärt, es angemerkt, (*Mémoires*, T. VI. p. 133. ed. de Paris,) daß sie durch die ordentliche Rechtshülfe ihre Absicht schwerlich erreicht haben würden, indem so viele Menschen, wie er schreibt, mit denen sie ehemals ihre Kirchen anfüllten, nunmehr mit den Katholischen in Gemeinschaft gestanden hätten, und es also billig gewesen sey, daß diesen auch die Kirchen verblieben. Genug, die Donatisten übten, wenn man dem Optatus (l. c. L. II. c. 17-19. 21-26. L. VI. c. 5. sq.) in allem glauben darf, den freylich Augustinus (l. c.) durch weit kürzere Nachrichten bestätigt, die abscheulichsten Gewaltthatigkeiten aus, um den kaiserlichen Befehl zu vollstrecken. Sie versagten die Katholischen Bischöfe aus ihren Gemeinen, und bemächtigten sich der Kirchen mit gewaffneter Hand. Ihre Bischöfe waren selbst dabei gegenwärtig; auf ihre Anordnung brach man in die verschloßenen Kirchen ein; Plünderungen, Schläge, Mordthaten von Erwachsenen und Kindern, folgten gleich darauf. Daß die Katholischen sich widersetzt haben mögen; als sie den Donatisten ihre Kirchen zurückgeben sollten, kann man aus der Nachricht des Optatus (L. II. c. 18.) schließen, es habe den letztern in Mauritanien eine Anzahl Gerichtsbedienten bengelunden, und der Statthalter sey selbst mit einer Schaar Soldaten (*cum signis*) gegenwärtig gewesen. Auch wirft er ihnen an einem andern Orte (L. VI. c. 5.) vor, daß sie, auf eine Gott mißfällige, von keinem Menschen zu entschuldigende Art, durch weltliche Gerichte und heidnische Gerichtsbediente, viele Katholischen genöthigt hätten, die Abschriften der Bibel herauszugeben, welche ehemals allen gemeinschaftlich zugehörten; daß sie ihnen auf gleiche Weise die kirchlichen Gefäße, Vorhänge, und andere Geräthschaften ab-

J. n.
E. G.
363.
bis
430.

§. 11. ³⁶³
 E. G. ^{bis}
 430. gezwungen hätten. Es ist offenbar, daß die Donatisten dasjenige durch Zwangsmittel zurückgefordert haben, was sonst ihr Eigenthum gewesen war; und es wird zugleich wahrscheinlich, daß Soldaten oder Gerichtsdienner hierbey manche von den härtern Gewaltthätigkeiten begangen haben mögen, welche den Donatisten allein beygelegt wurden. So wenig man sie unterdeßen überhaupt tadeln kann, daß sie sich des erhaltenen gesetzlichen Rechts bedienten, und so augenscheinlich Optatus alles zu ihrem Nachtheil dreht, auch was einer Entschuldigung wohl fähig ist; so erzählt er doch vieles, was durch sie oder ihre Mitwirkung geschehen ist, zu umständlich, auch zu bald darnach, und in den Gegenden selbst, wo es vorkam, wie anderwärts (Th. V. S. 274.) bemerkt worden ist, als daß man alle seine, wiewohl mit vieler Hefigkeit ausgeschüttete Nachrichten für verdächtig halten dürfte. Darunter sind auch noch diese, (l. c. et L. VI. c. I. sq.) daß die Donatisten nicht nur viele Katholische Bischöfe ihrer Aemter entsezt, und diesen Gesalbten Gottes die Köpfe geschoren hätten, um sie unter die Büßenden zu stoßen, deren Häupter mit Asche bestreuet wurden; sondern daß auch unzählige Katholische jedes Standes, Alters und Geschlechts von ihnen zur kirchlichen Büßung genöthigt worden wären; daß sie Altäre, Kelche und andere kirchliche Werkzeuge zerbrochen oder verkauft, gottgeweihte Jungfrauen zur Kirchenbuße oder zum Heyrathen gezwungen, oder von neuem geweiht, und noch schlimmere Schandthaten vollbracht hätten. Man sieht leicht, daß diese Parthen die Katholischen als eine unreine unrechtmäßige kirchliche Gesellschaft behandelt habe, die weder wahre Lehrer, noch wahre Kirchen, Gottesdienste, und dergleichen mehr haben könne. Sie zogen daher auch viele Mitglieder derselben durch Kunstgriffe oder Gewalt zu der ihrigen. Es kann außerdem kaum ge-

gezwweifelt werden, daß die Circumcellionen; dieser schlechtere fast rasende Theil der Donatisten unter den Landleuten, vornemlich bey den Ausschweifungen wirksam gewesen sind, welche ihnen Schuld gegeben werden. Optatus würde übrigens weit mehr Glaubwürdigkeit verdienen, wenn er nicht fast ohne Aufhören polemisch declamirte, und sogar Wunder beybrächte, die theils ein göttliches Gericht über die Feinde der Katholischen abgegeben, theils Gottes Theilnehmung an der Sache der Letztern bewiesen hätten. Als die donatistischen Bischöfe, sagt er, (L. II. c. 19.) das zum Abendmahl geweihte Brodt, welches in einer Katholischen Kirche angetroffen worden war, den Hunden hatten vorwerfen lassen, wurden diese wütend, und zerrißen ihre eigene Herren, die sie nicht mehr kannten, als Räuber des heiligen Leibes. Als aber eben dieselben eine Flasche mit heiligem Oele zum Fenster hinauswarfen, wurde sie von der Hand eines Engels gehalten, so daß sie selbst auf den Steinen nicht zerbrach.

Nach eben diesem Schriftsteller, (L. II. c. 17.) war Julianus bereits im Begriff, auf Vertrieb oder Beschwerde der Donatisten, ein Gesetz zur Verfolgung der Katholischen nach Afrika zu schicken: oder hatte es wohl gar schon gethan, als er im Jahr 363. das Leben verlor. Unterdeßen, ob sie gleich nach seinem Tode, ihre Rachbegierde gegen die Katholischen, wegen der von ihnen ehemals ausgestandenen Bedrückungen, weniger befriedigen konnten; so behielt doch ihr Zustand in jenem Welttheil, der immer beinahe ihr einziger Sitz war, eine gewisse Festigkeit. Sie waren bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts daselbst, besonders in Numidien, so zahlreich, daß sie einige hundert Bischöfe hatten. Und dieses ist desto unerwarteter, da die Kaiser nunmehr wieder anfiengen, sie durch scharfe Gesetze ein;

§. 11. nachher eine Menge von Kirchen, auch solche die
 E. G. sonst den Katholischen eigen waren. Noch finden
 363 sich einige andere Spuren unter der Regierung des
 bis Gratianus, wie dreist sie sich zu behaupten gewußt
 430. haben. Eine Anzahl zu Rom um das Jahr 378
 versammelter Bischöfe beklagte sich bey ihm darüber,
 (in Epistola Concilii Rom. ad Gratianum et Valer-
 tin. p. XVII. sq. in Append. Cod. Theodos. per Jac.
 Sirmondum, T. VI. P. II. ed. Ritt.) daß, ohngeach-
 tet seines Befehls, die Kirchenräuberischen Wie-
 dertäufer aus Afrika zu verjagen, dennoch von den
 Vertriebenen ein gewisser Claudianus zum Bischof
 geweiht, und zur Beunruhigung Roms, wo sich
 manche derselben hinbegaben, abgeschickt worden sey.
 Hier unterstehe er sich, alle ehemalige und jetzige Bi-
 schöfe Heyden zu nennen, weil sie nemlich keine gül-
 tige Taufe empfangen hätten. Zwar habe ihm der
 Kaiser andeuten lassen, nach Afrika zurückzukehren;
 er sey auch schon öfters wegen seines Ungehorsams
 gefangen gesetzt worden; gleichwohl halte er sich noch
 immer in der Hauptstadt auf, und gewinne durch
 Geld Anhänger unter den Armen, die er von neuem
 taufe. Der Kaiser befohl hierauf, (Rescript. Gra-
 tiani, p. XIX. l. c.) daß Claudianus hundert römi-
 sche Meilen weit von Rom verwiesen werden sollte.

Um diese Zeit, zwischen den Jahren 370. und
 380. hatten die Donatisten in Afrika unter mehreren
 geschickten Lehrern, einen der vorzüglichsten am Per-
 menianus. Ob er gleich ein Ausländer war; so
 wurde er doch nach dem Tode des großen Donatus,
 ihres Bischofs zu Carthago, der nicht lange vor
 dem Jahr 360. erfolgt zu seyn scheint, für würdig
 gehalten, zum Nachfolger desselben bestellt zu wer-
 den. Er ward nebst andern Bischöfen seiner Par-
 they des Landes verwiesen; vom Julianus aber im
 Jahr 362. zurück berufen. Von dieser Zeit an,

ver-

verwaltete er sein Bisthum noch gegen dreißig Jahre, ^{J. n.} bis zum Jahr 392, und trug viel dazu bey, daß die ^{E. G.} Donatisten zu einer solchen Ueberlegenheit in Afrika ³⁶³ gelangten. ^{dis} Unter andern schrieb er auch ein Buch ^{430.} zu ihrer Vertheidigung, das er überall ausbreitete. Zuerst machte er darinne große Lobsprüche von der Taufe, und brachte verschiedene Sinnbilder derselben, wie die Sündfluth und die Beschneidung, bey, um zu zeigen, daß es nur Eine Taufe geben könne. Zweitens bewies er, daß es nur Eine Kirche gebe, und daß sich die Keker nicht in derselben befänden. Weiter griff er die Ueberlieferer der heiligen Schriften an; wandte sich darauf gegen die Stifter der vermeinten Einigkeit, den Paulus und Makarius, und handelte endlich von unerheblichern Gegenständen, wie vom Oele und Opfer des Sünders. Diesen Begriff macht Optatus von seinem Werke; (de Schism. Donatist. L. I. p. 5 - 7. ed. Pin.) und ihm ist man auch, so wie dem Augustinus, (contra epist. Parmen. Libr. III. p. 7. sq. T. IX. Opp.) die noch übrigen Nachrichten vom Parmenianus schuldig.

Optatus übernahm es bald darauf, wie schon bey der Anzeige der Quellen von der donatistischen Geschichte bemerkt worden ist, (Th. V. S. 274. fg.) dieses Werk zu widerlegen: und daraus entstand um das Jahr 370. oder etwas später, sein bisher so oft angeführtes Buch. Er wirft dem Parmenianus gleich anfänglich vor, daß er mehr für die Katholische Kirche, als wider dieselbe, geschrieben habe; indem eben die Behauptungen von Einer Taufe und Einer Kirche, sich nur auf dieselbe schickten. Besonders tadelt er ihn vorläufig deswegen, daß er geschrieben hatte, das sündliche Fleisch sey, indem es in das Wasser des Jordans getaucht wurde, von allem Unflat gereinigt worden. (L. I. c. 8.) Daraus, sagt er, würde folgen: entweder daß das
Fleisch

363
 bis
 430.

XII. v. 13.) Es giebt daselbst zwei solche über den Gräbern der Apostel erbauete Kirchen. (memoriae.) Sagt, ob er in dieselben hat gehen können, und dasselbst das Gebet verrichtet, oder das Abendmahl gefeyert hat? (Denn beides kann hier obtulit heißen.) Optatus verweilt sich noch lange bey diesem ersten Kennzeichen, ehe er zu den folgenden übergeht; diese sind aber auch zum Theil so dunkel, und so kurz abgefertigt, daß sie wenig Lehrreiches haben; wie zum Beispiel, der Engel, vermuthlich ein rechtmäßiger Bischof, der heilige Geist, die Quelle, und dergleichen mehr. Dagegen erhebt er die Vorzüge der katholischen Kirche, die Parmenianus übergangen habe, in schwülstigen Ausdrücken: „Die heiligen Glieder und Eingeweide derselben, welche ohne Zweifel in den Sacramenten und in den Nahmen der Dreyeinigkeit bestehen, mit welchen sich der Glaube der Gläubigen und ihr Bekenntniß verbindet, die durch die Bemühung der Engel zu Stande gebracht wird, (apud acta conficitur angelorum;) wo himmlische und geistliche Saamen untereinander gemischt werden, damit aus dem heiligen Keim eine neue Art von Wiedergeborenen hervorgebracht werde.“ Man sieht, daß dieses eine Beschreibung der Taufe seyn soll, bey der man schon seit den Zeiten des Tertullianus (de baptismo, c. 5. 6.) den Engeln eine besondere Mitwirkung zuschrieb. Wiederum kommt Optatus darauf zurück, daß die katholische Kirche ein Paradies, oder ein Garten Gottes seyn müsse, der sich in alle vier Himmelsgegenden erstrecke; er wirft es auch den Donatisten als eine Lüge vor, wenn sie täglich das Opfer (des Gebets) darzubringen vorgäben, indem sie bey dem heiligen Abendmahl (in sacramentorum mysterio) zu Gott für Eine Kirche beteten, (offerre) da sie doch dieselbe selbst zertheilt und getrennt hätten. Auf die Beschuldigung des Parmenianus, daß die

Ka-

Katholischen blutige Verfolgungen der Heiligen angestellt hätten, und also unmöglich die wahre Kirche vorstellen könnten, giebt Optatus die Antwort, daß niemals jemand vom Katholischen Lehrstande die Donatisten verfolgt habe; sondern daß diese vielmehr die Ruhe und Sicherheit der Kirche gestört hätten. Dieses veranlaßt ihn, die ausschweifenden Gewaltthatigkeiten derselben ausführlich zu beschreiben, auch ihren Ruhm, daß sie allein heilig wären, zu bestreiten. — Er setzt aber diese Vertheidigung noch im dritten Buche fort, wo er hauptsächlich zeigt, daß die Donatisten, wenn ja mit ihnen bisweilen hart verfahren worden sey, durch Errichtung unnöthiger Kirchen, ihre Wiedertaufe, aufrührische Handlungen, und dergleichen mehr, Ursache dazu gegeben hätten. Er will daher auch nicht zugeben, daß sie Märtyrer hätten. Aus dem Alten Testamente führt er Beispiele von Lebensstrafen an, mit welchen die Uebertreter des göttlichen Gesetzes belegt worden wären. Zwar würden die Donatisten, schreibt er, darauf versetzen, daß Christus Petro befohlen habe, sein Schwerdt einzustecken; allein dieses gehe entweder nur auf die damalige Handlung des Apostels; oder man könne auch leugnen, daß Maximianus das Schwerdt zu einer Verfolgung der Donatisten gezogen habe; es sey nur seine Absicht gewesen, sie zur kirchlichen Einigkeit zu nöthigen. Endlich dringt er auch darauf, daß alle härtere Schicksale derselben ihnen nach dem Willen Gottes widerfahren wären; der bereits eben solche beim Ezechiel, den falschen Propheten angekündigt habe.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Darauf begegnet Optatus im vierten Buche den Vorwürfen der Donatisten, daß die Katholischen Sünder wären, deren Opfer man nach Jes. C. LXVI. v. 3. fliehen müsse, und vor deren Del man sich nach Ps. CXL. v. 5. zu hüten habe. Er giebt ihnen

3. n. diese und andere grobe Beschuldigungen zurück. Un-
 C. G. ter andern beweiset er (c. VI. p. 75.) folgenderge-
 363 stalt, daß sie Diebe sind. „Es ist allgemein bekannt,
 bis 430 daß kein geborner Mensch, wenn er gleich von
 christlichen Eltern abstammt, ohne einen unrei-
 nen Geist seyn könne, welcher vor der Taufe von
 ihm ausgetrieben werden muß. Das würkt nun der
 Exorcismus, durch welchen der böse Geist in wüste
 Derter gejagt wird. So entsteht ein leeres Haus;
 es wird rein, und Gott zieht in das Herz des Gläu-
 bigen, als in seinen Tempel ein. Wenn ihr also
 einen Gläubigen von neuem tauft und beschwört, so
 sagt ihr zu Gott: Verfluchter! geh heraus! zur
 Erfüllung dessen, was bey dem Ezechiel (E. XI. v. 19.)
 steht: Sie fluchten mir in meinem Volke. Gott
 hört dieses, und verläßt eine solche Wohnung; der
 Christ war angefüllt in die Kirche gekommen, und
 geht als ein leeres Gefäß heraus. Der Teufel, der
 gleich einem Diebe, sich nur in eine Stelle einschlei-
 chen wollte, sieht nunmehr, daß ihm durch eure Hülfe
 das Ganze zugehöre. Und so hat Gott von euch ge-
 sagt: Wenn du einen Dieb sahst, so ließt du
 mit ihm; ingleichen, was in der Evangelischen Gleich-
 nißrede von dem wiedertehrenden bösen Geiste, der
 noch sieben schlimmere Geister mit sich bringt, erzählt
 wird.“ — Das fünfte Buch ist ganz gegen die
 Wiedertaufe der Donatisten gerichtet. Opta-
 tus hält seinem Gegner vor, daß er selbst die Un-
 rechtmäßigkeit derselben eingestehet, indem er nur
 Eine Sündfluth, und Eine Beschneidung, als Sinn-
 bilder derselben angebe. Sodann behauptet er wi-
 der eben denselben, daß es bey der Taufe nicht auf
 die Beschaffenheit des Lehrers, der sie ertheilt, son-
 dern auf den Glauben des Täuflings, und auf die
 Dreieinigkeit ankomme, in deren Nahmen getauft
 wird. Ob die Taufe wiederholt werden dürfe, fährt
 er fort, können weder wir noch ihr entscheiden; allein
 das

das Evangelium lehrt solches hinlänglich: es ist das ^{J. n.} Testament eines noch im Himmel lebenden Vaters, ^{E. G.} der durch dasselbe Streitigkeiten zwischen den Brüdern nach seinem Tode zu verhüten suchte. Christus sagt darinne ausdrücklich: Wer einmahl gewaschen ist, der braucht nicht wieder gewaschen zu werden; denn ~~er ist~~ ganz rein. Die Sacramente sind ~~an sich~~ heilig; sie werden es nicht erst durch ~~die~~ Menschen: und Christus ertheilt selbst die Gnade durch die Taufe. Johannes der Täufer hatte viele getauft, ehe der Erlöser die Vorschrift zur Taufe gab, und anders als dieser; gleichwohl sind dieselben nicht wieder getauft worden. Allein seit dieser Vorschrift mußten freilich diejenigen, welche die Taufe nicht nach derselben empfangen hatten, sie von neuem bekommen. Es fällt also auch der Einwurf der Donatisten weg, den sie mit einem gemeinen Sprüchwort, ohne biblischen Grund, ausdrücken: „Wer nichts zu geben hat, wie kann derselbe etwas geben?“ Denn Gott ist es allein, der hier giebt. — Der Inhalt des sechsten Buchs, in welchem die von den Donatisten an den Altären, Kirchen, heiligen Geräthschaften, und Gottgeweihten Jungfrauen der Katholischen begangenen Gewaltthätigkeiten erzählt werden, hat schon in der vorhergehenden Geschichte seinen Platz gefunden. — Endlich faßt das siebente Buch noch einige Ergänzungen in sich, welche Optatus seinem Werke beigefügt zu haben scheint. So erinnert er gegen die Donatisten, daß, wenn ja, wie sie vorgäben, die Katholischen Bischöfe Nachkommen und Nachfolger von Traditoren, (oder Auslieferern heiliger Schriften an die Heiden,) wären, von denen ihre Vorfahren sich ehemals trennten, jene doch nicht den geringsten Antheil an diesem Verbrechen hätten; daß also die Ursache der Trennung längst weggefallen sey; daß in der Kirche Gottes bis zum Tage des

3. n. diese und andere grobe Beschuldigungen zurück. Unter andern beweiset er (c. VI. p. 75.) folgendergestalt, daß sie Diebe sind. „Es ist allgemein bekannt, daß kein geborner Mensch, wenn er gleich von christlichen Eltern abstammt, ohne einen unreinen Geist seyn könne, welcher vor der Taufe von ihm ausgetrieben werden muß. Das würkt nun der Exorcismus, durch welchen der böse Geist in wüste Derter gejagt wird. So entsteht ein leeres Haus; es wird rein, und Gott zieht in das Herz des Gläubigen, als in seinen Tempel ein. Wenn ihr also einen Gläubigen von neuem tauft und beschwört, so sagt ihr zu Gott: Verfluchter! geh heraus! zur Erfüllung dessen, was bey dem Ezechiel (E. XI. v. 19.) steht: Sie fluchten mir in meinem Volke. Gott hört dieses, und verläßt eine solche Wohnung; der Christ war angefüllt in die Kirche gekommen, und geht als ein leeres Gefäß heraus. Der Teufel, der gleich einem Diebe, sich nur in eine Stelle einschleichen wollte, sieht nunmehr, daß ihm durch eure Hülfe das Ganze zugehöre. Und so hat Gott von euch gesagt: Wenn du einen Dieb sahst, so ließt du mit ihm; ingleichen, was in der Evangelischen Gleichnißrede von dem wiedertehrenden bösen Geiste, der noch sieben schlimmere Geister mit sich bringt, erzählt wird.“ — Das fünfte Buch ist ganz gegen die Wiedertaufe der Donatisten gerichtet. Optatus hält seinem Gegner vor, daß er selbst die Unrechtmäßigkeit derselben eingestehe, indem er nur Eine Sündfluth, und Eine Beschneidung, als Sinnbilder derselben angebe. Sodann behauptet er wider eben denselben, daß es bey der Taufe nicht auf die Beschaffenheit des Lehrers, der sie ertheilt, sondern auf den Glauben des Täuflings, und auf die Dreieinigkeitsankommne, in deren Nahmen getauft wird. Ob die Taufe wiederholt werden dürfe, fährt er fort, können weder wir noch ihr entscheiden; allein das

das Evangelium lehrt solches hinlänglich: es ist das ^{J. n.} Testament eines noch im Himmel lebenden Vaters, ^{E. G.} der durch dasselbe Streitigkeiten zwischen den Brüdern nach seinem Tode zu verhüten suchte. Christus ^{363 bis} sagt darinne ausdrücklich: Wer einmahl ~~gewa-~~ schen ist, der braucht nicht ~~wieder~~ gewaschen zu werden; denn ~~er~~ ist ganz rein. Die Sacramente sind an sich heilig; sie werden es nicht erst durch die Menschen: und Christus ertheilt selbst die Gnade durch die Taufe. Johannes der Täufer hatte viele getauft, ehe der Erlöser die Vorschrift zur Taufe gab, und anders als dieser; gleichwohl sind dieselben nicht wieder getauft worden. Allein seit dieser Vorschrift mußten freilich diejenigen, welche die Taufe nicht nach derselben empfangen hatten, sie von neuem bekommen. Es fällt also auch der Einwurf der Donatisten weg, den sie mit einem gemeinen Sprüchworde, ohne biblischen Grund, ausdrücken: „Wer nichts zu geben hat, wie kann derselbe etwas geben?“ Denn Gott ist es allein, der hier giebt. — Der Inhalt des sechsten Buchs, in welchem die von den Donatisten an den Altären, Kirchen, heiligen Geräthschaften, und Gottgeweihten Jungfrauen der Katholischen begangenen Gewaltthätigkeiten erzählt werden, hat schon in der vorhergehenden Geschichte seinen Platz gefunden. — Endlich faßt das siebente Buch noch einige Ergänzungen in sich, welche Optatus seinem Werke beigefügt zu haben scheint. So erinnert er gegen die Donatisten, daß, wenn ja, wie sie vorgäben, die Katholischen Bischöfe Nachkommen und Nachfolger von Traditoren, (oder Auslieferern heiliger Schriften an die Heiden,) wären; von denen ihre Vorfahren sich ehemals trennten, jene doch nicht den geringsten Antheil an diesem Verbrechen hätten; daß also die Ursache der Trennung längst weggefallen sey; daß in der Kirche Gottes bis zum Tage des

H. n. diese Parthen merklich zu schwächen, dazu trugen ihre
 E. G. eignen innern Streitigkeiten und Spaltungen nicht
 363
 bis
 430. wenig bey. Der erste, der eine merkwürdige Zwi-
 stigkeit unter ihnen erregte, war um das Jahr 370.
 Tychonius, ein scharfsinniger und beredter Mann,
 wie ihn Augustinus selbst nennt, (contra Epist.
 Parmeniani, L. I. c. 1.) und dem nachmals Genna-
 dius das Lob ertheilte, (de vir. illustr. c. 18.) daß
 er in der Religionswissenschaft wohl geübt, ein Ken-
 ner der Geschichte, auch mit der übrigen weltlichen
 Gelehrsamkeit, und mit kirchlichen Geschäften gu-
 bekannt gewesen sey. Es ist noch ein Buch von ihn
 übrig; eine Anweisung zur Erklärung der heiligen
 Schrift, *Regulae ad investigandam et inueniendam*
intelligentiam Scripturarum septem, in Bibliotk.
 Patr. Max. Tom. VI. p. 49. sq. Er sagt selbst von
 den Regeln, die er darinne vorträgt, sie wären gleich-
 sam Schlüssel und Lichter zu den Geheimnissen des
 Gesetzes, welche alles in demselben deutlich machten.
 Augustinus erinnert zwar hierbey, (de Doctrina
 Christiana, L. III. c. 30. T. III. Opp. p. 44. sq.
 ed. Antverp.) daß dieses viel zu allgemein gesprochen
 sey, indem es schwere Stellen genug in der heiligen
 Schrift gebe, die nach ganz andern Regeln erklärt
 werden müßten, als diese sieben wären. Allein er
 gesteht doch, daß es ein recht nütliches Buch sey,
 worinne sie enthalten waren, und giebt daher (c. 31.
 sq.) einen Auszug aus denselben mit beygefügtten An-
 merkungen, auch mit der Warnung, daß der Ver-
 fasser theils als Mensch geirrt, theils als ein Dona-
 tistischer Ketzer gesprochen habe.

Die erste dieser hermeneutischen Regeln des
 Tychonius ist vom Herrn und seinem Körper
 (de Domino et eius corpore) überschrieben. Nach
 derselben wird, (vorausgesetzt, daß in der heiligen
 Schrift zuweilen Haupt und Körper, oder Christus
 und

und die Kirche, unter Einer Person vorgestellt werden,) gezeigt, wie man mit Gewißheit bestimmen könne, was von dem einen oder von der andern verstanden werden müsse, wenn wechselsweise der Uebergang zu beiden ohne Veränderung der Person, geschieht. Zum Beispiel wird die Stelle Jesaiâ (C. LXI. v. 10. angeführt. — Bey der zweyten, vom zweyfach getheilten (bipartito) Körper des Herrn, erinnert Augustinus, daß dieser Ausdruck nicht ganz richtig sey; indem dasjenige kein wahrer Körper des Herrn sey, was bey ihm nicht in Ewigkeit bleibe; es hätte also heißen sollen: vom wahren und vermischten; oder vom wahren und verstellten Körper; ingleichen: von der vermischten Kirche. Sie erfordert, fährt er fort, einen wachsammen Leser, indem die heilige Schrift bisweilen zu andern redet, als zu welchen sie zu reden scheint; oder von ihnen, da sie doch von andern redet, als wenn beide einerley Körper hätten; und das wegen der Vermischung auf eine Zeitlang, und Gemeinschaft der Sacramente. So heißt es im Hohenliede, (C. I. v. 5.) Ich bin braun und schön, wie die Hütten Kedar, wie die Häute Salomons. Sie sagt nicht: Ich bin braun wie die Hütten Kedar, und schön wie die Häute Salomons; sondern sie sagt beides von sich, weil eine Zeitlang in Einem Netze gute und böse Fische verbunden sind. — Ueber die dritte Regel, von den Verheißungen und vom Gesetze, bemerkt Augustinus wiederum, daß sie auch vom Geist und Buchstaben, oder von der Gnade und vom Gebot, könnte genannt werden, und setzt hinzu, sie sey mehr eine große Frage, als eine Regel, durch welche man Fragen auflösen könnte. Tychonius hat dieselbe nach seiner Meinung, gut, aber nicht vollständig, bearbeitet. Denn er sagt, unsere Werke würden uns von Gott aus Verdienst des Glaubens gegeben; der Glaube

f. n.
C. G.
363
bis
430.

³⁶³
^{bis}
^{430.} diese Parthen merklich zu schwächen, dazu trugen ihre eignen innern Streitigkeiten und Spaltungen nicht wenig bey. Der erste, der eine merkwürdige Zwistigkeit unter ihnen erregte, war um das Jahr 370. Tychonius, ein scharfsinniger und beredter Mann, wie ihn Augustinus selbst nennt, (contra Epist. Parmeniani, L. I. c. 1.) und dem nachmals Gennadius das Lob ertheilte, (de vir. illustr. c. 18.) daß er in der Religionswissenschaft wohl geübt, ein Kenner der Geschichte, auch mit der übrigen weltlichen Gelehrsamkeit, und mit kirchlichen Geschäften gut bekannt gewesen sey. Es ist noch ein Buch von ihm übrig; eine Anweisung zur Erklärung der heiligen Schrift, *Regulae ad investigandam et inueniendam intelligentiam Scripturarum septem*, in Biblioth. Patr. Max. Tom. VI. p. 49. sq. Er sagt selbst von den Regeln, die er darinne vorträgt, sie wären gleichsam Schlüssel und Lichter zu den Geheimnissen des Gesetzes, welche alles in demselben deutlich machten. Augustinus erinnert zwar hierbey, (de Doctrina Christiana, L. III. c. 30. T. III. Opp. p. 44. sq. ed. Antverp.) daß dieses viel zu allgemein gesprochen sey, indem es schwere Stellen genug in der heiligen Schrift gebe, die nach ganz andern Regeln erklärt werden müßten, als diese sieben wären. Allein er gesteht doch, daß es ein recht nützliches Buch sey, worinne sie enthalten waren, und giebt daher (c. 31. sq.) einen Auszug aus denselben mit beygefügtten Anmerkungen, auch mit der Warnung, daß der Verfasser theils als Mensch geirrt, theils als ein Donatistischer Ketzer gesprochen habe.

Die erste dieser hermeneutischen Regeln des Tychonius ist vom Herrn und seinem Körper (de Domino et eius corpore) überschrieben. Nach derselben wird, (vorausgesetzt, daß in der heiligen Schrift zuweilen Haupt und Körper, oder Christus und

und

Tage gesetzt; der andere aber nur die mittlern ganzen Tage angezeigt hätte. Unter den rechtmäßigen (legitimi) Zahlen der heiligen Schrift, begriff Tycho-
 ninus diejenigen, welche sie in einem höhern Verstande gebrauchte; wie die siebente, zehnte, zwölfte und andere mehr. Denn meistens würden sie statt einer ganzen Zeit angenommen. Siebenmal des Tages werde ich dich loben, heißt: Sein Lob wird stets in meinem Munde seyn. So können auch die siebenzig Jahre des Jeremias (E. XXV. v. 11.) geistlich für die ganze Zeit gelten, da die Kirche unter den Fremden war; und daß die Zahlen nicht bloß auf Zeiten gehen, zeigt die Anzahl der Heiligen in der Offenbarung Johannis. (E. VII. v. 4.) — Nach der sechsten Regel, der nachholenden Ergänzung, (Recapitulatio) lernt man, daß einiges, was in der Bibel nach der Zeitfolge erzählt zu seyn scheint, gleichwohl noch auf die vorhergegangene Zeit gezogen werden müsse. So holt Moses 1. B. E. II. v. 8. noch etwas nach, was er im Vorhergehenden vorbeigelaßen hatte. Bisweilen geschieht solches auf eine dunklere Weise, wie Luc. E. XVII. v. 29. wo es scheint, als wenn die ertheilten Vorschriften erst zu der Zeit der Offenbarung des Herrn beobachtet werden sollten; aber es wird die letzte Stunde gemeint, in welcher das Evangelium so lange verkündigt wird, bis die Offenbarung des Herrn erfolgt. — Endlich hat die siebente Regel die Ueberschrift: vom Teufel und seinem Körper. Denn auch der Teufel ist das Haupt von Gottlosen, welche gleichsam seinen Körper ausmachen, wie es die Kirche von Christo ist. Dieser Regel zu Folge, muß, wie bey der ersten, untersucht werden, was in solchen Stellen, wo die heilige Schrift nur von Einer Person redet, dem Haupte oder dem Körper zukomme. Es wird, zum Beispiel, dasjenige was Jesaias, E. XIV. v. 12. unter dem Bilde des Ba-

3. n.
E. G.
363
bis
430.

³⁶³
^{bis}
^{430.}
 aber sey dergestalt von uns, daß er uns nicht von
 E. G. Gott zukomme: welcher letztere Satz den Worten des
 Apostels, Ephes. E. VI. v. 23. widerspricht. — Sei-
 ne vierte Regel nannte Tychonius von der Gat-
 tung und vom Geschlechte; wodurch er einen
 Theil und das Ganze verstand. Er wollte nemlich
 durch dieselbe lehren, wie man den oft wenig merkli-
 chen Ueberschritt der biblischen Schriftsteller von dem
 einen zum andern entdecken müsse. So ist es leicht,
 die Stelle bey Ezechiel, E. XXXVI. v. 17. Das
 Haus Israel hat im Lande gewohnt, u. s. w. von
 jenem Israel nach dem Fleisch zu erklären, welches
 auch der Apostel, 1 Corinth. E. X. v. 18. angiebt.
 Wenn aber der Prophet nicht lange darauf (v. 23. fg.)
 schreibt: Ich werde meinen heiligen großen
 Namen heiligen, u. s. w. so findet der aufmerk-
 same Leser, daß über die Gattung hinausgegangen,
 und das Geschlecht mit eingeschlossen werde. Denn
 es ist eine Weißagung vom neuen Testament, zu wel-
 chem nicht bloß jenes einzige Volk in seinen Ueberbleib-
 salen, sondern auch alle andern den Vätern verheiß-
 sene Völker gehören, welche alle auch der in dieser
 Stelle versprochenen Taufe theilhaftig geworden sind.
 — Die fünfte Regel führt ihren Namen von den
 Zeiten. Tychonius behauptete, daß man durch
 dieselbe die in der heiligen Schrift verborgen liegende
 Größe der Zeit finden oder errathen könne; und die-
 ses geschehe auf eine zweifache Art: entweder nach der
 Synekdoche; oder nach rechtmäßigen Zahlen.
 Von der erstern Art sey es ein Beispiel, wenn der
 eine Evangelist etwas nach acht Tagen, der andere
 aber nach sechsen geschehen läßt. (Luc. IX. v. 28.
 Matth. E. XVII. v. 1. Marc. E. IX. v. 1.) Beides
 könnte nicht wahr seyn, wenn nicht der erstere Schrift-
 steller den letzten Theil des Tages, an welchem Chris-
 tus dieses verkündigt hatte, und den ersten Theil des
 Tags, an welchem es erfüllt wurde, für zween ganze
 Tage

rechten auf der Erde entstehen sollte. (Ein Wider-^{J. n.}
spruch gegen die vorhergehende Nachricht vom geistli-^{E. G.}
chen Verstande, den er allein aufgesucht haben sollte.³⁶³
Denn die Uebersetzung, welche einige Neuere geben,^{bis}
er habe das tausendjährige Reich bestritten,⁴³⁰
kann wenigstens bey der gewöhnlichen Lesart des
Gennadius: mille quoque annorum regni — —
futuri suspicionem tulit, nicht bestehen.) Auch gab
er keine zweifache Auferstehung der Todten, von Ge-
rechten und von Ungerechten, zu; sondern nur eine
einzige, in welcher alle Menschen, selbst die frühzei-
tig Gebornen und Mißgeburten auferstehen würden.
Doch nahm er in folgendem Sinne zwei Auferstehun-
gen an: die eine, indem die durch den Glauben ge-
rechtfertigten, von ihrem Sündentode in der Taufe
zum ewigen Leben erweckt werden; und die andere, die
künftige allgemeine. Es giebt wirklich noch eine An-
zahl Predigten über die Offenbarung Johannis,
welche ehemals von einigen dem Tychonius zuge-
schrieben worden sind. (Expositio in Apocalypsin B.
Johannis, in Appendice Tomi III. Opp. Augustini,
p. 143. sq. ed. Antwerp.) Man hat aber mit leichter
Mühe gezeigt, daß sie aus spätern Zeiten, von einem
Manne, der die Donatisten bestritt, herrühren;
und daß sie nichts von demjenigen enthalten, was
Augustinus und andere daraus anführen.

Tychonius griff den vornehmsten Grundsatz
seiner Parthen an. Er erwachte, wie es Augusti-
nus nach seiner Art erzählt, (contra Epist. Parmen.
L. I. c. 1. sq. p. 7. Tom. IX. Opp.) durch so viele
Stellen der heiligen Schrift erschüttert, und erkann-
te, daß die Kirche Gottes, nach der Vorhersagung
der Propheten in der ganzen Welt ausgebreitet sey.
Hierauf sieng er an, gegen die Donatisten selbst zu
beweisen, daß kein Mensch, auch durch die größten
Verbrechen, diese göttlichen Verheißungen rückgän-
gig

J. n. blylonischen Königs, von Einer Person schreibt, mit
 E. S. Recht vom Teufel verstanden; wie die Worte: Wie
³⁶³
 bis ist er vom Himmel gefallen, der Morgen-
 430. stern! Allein was gleich hinzugefügt wird: Er ist
 auf der Erde zertreten worden, der zu allen
 Völkern sendet, schießt sich nicht ganz auf das
 Haupt, indem auf der Erde vielmehr sein Körper
 zertreten wird.

Spitzfindig genug, auch nicht ohne einige rich-
 tige Bemerkungen, waren diese Regeln des Tycho-
 nius freylich ausgedacht. Daß sie aber gerade die
 wichtigsten und nothwendigsten gewesen wären, die
 man als Hülfsmittel bey der biblischen Auslegung
 gebrauchen sollte; oder daß sie durchgehends gründ-
 lich und wohlgetroffen heißen könnten, läßt sich kei-
 nesweges sagen. Warum indeßen Augustinus, der
 ihrer leicht eine Menge von gleichem Schlage zu er-
 finden wußte, sie aus den Händen eines Donatisten
 angenommen habe, wird dadurch begreiflich, weil
 dieser Donatist den Grundsätzen seiner Parthey nicht
 völlig treu verblieb und weil er bey der Erklärung der
 heiligen Schrift, eben wie Augustinus, ohne den
 eigentlichen Sprachgebrauch recht zu kennen und zu
 erörtern, sich durch Nachdenken und Vergleichung
 einige allgemeine und besondere Kunstgriffe bildete,
 um gewissen Schwierigkeiten auszuweichen, oder alle-
 gorische Deutungen desto sicherer zu stützen. Ty-
 chonius hatte, wie Gennadius berichtet, noch
 überdieß Schriften über seine Zwistigkeiten mit
 den übrigen Donatisten, und eine Erklärung
 der Offenbarung Johannis hinterlassen. In die-
 sem Buche nahm er gar keinen fleischlichen, sondern
 bloß einen geistlichen Verstand an. Er sagt darinne,
 die Engel hätten ihren Standposten im Kör-
 per. (angelicam stationem corpus esse.) Er kam
 auch in den Verdacht, daß er ein tausendjähriges
 Reich glaube, welches nach der Auferstehung der Ge-
 rech-

rechten auf der Erde entstehen sollte. (Ein Wider- J. n.
spruch gegen die vorhergehende Nachricht vom geistli- E. G.
chen Verstande, den er allein aufgesucht haben sollte. 363
Denn die Uebersetzung, welche einige Neuere geben, bis
er habe das tausendjährige Reich bestritten, 430
kann wenigstens bey der gewöhnlichen Lesart des
Gennadius: mille quoque annorum regni — —
futuri suspicionem tulit, nicht bestehen.) Auch gab
er keine zweifache Auferstehung der Todten, von Ge-
rechten und von Ungerechten, zu; sondern nur eine
einzige, in welcher alle Menschen, selbst die frühzei-
tig Gebornen und Mißgeburten auferstehen würden.
Doch nahm er in folgendem Sinne zwei Auferstehun-
gen an: die eine, indem die durch den Glauben ge-
rechtfertigten, von ihrem Sündentode in der Taufe
zum ewigen Leben erweckt werden; und die andere, die
künftige allgemeine. Es giebt wirklich noch eine An-
zahl Predigten über die Offenbarung Johannis,
welche ehemals von einigen dem Tychonius zuge-
schrieben worden sind. (Expositio in Apocalypsin B.
Johannis, in Appendice Tomi III. Opp. Augustini,
p. 143. sq. ed. Antverp.) Man hat aber mit leichter
Mühe gezeigt, daß sie aus spätern Zeiten, von einem
Manne, der die Donatisten bestritt, herrühren;
und daß sie nichts von demjenigen enthalten, was
Augustinus und andere daraus anführen.

Tychonius griff den vornehmsten Grundsatz
seiner Parthen an. Er erwachte, wie es Augusti-
nus nach seiner Art erzählt, (contra Epist. Parmen.
L. I. c. 1. sq. p. 7. Tom. IX. Opp.) durch so viele
Stellen der heiligen Schrift erschüttert, und erkann-
te, daß die Kirche Gottes, nach der Vorhersagung
der Propheten in der ganzen Welt ausgebreitet sey.
Hierauf sieng er an, gegen die Donatisten selbst zu
beweisen, daß kein Mensch, auch durch die größten
Verbrechen, diese göttlichen Verheißungen rückgän-
gig

363
bis
430. J. n. gig machen könne; daß also die Gottlosigkeit einiger C. G. Mitglieder der Kirche nicht im Stande sey, die Treue Gottes in der Erfüllung jenes Versprechens zu zer-
nichten. Indem er aber, fährt Augustinus fort, dieses nachdrücklich und ausführlich behauptete, auch die Gegner durch viele deutliche Stellen der Schrift zum Stillschweigen nöthigte; sah er nicht ein, was daraus folge, nemlich, daß die Christen in Afrika zu der durch die ganze Welt verbreiteten Gemeine gehörten; wenn sich gleich die Donatisten von ihrer Kirchengemeinschaft getrennt hätten. Augustinus lobt ihn auch in einem seiner Briefe (Ep. CCXLIX. p. 665. T. II. Opp.) daß er die Frage, wie man das Böse und die Ausschweifungen in der Kirche Gottes, die man nicht aufheben könne, ohne das Band der Einigkeit deswegen zu zerreißen, dulden müsse? sehr wohl abgehandelt habe. Was er noch an einem andern Orte (Ep. XCIII. p. 188.) vom Tychonius meldet, scheint sogar anzuzeigen, daß derselbe mit der Wiedertaufe seiner Parthen nicht zufrieden gewesen sey. Denn er bringt aus demselben die Nachrichten, die man auch anderwärts (Th. V. S. 291.) gelesen hat, daß zweihundert und siebenzig Donatistische Bischöfe, auf einer zu Carthago gehaltenen Versammlung, den Schluß gefaßt hätten, auch mit Traditoren, wenn sie nicht von neuem getauft werden wollten, die kirchliche Gemeinschaft zu unterhalten; und daß ihr Bischof Donatus in Absicht auf die Mauren eben dieses beobachtet habe, ob sie gleich die Taufe nicht von neuem erhielten.

Man könnte sich verwundern, daß Tychonius bey einer solchen Denkungsart, ein Donatist geblieben ist. Verschiedene Neuere haben ihn daher einen Heuchler genannt, und Walch hat für nöthig gefunden, (Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzeren, Viertes Theil S. 260.) ihn gegen diesen Vorwurf

wurf zu vertheidigen. Er glaubt, man habe die Meinung desselben nicht recht verstanden, mithin Folgerungen daraus gezogen, die er wohl nicht würde zugegeben haben. Es folge nicht, daß derjenige seine Kirche verlassen müsse, der ihr übertriebene Grundsätze zuschreibt. Noch weniger folge es, daß ein Donatist, wenn er glaubt, die Kirche Christi sey in der ganzen Welt zerstreuet, seine Gemeinde von derselben ausgeschlossen, oder ihr alle Vorzüge vor den übrigen Christen in Afrika abgesprochen habe. Doch es scheint in der That, daß Tychonius weder mißverstanden, noch mit einigem Rechte für einen Heuchler gehalten worden ist. Da Katholische und Donatisten, welche seine Schriften vor Augen hatten, ihm einerley Meinung und einerley Folgen derselben beigelegt haben: so ist es wahrscheinlicher, daß er einen Friedensstifter zwischen beiden habe abgeben wollen. Er suchte sie dadurch einander zu nähern, daß er zeigte, es sey kein hinreichender Grund zur Trennung zwischen ihnen vorhanden. Allein er setzte doch eben dabei voraus, daß die Katholische Kirche durch Sünder befleckt worden sey; und hatte also immer einiges Befugniß, in der reinern Donatistischen Gemeinde zu beharren.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Parmenianus, dieser ihr angesehener Bischof, unternahm es, den Tychonius zu widerlegen. Wir haben den Brief nicht mehr, welchen er in dieser Absicht an ihn schrieb, und müssen uns an den Abschilderungen begnügen, die Augustinus davon gemacht hat. Da Parmenianus, schreibt er, (contra Epist. Parmen. L. I. c. 1.) und die übrigen Donatisten, die ihnen nachtheilige Folge aus der Behauptung des Tychonius sahen, wollten sie lieber der augenscheinlichsten Wahrheit, die er vertheidigte, die äußerste Hartnäckigkeit entgegen setzen, als sich durch Einräumung derselben von den afrikanischen Gemei-
nen

³⁶³
^{bis}
^{430.}
 nen überwinden laßen, die der von ihm geretteten
 E. G. Gemeinschaft der Einheit genoßen, von welcher sie
 sich getrennt hatten. Parmenianus suchte ihn erstlich
 durch ein Schreiben gleichsam zu bessern; nachher aber
 meldete er, daß Tychonius durch eine ihrer Kirchen-
 versammlungen verurtheilt worden sey. Augustinus
 beschuldigt den Parmenianus weiter, (l. c. c. 2.)
 daß er bey seinen vielen Vorwürfen gegen die Katho-
 lische Kirche, ohne alle Beweise bloß sich allein ge-
 glaubt wissen wolle. Er widerlegt zwar seinen Geg-
 ner nicht, schreibt Augustinus an einem andern
 Orte; (Epist. XCIII. p. 188.) aber er drückt und er-
 stickt ihn damit, daß er, ohngeachtet seiner Meinung,
 kein Mitglied der in der ganzen Welt ausgebreiteten
 Kirche werde durch die Sünden anderer Mitglieder
 derselben verunreinigt, doch der Parthen des Dona-
 tus zugethan bliebe.

Einiges von dem Inhalte dieses Schreibens des
 Parmenianus erfährt man noch aus der Schrift,
 die ihm Augustinus um das Jahr 400, also erst
 nach seinem Tode, auf Verlangen einiger Katholi-
 schen, entgegen setzte. (contra Epist. Parmeniani
 Libri tres, p. 7. sq. opp. T. IX.) Im ersten Bu-
 che derselben lehnt er die Beschuldigungen ab, wel-
 che der Donatistische Bischof gegen die Katholi-
 schen vorgebracht hatte; schiebt sie vielmehr auf die
 Parthen desselben zurück, indem er den Ursprung der
 von ihr erregten Spaltung, und den Fortgang der-
 selben erzählt; wirft ihr eine Abneigung vor freund-
 schaftlichen Unterredungen, eigene Uneinigkeit, Ge-
 walthätigkeiten und andere schimpfliche Schritte vor;
 und behauptet das Recht der Fürsten, Ketzer oder
 Schismaticer zu bestrafen. Besonders dringt er
 auch darauf, daß die Kirche nicht ohne Vermischung
 von Guten und Bösen seyn könne. In den zwey
 letzten Büchern aber sucht er die Schriftstellen rich-
 tiger

tiger zu erklären, deren sich Parmenianus bedient hatte, um die Trennung der Donatisten durch Gründe zu unterstützen. Das ist eine lange, gedehnte und ermüdende Untersuchung, aus der man fast nichts anders lernt, als dieses, daß Parmenianus eine Menge biblischer Stellen gemißbraucht habe, die von dem Mißfallen Gottes an Sündern, von der geforderten Keinigkeit der israelitischen Priester, von der verbotenen Theilnehmung an fremden Sünden, von der durch die Apostel anbefohlenen und beobachteten Strenge gegen Verbrecher in einer Gemeinde und ähnlichen Gegenständen handeln; daß aber auch Augustinus wenig von der hier nöthigen Gabe besessen habe, in bündiger Kürze, nach gewissen allgemeinen Auslegungsregeln oder Classen, die angeführten Sprüche zusammen zu stellen und zu beantworten. Freylich war der katholische Bischof eben kein viel besserer Schriftausleger, als der Donatistische. Wenn also dieser letztere sich auf eine Stelle des Jeremias beruft, (C. II. 12.) um darzuthun, daß diejenigen keine wahre Taufe haben, welche Gott verlassen: (L. II. c. 10.) so wirft ihm jener einen Schwall von Worten zurück, anstatt mit sehr wenigen zu beweisen, daß der Prophet gar nicht von der Taufe geredet habe. Unterdessen sind einige Stellen in diesem Werke merkwürdig; wenn es gleich unangenehme Mühe kostet, sie auszusuchen. So vertheidigt er (L. II. c. 11. p. 27.) die Würdigkeit und Fruchtbarkeit des Amtes von einem bösen Religionslehrer, durch nicht übel angebrachte Stellen Pauli; mischt aber darunter eine aus dem Buche der Weisheit, (C. I. 5.) die eher gegen ihn gebraucht werden könnte. Indem er bald darauf (c. 12. p. 29.) bey einem Geständnisse stehen bleibt, das einigen Donatisten die Stärke der Wahrheit abgedrungen haben soll: Derjenige, der sich von der Kirche entfernt, verliere zwar die Taufe nicht; aber das
Recht

3. n.
C. G.
363
bis
430.

§. 11. ^{E. G.} Recht sie zu ertheilen, verliere er, findet er dar-
³⁶³
^{bis} inne auf mancherley Art etwas Leichtes. Denn
^{430.} erstlich bemerkt er, daß man von diesem Sake keine
 Ursache angebe. Beides sey ein Sakrament, und
 beides werde dem Menschen durch eine gewisse Ein-
 weihung ertheilt: jenes, wenn er getauft, dieses,
 wenn er zum Lehrstande geweiht wird; und daher
 dürfe man in der Katholischen Kirche keines wieder-
 holen. Es ist leicht zu sehen, wie hier auch wider
 die Absicht des Augustinus, der Sacramentum in
 der weitläufigern Bedeutung seiner Zeiten nahm, das
 Sacrament der Priesterweihe (Sacramentum
 Ordinationis) für spätere Zeiten vorbereitet wor-
 den sey.

Ob die Meinungen des Tychonius, wider wel-
 che sich selbst eine Kirchenversammlung der Donati-
 sten erklärte, unter ihnen eine Trennung verursacht
 habe, ist unbekannt und kaum wahrscheinlich. Aber
 an Partheien fehlte es denselben übrigens nicht. Au-
 gustinus hielt es für eine gerechte Strafe der Dona-
 tisten, daß sie, welche die Einigkeit der Katholischen
 Kirche zerrissen hätten, in viele kleine Theile zerschnit-
 ten und zerstückelt zu Grunde giengen. (contra Epist.
 Parmen. L. I. c. 4.) Er versichert, vielleicht nicht
 ohne einige Vergrößerung, es gebe unter ihnen so
 viele überaus kleine Partheien, vornemlich in den
 Landschaften Mauritania Cæsariensis und Numi-
 dia, wo er selbst lebte, daß sie dieselben nicht alle
 anzeigen, noch er sie nennen könne. (Epist. XCIII. p.
 181. 182. Tractat. X. in Evang. Iohan. p. 270. T.
 III. Opp.) Und eine jede derselben, die bisweilen aus
 wenigen Anhängern bestand, behauptete doch, daß
 sie allein die wahre Taufe besäße, welche nicht einmal
 in andern Donatistischen Partheien anzutreffen sey.
 (Augustin. de baptismo contra Donatistas, L. I. c.
 6. p. 56. T. IX. Opp.) Wenn gleichwohl bey einer so
 hoch

hoch getriebenen innern Uneinigkeit, die Donatisten noch bis gegen den Anfang des fünften Jahrhunderts, J. n. E. G. 363 bis 430. dreß bis vierhundert Bischöfe gehabt, und gemeinschaftlich den Katholischen widerstanden haben: so muß der Abscheu gegen dieselben, worinne sie alle übereinkamen, und der allgemeine Grundsatz, der sie von denselben trennte, dabey hauptsächlich in Rechnung gebracht werden.

Eine der allerersten Donatistischen Partheien in diesem Zeitalter waren die Kogatisten. Ihren Namen hatten sie vom Kogatus, einem gebornen Mauren, der allem Ansehen nach Bischof zu Cartenna im Cäsarianischen Mauritanien gewesen ist. In dieser Gegend war es auch, wo sie ihren Sitz hatten. Zwischen den Jahren 362 und 370. scheinen sie entstanden zu seyn; um das Jahr 408. aber bestand ihre Gemeinde noch aus zehn bis elf Bischöfen. Nach dem Augustinus, dem wir diese und alle übrigen Nachrichten von ihnen schuldig sind, hatten sie eine glimpflichere Denkungsart, als die andern Donatisten (Epist. XCIII. p. 174. 178. 182. contra Ep. Parmen. L. I. c. 10. contra Litt. Petil. L. II. c. 83.) Allein er will dieses als keinen Vorzug von ihnen angesehen wissen. „Ihr scheint gelinder zu seyn, schreibt er, (Ep. XCIII. p. 178.) weil ihr mit den äußerst grausamen Heerden der Circumcellionen nicht wüthet. Aber kein wildes Thier, das niemanden verwundet, wird deswegen sanft genannt, weil es keine Zähne und Klauen hat. Ihr sagt, daß ihr nicht wüthen wollt; ich glaube, daß ihr es nicht könnt. Denn eure Anzahl ist so klein, daß ihr euch nicht untersteht, euch gegen feindliche Hauffen zu regen, wenn ihr gleich wolltet. Gesezt aber, ihr wolltet auch nicht, was ihr nicht könnt; gesezt, daß ihr die Lehre des Evangelium; Wenn dir jemand deinen Rock nehmen, und im Gerichte mit dir streiten

XI. Theil. B b streiten

n.
E. G.
363
bis
430.
 streiten will, so überlaß ihm auch den Mantel! so verstündet, daß ihr glaubtet, euren Verfolgern weder mit Gegenbeleidigungen noch durch rechtliche Mittel widerstehen zu dürfen: so hat sie gewiß euer Stifter Rogatus nicht so verstanden, oder doch nicht beobachtet: er, der über gewisse eurer Angelegenheiten, wie ihr sagt, mit der heftigsten Beharrlichkeit einen gerichtlichen Handel geführt hat. Sollte man zu ihm sagen: Welcher Apostel hat jemals in einer Glaubenssache, das Seinige durch ein öffentliches Gericht vertheidigt: so würde er zwar von einer solchen Handlung kein Beispiel in der heiligen Schrift antreffen; aber eine schickliche Vertheidigung derselben würde er wohl finden, wenn er bey der wahren Kirche bliebe, und nicht unter ihrem Namen etwas unverschämt besäße.“

Anstatt solcher persönlichen und gehäßigen Vorwürfe, welche die Streitschriften dieses Lehrers so oft füllen, möchte man lieber erfahren, worinne sich die Parthen des Rogatus von den übrigen Donatisten unterscheiden habe. Denn daß es bloß mildere Gesinnungen gegen die Katholischen gewesen seyn sollten, kann man aus der angeführten Stelle noch nicht beweisen. In einer andern (l. c. p. 182.) meldet er, daß ein Bischof der Rogatisten, seiner Gemeinde den Namen der Katholischen nicht wegen einer kirchlichen Gemeinschaft mit der ganzen Welt, sondern von der Beobachtung aller göttlichen Gesetze und Sakramente, beilegt habe. Genug, die Donatisten selbst ließen diese Parthen grausame Bedrückungen ausstehen; wozu sie die Gelegenheit fanden, als der Maurische Fürst Sirmus sich seit dem Jahr 372. gegen die Römer empörte, und sie bekriegte. Mehr als dreyßig Jahre darauf billigten und beförderten auch die Katholischen eine harte und mannigfaltige Verfolgung gegen die Donatisten, wodurch

wodurch die Kogatisten gleichfalls getroffen wurden. Vincentius, der um das Jahr 380. Nach-^{J. n. E. G.}folger des Kogatus im Bisthum geworden war, ^{363 bis 430.}bezeigte darüber dem Augustinus in einem Briefe sein Befremden, daß ein so wenig christlicher Grundsatz von Katholischen Lehrern angenommen würde. Augustinus antwortete ihm durch jenes berühmte und sehr lange Schreiben, (Epist. CXIII. p. 174-191.) worinne er die Ursachen angiebt, warum er seine ehemalige Meinung, die überhaupt den Gewaltthätigkeiten gegen Irrende und getrennte Christen nicht günstig war, geändert habe. Es ist aus demselben schon anderswo (Th. IX. S. 358-364) ein vollständiger Auszug mitgetheilt worden. Zu wünschen wäre es, daß sich auch der Brief des Vincenzius erhalten hätte, worinne er darauf drang, daß in Glaubenssachen keine Zwangsmittel angewandt werden dürften. Jetzt kann man nur wenig von dem Inhalte desselben aus seiner vermeinten Widerlegung sammeln; wie zum Beispiel, daß er behauptete, keinen Fall im neuen Testament bemerkt zu haben, wo von den Königen der Erde etwas für die Kirche, wider ihre Feinde gebeten worden wäre; daß er ausrief: Welcher Apostel hat sich jemals in einer Glaubensangelegenheit fremder Sachen bemächtigt? daß er besorgte, wenn Heiden und Juden von solchen kaiserlichen Gesetzen gegen Christen hörten, so möchten sie den Namen Gottes noch länger lästern; daß er (vermuthlich wider das gewöhnliche Rühmen der Katholischen von der Ausbreitung ihrer Kirche in der ganzen Welt,) es nur einen geringen Theil derselben nannte, in welchem das Christenthum bekannt werde; und daß er seine Meinung durch gleichstimmige Zeugnisse des Cyprianus, Hilarius, und anderer Katholischen Lehrer bestätigte.

Anderer Parthenen der Donatisten, die auch beim Augustinus vorkommen, aber gleichsam nur

§. n. im Vorbengehen genannt, wie die Claudianisten
 C. S. und Urbanenses, (contra Cresconium Donat. L.
 363 IV. c. 9. p. 333. c. 60. p. 354. T. IX. Opp.) schei-
 bis nen sehr unbeträchtlich gewesen zu seyn; und man
 430. weiß nicht einmal die Ursachen ihrer Abweichung von
 den übrigen. Die berühmteste und ansehnlichste von
 allen hingegen machten die Maximianisten aus.
 Nachdem Parmenianus, Bischof der Donatisten
 zu Carthago, im Jahr 392. gestorben war, wurde
 Primianus zu seinem Nachfolger bestellt. Bey sei-
 ner Einweihung waren unter andern Bischöfen auch
 Selicianus zu Musti, und Prætextatus zu Asur
 gegenwärtig. (Augustin. contra Ep. Parmen. L. III.
 c. 2. 3. contra Litt. Petil. L. I. c. 12.) Primianus
 zog sich nach und nach viele Vorwürfe zu. Er nahm,
 weil die Spaltungen unter den Donatisten ihnen so
 viel Verdruß machten, die Claudianisten und sogar
 manche Lasterhafte in die Kirchengemeinschaft auf;
 setzte an die Stelle noch lebender Bischöfe andere ein;
 ließ den Ältesten Fortunatus in ein heimliches Ge-
 mach werfen, weil er Kranke getauft hatte; versagte
 einem andern Ältesten die Kirchengemeinschaft, damit
 er ihn zwingen möchte, seinen Sohn zu enterben;
 und begieng noch mehrere Ausschweifungen. Alles
 dieses erzählt Augustinus seiner Gemeinde, zwar aus
 den Verhandlungen einer Kirchenversammlung; aber
 doch in einer Predigt über den 36sten Psalm. (Serm.
 II. in Psalm. XXXVI. p. 209. Tom. IV. Opp.) Was
 ihn aber am meisten verhaßt machte, war sein
 Betragen gegen den Diaconus zu Carthago, Ma-
 ximianus. Ihn, und drey andere Kirchendiener
 daselbst, den Rogatianus, Donatus und Salga-
 mius, Männer, wie ihre Parthen behauptete, die
 eben so unschuldig als verdienstvoll waren, entschloß
 er sich, aus der Kirchengemeinschaft zu stoßen; suchte
 vergebens seinen Ältesten die Einwilligung dazu ab-
 zudringen, und sprach endlich sein Urtheil gegen die-
 selben

selben ohne Kläger und Zeugen, da Maximianus sogar abwesend und krank war, aus. (Augustin. l. c. p. 208.) Eben dieser Schriftsteller läßt es unentschieden, ob Maximianus seinen Bischof durch Stolz, oder aber, nach dem Vorgeben seiner Anhänger, durch Gerechtigkeitsliebe, beleidigt habe. (Augustin. de gestis cum Emerito Donat. p. 428. T. IX. Opp.) Walch glaubt, daß man beide Ursachen als wahr annehmen könne: Neigung zur strengen Gerechtigkeit, weil er keine unwürdige Personen in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen wissen wollte; und Stolz, wofür wenigstens sein Bischof den Tadel seines Verfahrens ansah. (l. c. S. 263.) Allein es fehlt hier zu sehr an erläuternden Nachrichten, als daß man diese Erklärungen für ausgemacht annehmen könnte.

n.
E. G.
363
bis
430.

Maximianus bekam jedoch Anhänger genug; insonderheit unterstützte ihn eine gewisse Frauensperson, ohngefähr wie ehemals die Lucilla den Majorinus an gleichem Orte. (Augustin. Ep. XLIII. p. 75. sq. Th. V. S. 294. fg.) Die Aeltesten zu Carthago bemühten sich umsonst beim Primianus, daß er seine unrechtlichen Handlungen verbessern möchte. Sie bewürkten daher eine Versammlung von drey und vierzig Bischöfen, die in der gedachten Hauptstadt gehalten wurde. Weit gefehlt, daß Primianus in derselben auf ihre Einladung erschienen wäre, hezte er vielmehr den Pöbel auf, daß er die Häuser seiner Gegner zerstörte; ließ die Kirchen mit Gerichtsdienern, die er von der Obrigkeit erlangt hatte, besetzen, damit die Bischöfe nicht hineingehen konnten; sie wurden von seinen Dienern mit Steinwerfen und Schlägen gemißhandelt, und der gewaltsamen Beschimpfungen, die sie von ihm ausstehen mußten, waren noch mehrere. Solchergestalt blieb ihnen nichts übrig, als den Primianus zu verurtheilen. Doch

J. n. thaten sie dieses nur vorläufig, um für die Ruhe der
K. G. Kirche zu sorgen, und ließen ihm noch die Freiheit,
 363 sich vor einer zahlreichen Versammlung zu rechtfertigen.
 430. Aug: Serm. II. in Ps. XXXVI. p. 208-210. Id. contra Cresconium Donat. L. IV. c. 6. 7. 9. p. 331 sq. T. IX. Opp.)

Eine solche Synode von mehr als hundert Bischöfen wurde auch schon im Jahr 393. zu Carthago, in der Landschaft Byzacene, angestellt. Da aber Primianus sich um dieselbe so wenig bekümmerte, als um die erstere: so entsetzte sie ihn seiner Würde, und schloß ihn von der Kirchengemeinschaft aus. Sie that dieses in Gegenwart des heiligen Geistes, und, wie ihre noch kräftigern Worte lauteten: Es hat uns und dem heiligen Geiste gefallen. Damit sich auch alle ihre Mitchristen in ganz Afrika darnach achten möchten, meldete sie ihnen alles dieses weitläufig: und eben ihr Synodalschreiben ist es, welches Augustinus seinen Katholischen Zuhörern in einer seiner Predigten, mit den Unterschriften von drey und funfzig Bischöfen vorlesen ließ, weil es so sehr zur Beschämung der Donatisten gereichen sollte. Serm. II. in Ps. XXXVI. p. 207-211. contra Crescon. l. c. et L. III. c. 13. 40. contra Epist. Parmen. L. I. c. 4.) Zugleich setzte die Versammlung den Maximianus zum Bischof von Carthago ein. So bildete sich die Parthey der Maximianisten vollkommen aus; sie gieng bald so weit, daß sie die vom Primianus getauften noch einmal taufte. Gewaltthatigkeiten übte sie zwar nicht aus, wie andere Donatisten; scheint aber auch zu schwach dazu gewesen zu seyn. (Augustin. contra Crescon. L. III. c. 13. 52. contra Litt. Petil. L. I. c. 10. 12. 58. contra Epist. Parmen. L. II. c. 3.)

Wenigstens zeigte sich ihre Schwäche darinne, daß sie nicht im Stande war, den Primianus sei-

nes

nes bischöflichen Amtes wirklich zu berauben. Er hatte nicht allein zu Carthago, sondern auch im übrigen Africa, unter den Donatisten die meisten Anhänger. Ohne sich also an die beyden Synoden zu kehren, die ihn verurtheilt hatten, wandte er sich an die Numidischen Bischöfe, um seine Sache von ihnen entscheiden zu lassen. Außer diesen, kamen noch Donatistische Bischöfe aus allen übrigen Afrikanischen Landschaften, der Proconsularischen, Tripolitanischen, Byzacena und Mauritanien, zu Bagai in Numidien, drey hundert und zehn an der Zahl, im April des Jahrs 394. zusammen, und nannten daher dieses ein allgemeines Concilium. (Augustin. contra Crescon. L. IV. c. 4.) Kein Maximianiste fand sich daselbst ein; oder scheint auch nur dahin eingeladen worden zu seyn. Mithin erreichte Primianus, der selbst unter den Bischöfen seine Stelle einnahm, nicht als Kläger auftrat, seine Absicht desto leichter. Die Kirchenversammlung bestätigte ihn in seiner Würde; setzte den Maximianus, nebst den zwölf Bischöfen, die ihn geweiht hatten, auch andere Geistlichen von Carthago, die dabey zugegen gewesen waren, ab, und schloß sie aus der Kirchengemeinschaft aus; den übrigen Anhängern des Maximianus aber setzte sie eine Frist bis zum 25ten December, binnen welcher diejenigen, die ihn verlassen würden, mit Beibehaltung ihrer Aemter und ihrer Ehre, wieder aufgenommen werden sollten; nach derselben hingegen sollte ihnen nur der Weg der öffentlichen Büssung offen stehen. Augustinus hat von diesen Schläßen der Synode zu Bagai so lange Stellen in verschiedene seiner Schriften eingerückt; daß einige geglaubt haben, sie wären darinne ganz vorhanden. Noch wahrscheinlicher wird es durch die Ausdrücke desselben, daß Emeritus, Bischof der Donatisten zu Casarea in Mauritanien, (ohngefähr wo das heutige Algier liegt,) Verfasser derselben

J. n.
C. G.
363
bis
430.

3. n. gewesen sey. Die Einfleidung derselben, so schwül-
 E. G. stig, gezwungen und mit Schimpfwörtern vermischt
 363 bis sie auch gerathen ist, hatte doch den lauten Beifall
 430. der versammelten Bischöfe erhalten; sie wollten gar
 nicht einzeln ihre Stimmen geben, sondern nahmen
 diesen Aufsatz als den besten gemeinschaftlichen Aus-
 druck ihrer Gesinnungen an. (Augustin. Serm. II.
 in Ps. XXXVI. p. 211. sq. contra Epist. Parmen. L.
 II. c. 3. L. III. c. 4. contra Litt. Petil. L. I. c. 10.
 contra Cresconium, L. III. c. 52. sq. L. IV. c. 2.
 6. 7. 10. de gestis cum Emerito Donat. p. 429. sq.
 T. IX. Opp.)

Der Erfolg dieser Schlüsse stimmte einigermaa-
 ßen mit der Erwartung ihrer Urheber überein. Nicht
 wenige Bischöfe der Maximianisten giengen zu der
 Parthen des Primianus über: und dieser herrschen-
 de Theil der Donatisten taufte diejenigen nicht noch
 einmal, welche von jenen, während daß sie von ihnen
 getrennt waren, die Taufe empfangen hatten. Eine
 Handlungsart, durch welche die Donatisten ihrem
 Grundsatz von der Ungültigkeit der Taufe außer ihrer
 Kirchengemeinschaft, selbst widersprachen. (Augustin.
 contra Epist. Parm. L. I. c. 4. contra Crescon. L. IV.
 c. 30.) Allein die Spaltung erhielt sich gleichwohl
 noch: daher schritten sie zu gewaltthätigen Mitteln
 wider dieselbe. Maximianus, die Hauptperson in
 derselben, hatte nicht wenig zu leiden: man zerstörte
 ihm seine Kirche zu Carthago, und er verlor auch
 sein Haus daselbst; ohne jedoch sich mit seinen Geg-
 nern zu vereinigen. Seine Anhänger wurden durch
 Beistand der Statthalter und anderer Obrigkeiten,
 aus ihren Kirchen vertrieben; man drang ihnen an-
 dere Bischöfe auf: und nur selten behaupteten sich
 die Bischöfe der Maximianisten, indem sie Gewalt
 mit Gewalt abwehrten. Die Donatisten bedienten
 sich sogar, um diese Parthen zu stürzen, derjenigen
 Gesetze)

Gesetze, die wider die Keger, und wider sie selbst gegeben worden waren. Zuweilen klagten sie unter dem Nahmen von Katholischen, den sie sich gaben, bey heydnischen Statthaltern, und hatten desto eher gewonnen Spiel, weil diese, nicht genau bekannt mit dem Unterschiede zwischen Katholischen und Donatisten, schon genug zu wissen glaubten, wenn sie hörten, daß die Maximianisten durch den Spruch einer Versammlung von mehr als drehundert Bischöfen verurtheilt worden wären. (Augustin. contra Litt. Petil. L. I. c. 18. L. II. c. 58. contra Epist. Parm. L. I. c. 11. contra Crescon. L. III. c. 59. L. IV. c. 46. 47. de gestis cum Emerito, p. 429. Enarratio in Psalm. LVII. p. 411. T. IV. Opp. Epist. XLIV. p. 78. sq. T. II.) Daß die Donatisten dennoch manche Maximianisten wieder taufte, hat Augustinus ihnen vorzuwerfen nicht vergessen. (contra Ep. Parm. L. III. c. 4. contra Litt. Petil. L. I. c. 16.)

S. n.
E. G.
363
bis
430.

Am härtesten behandelten sie diejenigen Bischöfe, welche den Maximianus geweiht hatten. Unter diesen wurde Salvius, Bischof von Membresa, durch ein gerichtliches Urtheil des Proconsul seines Bisthums beraubt. Da ihm seine Gemeinde sehr zugehan war: so wurden die Einwohner einer benachbarten Stadt aufgeboten, um diesen Ausspruch zu vollstrecken. Er widerstand zwar mit den seinigen; ward aber endlich überwältigt, mit Schlägen und andern höchst empfindlichen Beschimpfungen gemißhandelt. (Augustin. contra Epist. Parmen. L. III. c. 6. contra Cresconium, L. III. c. 59. L. IV. c. 3. 4. 48-50.) Prätextatus und Felicianus, die, wie man oben gesehen hat, zu eben denselben Bischöfen gehörten, wurden durch die Donatisten mehrmals vor den Richterstuhl des Statthalters gefordert, und sollten nach der wiederholten Verordnung desselben, aus ihren Bisthümern gestoßen werden;

3. n.
E. G.
363
bis
430.
 behaupteten sich aber darinne durch Hülfe ihrer Ge-
 meinen. Doch zuletzt traten sie, weil diese mit zu
 vieler Gefahr bedroht wurden, nebst denselben wieder
 in die kirchliche Gemeinschaft des großen Donatisti-
 schen Haufens; woben weder sie einer Büssung, noch
 die von ihnen getauften, einer abermaligen Taufe un-
 terworfen wurden. (Augustin. contra Crescon. L.
 III. c. 56. 60. L. IV. c. 3. 4. contra Ep. Parmen. L.
 II. c. 13. de gestis cum Emerito, p. 429. Epist. CVIII.
 p. 236.) Es war hauptsächlich der berühmte Do-
 natistische Bischof Optatus von Tamugada in
 Numidien, der den Maximianisten furchtbar wur-
 de. Augustinus nennt ihn, zum Unterschiede von
 andern Bischöfen gleiches Namens, den Gildonia-
 nischen Optatus. Denn er stand mit dem Gildo,
 diesem heidnischen Feldherrn der Römer in Africa,
 der sich im Jahr 397. des Landes bemächtigte, aber
 schon im folgenden das Leben verlor, in der vertrau-
 lichsten Verbindung, und ließ sich ordentlich von
 Soldaten desselben begleiten. Durch diese Unter-
 stützung wurde es ihm leicht, jede Art von Ungerechtig-
 keit und Unterdrückung, besonders zur Befriedigung sei-
 ner Raubbegierde, auszuüben; so daß er zehn Jah-
 re nach einander, vom Jahr 388. an, der allgemei-
 ne Abscheu von Africa, und allen dortigen Religions-
 partheyen ward. Die Donatisten selbst leugneten
 seine Ausschweifungen nicht, warfen vielmehr die
 Schuld der gewaltthätigsten Maaßregeln wider die
 Maximianisten, auf ihn, und ehrten ihn übrigens
 als ihren mächtigsten Lehrer. Der Fall des Gildo
 war auch der seinige; er starb im Gefängniße, oder
 wurde darinne hingerichtet. (Augustin. contra Epist.
 Parmen. L. II. c. 2. 4. 9. 52. contra Litt. Petiliani,
 L. I. c. 13. 24. L. II. c. 23. 83. 92. sq. contra Cres-
 con. L. III. c. 13. 60. L. IV. c. 24. 46.)

Ohngeachtet dieser Bedrückungen, welche die
 Maximianisten von den Donatisten ausstanden,
 pflanzte

pflanzte sich doch diese Parthen noch eine Zeitlang im fünften Jahrhunderte fort. Einige Neuere, vorzüglich Tillemont, der die Geschichte derselben sehr umständlich erörtert hat, (Mémoires, Tome VI. p. 160-177.) bleiben auch bey den großen Vortheilen stehen, welche die Katholische Kirche aus dieser Donatistischen Spaltung gezogen habe. Der eben gedachte Schriftsteller bemerkt hierüber, (p. 177. sq.) daß Gott durch diese Spaltung die in Africa herrschende Parthen der Donatisten habe zu Grunde richten wollen: nicht, als wenn sie durch die Maximianisten eine merkliche Verminderung erlitten hätten; sondern, weil ihnen Gott in dieser Trennung gleichsam einen Spiegel von allen ihren Fehlern und Verbrechen, ein Gemählde vorgelegt habe, worinne das Schändliche ihrer Spaltung von neuem ins Andenken gebracht wurde. Denn sie hätten bey dieser Gelegenheit auf die auffallendste Art alles selbst begangen, was sie den Katholischen vorwarfen, und nach ihren Grundsätzen für sehr tadelhaft hielten: die kirchliche Gemeinschaft mit Leuten von sehr fehlerhafter Aufführung unterhalten, die Gültigkeit derjenigen Taufe anerkannt, welche außerhalb der wahren Kirche erteilt wird, der weltlichen Obrigkeit ein Recht in Kirchensachen eingeräumt, Verfolgungen in Religions-Angelegenheiten vorgenommen, und dagegen das Ansehen der Kirchenversammlungen verachtet. Allein schon Walch (l. c. S. 267. fg.) hat hierbey richtig erinnert, daß diese angegebenen Vortheile mehr in der Anwendung bestanden haben, welche Augustinus und andere Katholischen Lehrer, von jenem Betragen der Donatisten wider dieselben machten, als in unmittelbaren nützlichen Folgen für die Katholische Kirche. Allerdings hat Augustinus, und beinahe bis zum Eckel der Leser, in seinen Streit-schriften, Briefen und selbst Predigten, alles was zwischen den Donatisten und Maximianisten vor-

gefal-

J. n
E. G
363
bis
430

7. n. gefallen ist, gegen die erstern genützt, um sie daraus
 C. 9 zu überzeugen, wie sehr sie Unrecht hätten; oft ganz
 363 treffend, und immer mit einer siegreichen Miene. Eben
 bis so hat er auch ihre Verträglichkeit gegen den Gildo-
 430. nischen Optatus zu gebrauchen gewußt. Zugege-
 ben unterdeßen, woran man hin und wieder zweifeln
 könnte, daß er, welcher hier der einzige Zeuge ist,
 alles ohne Vergrößerung oder unbillige Wendungen
 vorgestellt haben sollte; so scheint er sich doch biswei-
 len die Ueberzeugung der Donatisten zu leicht einge-
 bildet zu haben; oder zieht Folgen aus ihren Hand-
 lungen, deren er sich rühmlicher enthalten hätte. Von
 dieser letztern Gattung ist dasjenige, was er zur Be-
 günstigung gewaltsamer Maaßregeln in Religionssa-
 chen, aus dem ähnlichen Verfahren dieser Parthen
 hernimmt. Tillemont beruft sich zwar auf den im-
 mer häufigern Uebergang der Donatisten zur Katho-
 lischen Kirche, den man von der Zeit der Maxi-
 mianistischen Spaltung an, und zugleich von ih-
 rem Einflusse auf die Gemüther, wozu die Katholi-
 schen Bischöfe viele Anleitung gegeben hätten, her-
 rechnen könne. Man muß jedoch zugleich auf ande-
 re weit kräftigere Ursachen, welche dieses bewürken
 halfen, und welche er selbst nicht verkannt hat, da-
 ben Rücksicht nehmen.

Unter denselben steht der eben seit dem Ursprun-
 ge der oftgenannten Spaltung, auf so mancherley
 Art, in Verbindung mit andern angesehenen Män-
 nern, und so lange Jahre hindurch, thätige Eifer
 des Augustinus, oben an. Als er im Jahr 391.
 Presbyter zu Hippo Regius in Numidien, vier
 Jahre darauf Bischof neben dem noch lebenden Vale-
 rius, und nach dessen Tode im Jahr 396. einziger
 Vorsteher dieser Gemeinde geworden war, fand er die
 Donatisten daselbst weit zahlreicher als die Katho-
 lischen; und ihr Bischof Saustinus war nicht lange
 vorher

vorher mächtig genug gewesen, um verbieten, auch zum Theil verhindern zu können, daß für die dortigen Katholischen kein Brodt gebacken würde. (Augustin. contra Litt. Petil. L.II. c. 83.) Augustinus, der es als seine vorzügliche Ehre schätzte, Ketzer und Schismatiker zu demüthigen, gab sich daher, seit dem Antritte seines Lehramts, alle Mühe, dieser vaterländischen Parthen Abbruch zu thun. Er predigte fleißig wider dieselbe, gab zu gleichem Endzwecke Unterricht in den Häusern, war aufmerksam auf alle Schritte der Donatisten, auf jede Blöße, welche sie gaben, und zog nach und nach mehrere derselben zu seiner Gemeinde, schrieb an ihre Bischöfe und andere ihrer Vornehmen, ermahnte sie die Wahrheit genau zu untersuchen, forderte sie auch wohl mündlich zu einer Unterredung auf, und ergriff häufig wider sie die Feder in besondern Schriften. Man sieht aus einigen Beispielen seiner Predigten und Briefe, daß er sich ziemlich liebreich und einladend darüber ausgedrückt, auch den Schein vermieden habe, als wenn er Gewalt anwenden, oder Bewegungen des Pöbels gegen sie stiften wollte. Die Donatisten hingegen wichen seinen Anträgen zu Gesprächen möglichst aus: er konnte nur sehr selten dazu gelangen, und sie waren ohne Erfolg. Zu Vorwänden dieses Betragens führten sie seine Beredsamkeit und schlaue Disputirkunst an; und freylich bewundert man noch jetzt an ihm den ungemeinen Zufluß an Worten, nebst der Behendigkeit, mit welcher er sich auf viele Seiten zu drehen weiß, ohne immer die gerechteste Sache zu vertheidigen. Erbittert über den Verlust, den sie durch ihn litten, weil sein Ruhm und Beifall bis unter die ihrigen drang, nannten ihn die Donatisten einen Verführer und Betrüger der Seelen, einen Wolf, den man zur Beschützung seiner Heerde tödten müsse, für welche That Gott alle Sünden vergeben werde. Es braucht wiederum hier kaum

erinn-

J. n.
E. G.
363
bis
430.

erinnert zu werden, daß, wenn an diesen Nachrichten alles eine so einseitige Gestalt im Lobe und im Tadel hat, auch nur der eine Theil darinne spreche. (Possidii vita Augustini, c. 7. 9. 10. 12. in Append. T. X. Opp. p. 176. sqq. Epist. XXIII. p. 23. sq. Epist. XXXIII. p. 47. sq. Ep. XXXIV. p. 49. sq. Ep. XLIII. p. 76. Ep. XLIV. p. 76. contra Litt. Petil. L. III. c. 16. contra Crescon. L. I. c. 1. 13. Sermo XLVI. de Pastorib. p. 169. sq. Tom. V. Opp.)

Um auch die niedrigsten und unwisendsten im Volke faßlich zu belehren, was es mit der Sache der Donatisten für eine Bewandniß habe, brachte er im Jahr 393. ihre Geschichte und die vornehmsten Gründe wider sie in einen Gesang, mit welchem der neunte Theil seiner Werke nach der Benediktiner Ausgabe, worinne lauter Schriften wider diese Parthen enthalten sind, eröffnet wird. (Psalmus contra partem Donati, p. 1 - 6.) Dieser Gesang ist alphabetisch, (abecedarius) indem jede Strophe desselben mit einem neuen Buchstaben nach der Folge des Alphabets anfängt, um leichter behalten werden zu können; am Ende derselben aber wird immer die Zeile wiederholt: Alle die ihr euch des Friedens freuet, richtet auch nur recht! Eines eigentlichen Sylbenmaaßes wollte er sich, wie er selbst schreibt, (Retractatt. L. I. c. 20.) darinne nicht bedienen, damit er nicht dadurch geöthigt würde, manche für den großen Haufen unverständliche Worte zu gebrauchen. Es ist in der That ein zu den Begriffen des Pöbels nicht übel herabgestimmtes Lied, hin und wieder ein wahrer Bänkelsang, durch welchen der Verfasser Friede und Einigkeit einzulösen sucht, indem er keiner von beiden Partheien allein, aber doch den Katholischen das allermeiste Recht giebt. „Hat Marius, so läßt er einmal singen, das Maaß überschritten, welches im Gesetze Christi vorgeschrieben

„ben ist: so richtete er sich nach dem kaiserlichen Ge-
 „setze, und stritt für die Einheit. Ich sage nicht,
 „daß die eurigen schlimmer sind. Denn wer hat es
 „ihnen befohlen, in Africa so sehr zu wüthen? Sie
 „können nicht beweisen, daß Christus oder der Kai-
 „ser solches verordnet habe: Prügel, und Feuer an-
 „legen, und eine Wuth ohne Gesetz! Weil geschrie-
 „ben steht: Stecke dein Schwerdt ein! so glau-
 „ben sie, im Prügel sey kein Verbrechen. Nicht da-
 „mit der Mensch sterbe; sondern daß er nur brav zer-
 „schlagen werde, und nachher sterbe, gequält durch
 „lange Entkräftung. Doch wenn sie sich seiner erbar-
 „men, so schlagen sie ihn mit einem Prügel todt.“
 Ob nun ein so armseliges gereimtes Volkslied die Ab-
 sicht des Augustinus befördert, oder nicht vielmehr
 die Gemüther gegen einander stärker verbittert habe?
 ob es überhaupt eine seines Verstandes würdige Ar-
 beit gewesen sey? ist nicht schwer zu entscheiden.

J. n.
E. G.
363
bis
430.

Gleich darauf schrieb er eine Widerlegung eines
 Briefs des schon verstorbenen großen Donatus,
 worinne dieser hatte beweisen wollen, daß die wahre
 Taufe Christi nur bey seiner Parthen zu suchen sey.
 Diese Schrift ist zwar verloren gegangen; sie ver-
 dient aber wegen einer Erklärung bemerkt zu werden,
 die er in seinen spätern Jahren über eine Stelle der-
 selben gethan hat. „Ich habe darinne, sagt er, (Re-
 „tractatt. L. I. c. 21.) von dem Apostel Petrus be-
 „hauptet, daß die Kirche auf ihn, als auf den Sel-
 „sen gegründet worden sey; welchen Verstand auch so
 „viele annehmen, welche die bekannten Verse des
 „seligen Ambrosius singen. Ich weiß aber, daß ich
 „nachmals diese Stelle sehr oft so ausgelegt habe, daß
 „man Christum selbst, den Petrus bekant hat,
 „unter dem Selsen verstehen müsse; als wenn Pe-
 „trus, von diesem Selsen genannt, die Person der
 „Kirche vorbildete, welche auf diesen Selsen erbauet
 „wird

3. n. „wird, und die Schlüssel des Himmelreichs erhalten
 E. G. „hat. Denn es ist nicht zu ihm gesagt worden; Du
 363 „bist der Felsen; sondern: Du bist Petrus. Der
 bis „Fels aber war Christus; und da ihn Simon so
 430. „bekannte, wie ihn die ganze Kirche bekennt, ist er
 „davon Petrus genannt worden. Nun mag der Le-
 „ser die wahrscheinlichst: von diesen beiden Meinun-
 „nungen wählen.“ Es kann hinzugesetzt werden, daß
 der Verfasser in dem vorhergedachten alphabetischen
 Liede (p. 5.) den streitigen Felsen von der Kirche er-
 klärt hat.

Indem sich Augustinus mit solchen Streit-
 schriften beschäftigte, wurde im Jahr 393. eine all-
 gemeine Kirchenversammlung aus den katholi-
 schen Gemeinen aller Provinzen in Africa, unter
 dem Vorsetze des Bischofs von Carthago, Aure-
 lius, zu Hippo gehalten; welche ihn in diesem Eifer
 sehr wohl bestärken konnte. Sie gab Gesetze über die
 gesammte Africanische Kirchenverfassung; richtete
 aber auch ihre Aufmerksamkeit auf die Donatisten.
 So berühmt sie unterdeß geworden ist; so fehlt es
 doch an genauern Nachrichten von derselben, und
 selbst an einem zuverlässigen Verzeichniße ihrer
 Schlüsse. Eine kleine Anzeige davon findet man in
 der alten Sammlung Afrikanischer Kirchengesetze,
 (Cod. Canon. Eccles. Afric. p. 882. T. I. Act. Con-
 cil. Harduini.) In eben dieser Sammlung stehen
 auch verschiedene Gesetze, die jener Synode zugehö-
 ren mögen; besonders aber ist ein Auszug derselben,
 weil sie hin und wieder aus Unwissenheit nicht mehr
 beobachtet wurden, von der Kirchenversammlung zu
 Carthago im Jahr 397. veranstaltet worden, der
 sich mit den Schlüssen der letztern erhalten hat, denen
 auch noch ein Stück aus den Versammlungen der
 Synode von Hippo beigefügt ist. (Statuta Conci-
 lii Hippon. brevitä, etc. p. 969. sq. l. c.) Sie sind
 über-

überdieß fast gänzlich in die Canones der Carthaginiensischen Synode selbst eingerückt worden. l. c. p. 961. sq.) Nächst dem werden sie in spätern Africanischen Synoden oder Sammlungen, wie unter andern in der vom Fulgentius Ferrandus im sechsten Jahrhunderte besorgten, angeführt. Allein dieses alles hebt die Ungewißheit und Verwirrung derselben nicht völlig auf, weil sie in diesen verschiedenen Stellen und Auszügen merklich von einander abgehen, vielleicht auch mehrere Synoden zu Hippo vermischt worden sind. Daher sind so viele Untersuchungen darüber angestellt worden, worunter die von Tillemont (Mémoires, Tome XIII. St. Augustin. p. 176. sq. Note XVII. sur St. Augustin. p. 967. sq. ed. de Paris,) und von den Ballerini (ad Noris. Hist. Donatist. p. 419. sq. ingleichen in Mansii Collect. Concilior. T. III. p. 909. sq.) herrührenden vorzüglich genannt zu werden verdienen; mit welchen man noch Suchsens gute Erläuterungen (Biblioth. der Kirchenversamml. Th. III. S. 59. fg.) vergleichen kann.

q. n.
C. G.
363
bis
430.

Nach diesen Erörterungen ist allem Ansehen nach folgendes auf der Synode zu Hippo beschlossen worden; so weit sich ihre Schlüsse von den Carthaginiensischen unterscheiden lassen; welches nicht immer leicht ist. Zuerst bestätigte sie das Nicäische Glaubensbekenntniß, und traf einige besondere Einrichtungen für die Afrikanischen Gemeinen und Bischöfe. Sodann verordnete sie, daß die Vorleser sich des öffentlichen Grußes, mit welchem die Bischöfe die Gemeinen anzureden pflegten, (etwa mit den Worten: Der Herr sey mit euch!) nicht bedienen sollten. — Keine andere sollten zu Geistlichen geweiht werden, als solche, die von ihrer Kindheit an in der heiligen Schrift unterrichtet worden sind. — Bey der Einweihung der Bischöfe und anderer Geistlichen,

J. n. sollten ihnen vorher die Gesetze der Kirchenver-
 E. G. sammlungen zur Beobachtung eingeprägt werden.
 363 — Selbst in der hochfeyerlichen Osterzeit, sollte
 bis den Katechumenen nur das gewöhnliche Sacra-
 430. ment des Salzes gereicht werden, weil sie, da die
 Gläubigen in diesen (acht) Tagen das Sacrament
 nicht verändern, daßelbe auch nicht ändern dürfen.
 Dieser Canon hat zwar einige Dunkelheit; ist aber
 doch von dem Bischof Aubepine oder Albaspinäus
 (Observatt. L. II. p. 280. ed. Helmst.) dergestalt erklärt
 worden, daß man damit zufrieden seyn kann. Den
 Katechumenen wurde während ihres Standes, von
 den freywilligen Gaben, (oblationes) welche die
 Gläubigen darbrachten, öfters Milch, Honig und
 Salz gegeben. Man nannte alles dieses, so wie so
 vieles andere, das zum kirchlichen oder gottesdienst-
 lichen Gebrauche gewidmet und gesegnet war, Sa-
 cramente. Auch ist die sinnbildliche, auf Taufe,
 heiliges Abendmahl und Christenthum überhaupt vor-
 bereitende Bedeutung, in welcher die Katechume-
 nen dieses empfiengen, bekannt. Da nun die Gläu-
 bigen in der Zeit der Osterfeyer, (wenigstens vom
 zweyten Tage an, wie man aus dem 23sten Canon
 schließen möchte,) weder Milch noch Honig darbrach-
 ten: so sollte man den Katechumenen nur von dem
 gewöhnlichen gesegneten Salze geben. — Den Leich-
 namen der Verstorbenen sollte das heilige Abend-
 mahl nicht gegeben werden; eben so wenig sollte man
 Todte taufen. — Alle Jahre soll eine Kirchen-
 versammlung von Abgeordneten aller africani-
 schen Landschaften gehalten werden. — Einen
 Bischof soll man vor dem Primas seiner Provinz
 verklagen, und wenn er vor diesem nicht zur be-
 stimmten Frist erscheint, die Gemeinschaft mit ihm
 aufheben. — Stellt er sich nicht einmal vor der
 allgemeinen jährlichen Synode: so verurtheilt er
 sich dadurch selbst, und weder die Bischöfe noch seine
 Gemei-

Gemeine, sollen Gemeinschaft mit ihm unterhalten. — Wenn ein Presbyter verklagt wird, so soll sein Bischof noch fünf andere, und wenn solches einen Diaconus trifft, noch zwey Bischöfe zur Entscheidung der Sache wählen; bey den geringern Geistlichen aber kann er allein entscheiden. — Wenn irgend ein verklagter Geistlicher, mit Verlassung des kirchlichen Gerichts, lieber vor einem weltlichen sich vertheidigen will: so soll er, wenn er gleich seine Sache gewinnt, doch seine Stelle verlieren, dafern sie ein Verbrechen betrifft; ist es aber eine bürgerliche Klage, so soll er dasjenige einzubüßen, was er gewonnen hat. Denn derjenige, welcher sich in der Kirche überall seine Richter wählen kann, hält sich selbst der brüderlichen Gemeinschaft unwürdig, wenn er von der ganzen Kirche schlecht denkt, und bey weltlichen Gerichten Hülfe sucht; welches der Apostel selbst verboten hat. — Wird an höhere geistliche Richter appellirt: so soll dieses den geringern, wenn gleich ihr Urtheil geändert wird, nicht nachtheilig seyn; sie müßten denn grober Vergehen dabey überführt werden. Haben hingegen beide Partheien einerley geistliche Richter gewählt: so kann von denselben nicht weiter appellirt werden. — Die Söhne der Bischöfe und anderer Geistlichen, sollen weder Schauspiele geben, noch ihnen zusehen, weil solches auch den Laien verboten ist. — Auch sollen sich die Kinder der Geistlichen weder mit Heyden noch mit Kettern oder Schismaticern verheyrathen. — Die Bischöfe und übrigen Geistlichen sollen ihre Söhne nicht eher aus der väterlichen Gewalt entlassen, als wenn sie wegen ihrer Vergehungen völlig zur Verantwortung gezogen werden können. — Es wird weiter den Bischöfen und andern Geistlichen verboten, keinem, der nicht ein Rechtgläubiger ist, wäre es auch ein Anverwandter, etwas von ihrem Vermögen zu schenken oder

J. n.
E. G.
363
bis
430.

J. n. zu vermachen. — Bischöfe und andere Geistliche
 E. G. chen sollen nicht pachten, noch fremde Angelegenheiten
 363 bis 430. besorgen, und sich überhaupt keine Einkünfte zum
 Nachtheil ihrer Amtsverwaltungen erwerben. —
 Eben dieselben sollen keine fremde Weibspersonen
 in ihren Wohnungen haben; woben nur wenige
 dringende Ausnahmen gemacht werden. — Kein
 Bischof, Aeltester oder Kirchendiener soll ge-
 weiht werden, wenn er nicht alle seine Hausgenos-
 sen zu Rechtgläubigen gemacht hat. — Die Vor-
 leser sollen ihr Amt bis zur Volljährigkeit verwal-
 ten; alsdann aber entweder heyrathen, oder Ent-
 haltbarkeit angeloben. — Fremde Geistliche
 sollen ohne Einwilligung ihres Bischofs, nicht in
 einer Gemeinde behalten, oder zum Dienste angestellt
 werden. — Es soll niemand zu einem geistlichen
 Amte geweiht werden, wenn er nicht durch die
 Prüfung des Bischofs, oder durch das Zeugniß
 des Volks, dazu tüchtig befunden worden ist. —
 Im Gebet soll niemand den Vater statt des
 Sohns, oder den Sohn statt des Vaters nen-
 nen. Beym Altar soll es allemal an den Vater
 gerichtet werden. Wer sich neue Gebete abschreibt,
 soll dieselben, ehe er sie gebraucht, verständigen Brü-
 dern vorlegen. — Kein Geistlicher soll im gering-
 sten mehr nehmen, als er jemandem geborgt hat. —
 Bey den Sakramenten des Leibes und Blutes
 des Herrn, soll nichts mehr dargebracht werden, als
 was der Herr selbst vorgeschrieben hat, nemlich
 Brodt und mit Wasser vermischter Wein. Die
 Erstlinge aber, oder Milch und Honig, welche an
 dem einen feyerlichsten Tage (des Osterfestes) für die
 Taufe der Kinder (pro infantium mysterio) ge-
 wöhnlich auf den Altar gelegt werden, sollen ihre
 besondere Einsegnung haben, damit sie von dem
 Sakramente des Blutes und Leibes des Herrn unter-
 schieden werden. Von den Erstlingen soll man nur
 Wein-

Weintrauben und Getraide darbringen. — Geistliche oder Enthaltsame sollen zu Wittwen oder Jungfrauen nicht ohne Befehl oder Erlaubniß der Bischöfe und Aeltesten gehen, und auch alsdenn nicht allein. Ja selbst Bischöfe und Aeltesten sollen dieselben nicht allein besuchen. — Der Bischof des ersten Stuhls (Primas) in einer Provinz soll nicht das Oberhaupt der Priester, oder der Hohepriester, sondern nur der Bischof des ersten Stuhls genannt werden. — Nur auf Reisen soll es den Geistlichen erlaubt seyn, zum Essen und Trinken in Wirthshäuser zu gehen. — Die Bischöfe sollen nicht über das Meer reisen, ohne Vergünstigung und Empfehlungsschreiben des Primas ihrer Provinz; und die Synode will deswegen auch an die Bischöfe jenseits des Meeres schreiben. — Die Sakramente des Altars sollen nur von Nüchternen genossen werden, ausgenommen einmal im Jahre an dem Tage, da die Stiftung des Abendmahls gefeiert wird. Sollte aber um einiger willen, welche nachmittags gestorben sind, es mögen Bischöfe, oder andere Geistliche und Personen seyn, Gottesdienst (commendatio) gehalten werden: so soll er bloß im Gebete bestehen, wenn die daran Theilnehmenden schon gespeiset haben. (Die alte Gewohnheit, bey den Gräbern oder am Gedächtnistage der Märtyrer das heilige Abendmahl zu begehen, und durch dasselbe, mit Gebet für sie und die noch lebenden Christen der Gemeinen verbunden, gleichsam die Gemeinschaft mit ihnen noch fortzusetzen, war nach und nach auf andere fromme Verstorbene ausgedähnt worden. Man kann sie zwar schwerlich ganz vom Aberglauben frey sprechen; aber daß Tillemont hier, (Mémoires, T. XIII. p. 181.) wie so gern bey jeder andern Gelegenheit, an statt des heiligen Abendmahls ein eigentliches Opfer für die Seelen der Todten unterschiebt, (offrir le Sacrifice) und, an

J. n.
E. G.
363
bis
430.

7. n. statt, daß jenes noch von allen anwesenden Gläubi-
 E. G. gen genoßen, nur das Gebet zum Vorthail der ver-
 363 storbenen Mitbrüder ausgelegt wurde, an Nieß-
 bis opfer und Seelenmessen denken läßt, ist seiner
 430 übrigen historischen Treue nicht gemäß.) — Das
 nächste Gesetz verbietet den Bischöfen und andern
 Geistlichen, Mahlzeiten in der Kirche zu hal-
 ten; es müßte denn zur Erquickung der Durchreisen-
 den geschehen. Auch soll man den übrigen Christen
 dergleichen Mahlzeiten möglichst abgewöhnen. —
 Den Büßenden sollen die Bischöfe, nach der Ver-
 schiedenheit ihrer Sünden, die Zeit der Büßung be-
 stimmen. — Die Ältesten sollen ohne Vorwissen
 des Bischofs keinen Büßenden völlig wieder in die
 Kirchengemeinschaft aufnehmen; ausgenommen
 in Abwesenheit desselben, oder in dringender Noth.
 (Vermuthlich, wenn der Büßende dem Tode nahe
 war.) Einem Büßenden, der ein öffentliches und
 der ganzen Gemeinde bekanntgewordenes Verbrechen
 begangen hat, sollen bey seiner Wiederaufnahme die
 Hände an der Absis, (oder an demjenigen Orte in
 der Kirche, wo das Heiligthum oder der Chor seinen
 Anfang nahm, wo ihn also jedermann sehen konnte,)
 die Hände aufgelegt werden. — Verloren heilige
 Jungfrauen ihre Eltern, von welchen sie gehütet
 worden waren: so sollen der Bischof oder die Älte-
 sten dafür sorgen, daß sie ernsthaften Frauens-
 personen empfohlen werden, mit ihnen gemeinschaft-
 lich und unter Aufsicht leben, damit sie nicht zur Be-
 schimpfung der Kirche herumziehen. — Können
 Kranke nicht mehr selbst reden: so dürfen sie doch
 getauft werden, wenn ihre Angehörigen, auf ihre
 eigene Gefahr, die Gesinnungen derselben bezeugt ha-
 ben. Eber dieses soll von den Büßenden gelten. —
 Schauspielern soll, wenn sie sich zu Gott bekehren,
 oder zurückkehren, die Aufnahme in die Kirchen-
 gemeinschaft nicht versagt werden. — Kein Äl-
 tester

tester soll, ohne den Bischof befragt zu haben, eine Jungfrau weihen; und gar niemals heiliges Oel verfertigen. — Die Geistlichen sollen sich in einer fremden Stadt nicht lange aufhalten; es müßten denn der Bischof und die Aeltesten daselbst die gerechten Ursachen dieser Verweilung kennen. — Nun folgt im 36sten Canon der Synode von Zippo, oder im 47sten der dritten Carthaginensischen, das berühmte Verzeichniß der Bücher der heiligen Schrift, das bereits an einem andern Orte (Chr. KGesch. Th. IX. S. 12. fg.) mitgetheilt worden ist. Es wird hinzugeset, das man darüber die Gemeinen jenseits des Meeres, (das heißt, entweder die vornehmsten abendländischen überhaupt, oder die von Rom und Meiland,) zu Rathe ziehen sollte, damit dieses Verzeichniß von ihnen bestätigt werde. In spätern Sammlungen wird dieses so ausgedrückt, vermuthlich als Zusatz einer folgenden Synode: man sollte den Bonifacius und andere Bischöfe jener Gegenden davon benachrichtigen. Auch wird erlaubt, die Leidensgeschichten der Märtyrer an ihren Gedächtnißfesten vorzulesen. — Endlich wird im 37sten Canon gesagt, daß man zwar auf den vorhergehenden Kirchenversammlungen beschloßen habe, es sollte kein Donatistischer Geistlicher in seiner Würde, sondern nur als ein Laie, in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden; und dieses sollte auch ferner beobachtet werden. Weil aber der Mangel an Geistlichen in Africa so groß sey, daß manche Gegenden gar keine hätten: so sollten diejenigen aufgenommen werden, welche nicht selbst wiedergetauft haben, oder mit ihren ganzen Gemeinen zu den Katholischen übergegangen sind. Denn (so fahren die Bischöfe fort,) es stehet geschrieben: „Wo zween Christen miteinander eins werden, da sollen sie alles erlangen, was sie bitten.“ Mithin darf man nicht zweifeln, daß, wenn die ärgerliche Trennung der

3. n.
E. G.
363
bis
430.

3. n. ganzen Kirche aufgehoben, und die Einigkeit wieder
 C. G. hergestellt worden ist, dasjenige, was sie nach dem
 - 363 Beispiele ihrer Vorfahren bey der Wiedertaufe verse-
 bis 430. hen haben, werde vernichtet werden. Doch soll diese
 Angelegenheit nicht eher bestätigt werden, bis man
 die Kirche jenseits des Meeres befragt hat.

Obgleich nur dieser letzte Canon der Kirchenver-
 sammlung von Hippo ausdrücklich auf die Donati-
 sten gerichtet ist; so merkt man es doch auch andern
 an, besonders wo der Rechtgläubigen gedacht wird,
 daß sie auf eben dieselben zielen. Uebrigens blieben
 die Schlüsse dieser Synode in einem großen Ansehen.
 Man hat eben gelesen, daß sie auf der dritten all-
 gemeinen Kirchenversammlung zu Carthago
 im Jahr 397. nicht nur in einen Auszug gebracht,
 sondern auch von derselben völlig unter die übrigen auf-
 genommen worden sind. Was sie noch hinzufügte,
 war von keiner besondern Erheblichkeit. So verbot
 sie die Versetzung eines Bischofs aus seiner Ge-
 meine in eine andere; bestimmte die Zahl von drey
 Bischöfen, welche bey der Weihung eines Bi-
 schofs gegenwärtig seyn sollten: untersagte den Bi-
 schöfen, Geistliche eines andern Bischofs zu be-
 halten; anderer ihrer Verordnungen nicht zu geden-
 ken. (Acta Concil. T. I. p. 959. sq. ed. Harduin.)

Gewöhnlich ließ man sonst auf diese Synode
 von Carthago gleich eine andere folgen, die eben da-
 selbst im Jahr 398. von zweyhundert und vierzig Bi-
 schöfen gehalten worden seyn sollte, und die man da-
 her die vierte Carthaginensische genannt hat. Un-
 ter diesem Nahmen, auch mit den Ueberschriften:
 Statuta Ecclesiae antiqua, Statuta Orientalium, und
 dergleichen mehr, sind noch hundert und vier Ca-
 nones vorhanden, die ihr zugeschrieben werden. (Acta
 Concilior. T. I. p. 975. sq. ed. Harduin.) Allein ob
 sie

sie gleich in der sogenannten Isidorischen Samm-
 lung des siebenten Jahrhunderts von Kirchengesetzen
 befindlich sind; so kennt sie doch keine ältere Samm-
 lung solcher Verordnungen, auch keine andere Kir-
 chenversammlung seit dem fünften Jahrhunderte.
 Ihre Ueberschriften, ihr Inhalt, der mit denselben
 nicht immer übereinstimmt, auch bisweilen durch
 mehrere Verordnungen gedäht und einerley ist, so-
 gar sich auf die jüngern Pelagianischen Streitig-
 keiten bezieht, ihre große Anzahl selbst, und andere
 Umstände, setzen sie in weit spätere Zeiten herab, und
 machen es wahrscheinlich, daß eine Privatperson die-
 selben aus den Schläßen verschiedener Kirchenver-
 sammlungen, zum Gebrauche angehender Geistlichen
 zusammengetragen habe. Daß viele Römischkatho-
 lische Gelehrte sie gleichwohl als ächt vertheidigt ha-
 ben, wie unter andern auch Tillemont, (l. c. p. 321.)
 scheint wohl davon hauptsächlich herzurühren, weil
 die allermeisten dieser Schlüsse nachmals in das allge-
 meine Gesetzbuch ihrer Kirche eingerückt worden sind,
 und man also das Ansehen der dadurch eingeführten
 Gebräuche und anderer Einrichtungen, auch von Sei-
 ten ihres Alters nicht hat fallen lassen wollen. So
 ist gleich dem ersten Canon, welcher sehr ausführ-
 lich vorschreibt, wie die Sitten und die Rechtgläu-
 bigkeit eines zum Bischof zu weihenden Geistlichen zu
 prüfen sey, ingleichen vielen folgenden über die Ein-
 weihungscärimonien aller Gattungen von Geistlichen,
 und andächtigen Frauenspersonen, über die Rechte,
 Pflichten und Verhältnisse der Geistlichen gegenein-
 ander, (woben dreyemahl befohlen wird, daß jeder
 Geistlicher sich durch seiner Hände Arbeit Nahrung
 und Unterhalt verschaffen soll,) über die Büßenden,
 und andern mehr, dieser Vorzug wiederfahren. Wenn
 gleich, wie jene Vertheidiger erinnert haben, eine
 große Anzahl dieser Verordnungen sich in das Zeit-
 alter des Augustinus schickt; so giebt doch dieses
 Et 5 noch

noch lange keinen Bestimmungsgrund für die Zeit und die Gegend der Abfassung des Ganzen ab. Richter haben sie die Brüder Ballerini (in Leonis M. Opp. Tom. III. p. 88. sq.) Mansi, (Collect. Concil. T. VII. p. 893. sq.) Hr. Prof. Spittler (in der Geschichte des kanonischen Rechts, S. 115.) und Suchs (in der Bibliothek der Kirchenversammlung Th. III. S. 458. fg.) beurtheilt.

Um diese Zeit hatte Augustinus einige Unterredungen mit Donatisten, die etwas für die Wiederausöhnung beider getrennten Gemeinen versprochen: keine mehr, als diejenige, welche er im Jahr 397. mit dem Donatistischen Bischof zu Tubursicum, Sortunius, hielt, als er daselbst durchreiste. Weil es ein betagter Mann war: so besuchte ihn Augustinus selbst: ihr Gespräch dauerte etliche Stunden; allein es wohnte demselben eine solche Menge Volks, mit so vielem Geräusche, bey, daß man dem Verlangen des letztern, alles was gesagt wurde, aufzuschreiben, nicht willfahren konnte. Sortunius wollte anfänglich behaupten, daß seine Parthen mit der in der ganzen Welt ausgebreiteten Kirche in Gemeinschaft stehe; mußte aber dieses gar bald fahren lassen. Nachher drang er vornemlich darauf, daß die Verfolgungen, welche die Donatisten ausgestanden hätten, zum Beweise dienten, sie wären wahre Christen. Augustinus antwortete darauf, sie wären nicht wegen einer gerechten Sache, sondern weil sie eine unnöthige Störung des Kirchenfriedens erregt hätten, verfolgt worden. Und da jener darauf bestand, nicht der Verfolger, sondern nur der Verfolgte könne gerecht heißen: so zeigte Augustinus, daß gar wohl beide ungerecht seyn könnten. Er setzte hinzu, daß, wenn gleich die Donatisten unverdiente Bedrückungen gelitten haben sollten, dieses doch keine hinlängliche Ursache gewesen wäre, sich von der

Katho-

Katholischen Kirche zu trennen. Denn der Herr ^{J. n. 363 bis 430.} habe selbst gelehrt, daß die Bösen von den Unschuldigen geduldet werden müßten, indem er seinem Verräther, wie den übrigen Aposteln, den Friedensfuß und sein Abendmahl ertheilt habe. Dieser Grund rührte die meisten Anwesenden, und Sortunius suchte vergebens die Ausflucht hervor, daß eine solche Gemeinschaft den Aposteln vor dem Leiden Christi nicht geschadet habe, weil sie noch nicht die Taufe Christi, sondern nur Johannis, gehabt hätten. Zuletzt sagte er, es stünde den Donatisten noch eine Verfolgung von den Katholischen bevor; er wolle sehen, wie sich Augustinus dabei betragen würde. Darauf versetzte dieser, wenn solches ja erfolgen sollte, so müßten böse Menschen daran schuld seyn; und dennoch dürfe man sich nicht von der Gemeine scheiden, in der sie sich befänden. Die gegenwärtigen Donatisten lobten noch den verstorbenen Bischof von Carthago, Genethlius, sehr, daß er ein wider sie gegebenes Gesetz nicht habe vollstrecken lassen. Aber wenn er nun, fragte Augustinus, euch in die Hände gefallen wäre: so würdet ihr ihn doch wiedergetauft haben? Hier gestand zwar Sortunius, daß dieses, nach ihrer Einrichtung, alle diejenigen zu erwarten hätten, welche zu ihrer Gemeine träten; ließ aber sein Mißfallen darüber nicht undeutlich merken; so wie er auch andere Handlungen seiner Partien befeuzete. Alles dieses schrieb Augustinus an Donatisten selbst, und rühmte ihren Bischof, als den friedfertigsten, den er unter ihnen angetroffen hätte; wünschte auch neue Unterredungen mit ihnen, wozu derselbe Hoffnung gemacht hatte. Epist. XLIV. p. 76. sq. T. II. Opp.)

Dieser Weg der freundschaftlichen Unterhandlung von wenigen gemäßigten Lehrern beider Partheien, die nicht zusammen kamen, einander Vorwürfe

J. n. 363
 C. G. bis 430.

würde zu machen: sondern sie zu mildern oder wegzuräumen, scheint freylich ein treffenderes Mittel gewesen zu seyn, als eine Kirchenversammlung, auf der sich die Katholischen das Ansehen der allein rechtgläubigen und gesetzgebenden Gemeinde beilegten. Unterdeßén mögen auch von der andern Seite immer noch zum Theil wenigstens alte Ausschweifungen wiederholt worden seyn, welche die Erbitterung unterhielten. Man kann dieses aus einem Gesetze des Kaisers Honorius vom Jahr 398. schließen; (l. 31. C. Th. de Episc. Eccles. et Cleric.) worinne er verordnet, daß, wenn jemand in die Katholischen Kirchen gewaltsam einbrechen, den Geistlichen oder dem Orte selbst Schaden zufügen und den Gottesdienst stören würde, er am Leben gestraft; daß nicht bloß Gerichtsbedienten, sondern auch Soldaten wider die einbrechende Menge gebraucht, und nicht erst auf die Klage des Bischofs gewartet werden sollte, weil ihm die Heiligkeit des Orts bloß den Ruhm der Vergebung übrig gelassen habe. Da am Ende des Gesetzes hinzugefügt wird, der Befehlshaber der Kriegsvölker in Africa sollte dafür sorgen, daß dergleichen Leute nicht ungestraft davon kämen: so führt dieses sehr natürlich auf die Gewaltthätigkeiten der Circumcellionen.

Augustinus fuhr also desto mehr fort, die Donatisten schriftlich zu bestreiten, weil es ihm gar nicht an dazu reizenden Gelegenheiten fehlte. Eine solche gab ihm um das Jahr 400. einer ihrer vornehmsten Bischöfe, Petilianus. Dieser war lange Zeit ein Mitglied der Katholischen Kirche, wenn gleich nur Katechumenus, gewesen, und hatte sich als Sachwalter so berühmt gemacht, daß er sich, nach dem Augustinus, (contra Litt. Petil. III. c. 16.) einerley Namen mit dem heiligen Geiste, nemlich Parakletus, welches eben auch einen Sachwalter oder

oder Fürsprecher bedeutet, zugeeignet haben soll: ^{J. n.} eine Beschuldigung, die freylich unter der Feder sei- ^{E. G.} nes Gegners eine schlimmere Gestalt annahm, als er ³⁶³ verdient haben mag. Petilianus wurde, da er ^{bis} noch ein ungetaufter Lehrling war, von den Dona- ^{430.} tisten genöthigt, ihr Bischof zu werden. Als sie zu Cirtha, oder, wie diese Stadt auch hieß, Constan- tina, der Hauptstadt von Numidien, die Oberhand hatten, ergriffen sie ihn; er versteckte sich zwar, wur- de aber von ihnen hervorgezogen; ganz zitternd ge- tauft, und wider seinen Willen zum Bischof daselbst geweiht. (Augustini Sermo ad Caesareens. Ecclef. plebem, p. 424. T. IX. Opp.) So gezwungen er auch diese Stelle angenommen hatte; so wurde er doch nach und nach eine Hauptstütze seiner Parthey. Seine Beredsamkeit, wegen welcher sie so begierig gewesen zu seyn scheint, diese Eroberung zu machen, diente nun zu ihrer Vertheidigung; er übertraf zuletzt nicht nur an zierlicher Schreibart, sondern auch an Ge- lehrsamkeit, alle Donatisten. Augustinus, der ihm dieses zugestehet, (contra Litt. Petil. L. I. c. 1.) wirft ihm doch auch das Geräusche und die Künste eines Advocaten vor, der den Pöbel einzunehmen suchte. (l. c. L. III. c. 16.) Ein Schreiben, das Pe- tilianus an die Aeltesten und Kirchendiener seines Bisthums erließ, wurde von den Donatisten mit großem Beifall gelesen. Er behauptete darinne, daß sie allein die wahre Taufe hätten; nannte die Ka- tholischen Ueberlieferer heiliger Schriften, oder Söhne von diesen; stellte die Zuflucht, welche sie in ihrem kirchlichen Streite zu den Kaisern und der Obrigkeit genommen hätten, und besonders auch die von ihnen gestifteten Verfolgungen, gehässig vor; er ermahnte endlich seine Mitbrüder, lieber ihre See- len, als ihr Vermögen durch furchtsames Nachge- ben zu retten.

§. n.
 C. G. Da dieses Schreiben von den Donatisten als
 363
 bis
 430. einer der stärksten Angriffe auf ihre Gegner angesehen
 wurde: so eilte Augustinus, nachdem ihm die Ka-
 tholischen nur ein Stück desselben in der Abschrift
 gebracht hatten, es sogleich zu widerlegen. (contra
 Litt. Petil. L. I. p. 139. sq. T. IX.) In einem Schrei-
 ben also an die Gläubigen seines Kirchensprengels, wi-
 derlegt er das Vorgeben des Petilianus, daß die
 Taufe in der katholischen Kirche wegen der schlech-
 ten Sitten der Lehrer, von denen sich die Donati-
 sten getrennt hatten, ungültig sey, theils aus der
 heiligen Schrift, theils aus der Geschichte. Nach-
 dem er bald darauf das ganze Schreiben des Petilia-
 nus erhalten hatte, beantwortete er dasselbe in viele
 kleine Absätze getheilt, so daß es sich dadurch ziemlich
 ganz erhalten hat, sehr ausführlich im zweyten Bu-
 che (p. 147-202.) Petilianus dringt manchmal
 mit einer gewissen Stärke in seine Widersacher ein,
 die sich lesen läßt; er sagt ihnen einige passende Wahr-
 heiten. Augustinus antwortet ebenfalls oft lebhaft
 und treffend zugleich. Aber die Weitschweifigkeit,
 mit welcher er sich so häufig in einerley Kreisen her-
 umdreht, die immer von neuem behandeln, vorge-
 brachten und zurückgegebenen Beschuldigungen, auch
 mit abwechselnder Geschicklichkeit angewandten
 Schriftstellen, geben diesem Buche nicht viel Anzie-
 hendes. Das Dritte hat dessen gewissermaßen noch
 weniger, weil Augustinus darinne ein neues Schrei-
 ben des Petilianus, das dieser den beiden ersten Bü-
 chern entgegen gesetzt, oder vielmehr mit persönlichen
 Vorwürfen gegen die frühern Sitten seines Gegners
 angefüllt hatte, wiederum sehr wortreich bekämpft;
 sich aber auch in eine Menge von Kleinigkeiten verliert.

Von seinem Werke wider ein anderes Schreiben
 eines der angesehensten ehemaligen Lehrer der Dona-
 tisten, des Parmenianus, das auch in diese Zeit,
 um

um das Jahr 400. fällt, ist bereits oben Nachricht J. n.
C. G.
363
bis
430. ertheilt worden. Allein so fruchtbar und fertig war Augustinus in Widerlegungsschriften dieser Parthen, daß er um gleiche Zeit noch ein drittes und langes Buch gegen sie ausfertigte. (de Baptismo contra Donatistas, Libri VII. p. 53 - 138. T. IX.) Die Donatisten verwarfen jede Taufe, die außer der wahren Kirche ~~ertheilt~~ wurde: und zur Bestätigung dieser Meinung beriefen sie sich insonderheit auf den berühmten Africanischen Lehrer Cyprianus, der sich gleichfalls, wie anderwärts (Th. IV. S. 321. fg.) erzählt worden ist, wider die Ketzertaufe erklärt hatte. Augustinus zeigt also zuerst, daß man die Taufe auch von Ketzern oder Schismaticern empfangen könne; daß solches freylich nur in der höchsten Noth geschehen dürfe, und daß sie außerhalb der Gemeinschaft der Katholischen Kirche gegeben, nichts helfe. Er vergleicht sie mit einer Lösung der Kriegsleute, die zwar auch Ueberläufer außer Kriegsdiensten haben und bekommen könnten; die man aber außer denselben weder haben noch nehmen soll, und die, wenn man in diese Dienste zurückkehrt, nicht verändert, noch von neuem ertheilt werden darf. Ueberhaupt glaubt er, daß diese Frage zwischen den Katholischen und der Hauptparthen der Donatisten, den Anhängern des Primianus, durch Gottes Veranstaltung überflüssig geworden sey, nachdem die letztern die Taufe der Maximianisten für gültig angenommen hätten. Die Donatisten, fährt er fort, halten zwar die folgende Frage für sehr spikfindig: Erzeugt die Taufe Christi bey uns Söhne oder nicht? Wenn wir es zugeben, so folgern sie daraus, daß ihre Kirche eben deswegen die wahre sey, und weil nur Eine Kirche seyn müsse, so könne die Katholische keine Kirche seyn. Leugnen wir es aber, so fragen sie weiter: Warum werden denn diejenigen, die von uns zu euch übergehen, nicht durch die Taufe wiedergeboren, wenn

3. n. wenn sie bey uns ohne Erfolg getauft worden sind?
 L. G. Darauf giebt Augustinus die Antwort: Nicht enre
 363
 bis Trennung zeugt Söhne durch die Taufe; sondern die
 430. Taufe thut es, als eine noch behaltene Verbin-
 dung mit der Katholischen Kirche. Auch fragten die
 Donatisten ferner: ob denn durch ihre Taufe
 Sünden vergeben würden? Sollten wir es beja-
 hen, so müßte man daraus schließen, daß auch der
 heilige Geist bey ihnen sey, den Jesus seinen Apo-
 steln vorher gab, ehe er ihnen zu taufen und Sünden
 zu vergeben befahl. Würden wir es aber leugnen:
 so handelten wir unrecht, daß wir die zu uns kom-
 menden Donatisten nicht wiedertaufen. Sie mögen
 sich selbst hierauf antworten, schreibt Augustinus.
 Können wohl Sünden vergeben werden, wo keine
 Liebe ist? aber aus Mangel derselben entstehen ja eben
 die Spaltungen. — Doch diese und andere Einwür-
 fe beschäftigen ihn nur im ersten Buche dieses Werks.
 Alle sechs übrigen sind dazu bestimmt, den Donati-
 sten eine so wichtige Stütze, als Cyprianus war,
 zu entreißen. Schon gegen das Ende des ersten
 Buchs, (c. 18. p. 63.) macht er hierüber einen allge-
 meinen Versuch. „Sie schmeicheln sich, sagt er,
 fleischlich mit seinem Ansehen; da sie doch durch sei-
 ne Liebe (er versteht die von ihm dennoch unterhaltene
 Gemeinschaft mit der Katholischen Kirche) geistlich
 umgebracht werden. Er hat allerdings zu einer Zeit,
 da es noch nicht durch die Uebereinstimmung der gan-
 zen Kirche auf einer allgemeinen Kirchenversammlung
 bestimmt worden war, die Meinung von der Ungül-
 tigkeit der Rekertaufe mit fast achtzig andern Bischö-
 fen in Africa vertheidigt. Aber Gott hat deswegen
 einem so großen Manne es nicht eröffnet, daß er hier-
 inne unrecht gethan habe, damit seine fromme De-
 muth und Liebe in der heilsamen Beobachtung des
 Kirchenfriedens offenbart, und nicht bloß für die da-
 maligen Christen, sondern auch für die Nachkommen
 gleich-

gleichsam zu einer arzneymäßigen Nachricht aufgezeichnet würde.“ Dieses führt er nun in dem folgenden Buche aus, widerlegt in den drey nächsten, was Cyprianus in seinen Schriften wider die Rekertaufe vorgebracht hat, und in den beiden letzten die Gründe der mit ihm versammelten Bischöfe. Alles dieses ist wiederum äußerst weitschweifig geschehen; man wird auch selten für das Lesen durch scharfsinnige oder nur recht merkwürdige Untersuchungen belohnt. So wirft der Verfasser (L. II. c. 14.) die Frage auf: ob es schädlicher sey, gar nicht getauft, oder wiedergetauft zu werden? „Ich sehe wohl, sagt er, welches von beiden die Menschen am meisten verabscheuen; wenn ich mich aber zu der Waage des Herrn wende, auf welcher die Gründe nach göttlichem Ansehen abgewogen werden, finde ich von beiden die Meinung des Herrn. Denn er sagt zum Petrus: Wer gewaschen ist, braucht nicht noch einmal gewaschen zu werden; und hingegen zum Nicodemus: Wer nicht aus Wasser und Geist gebohren ist, der wird nicht in das Himmelreich kommen. Was nun das geheime Urtheil Gottes in sich faße, können Menschen, wie wir sind, vielleicht schwer erkennen. Was aber die Worte selbst betrifft: so fällt es jedem in die Augen, was für ein Unterschied zwischen: er hat nicht nöthig, nochmals gewaschen zu werden, und, er wird nicht in das Himmelreich kommen, sey. Endlich beobachtet dieses auch die Kirche, daß sie einen Menschen ohne Taufe gar nicht zum Altar hinzulassen kann; da sie aber einen Wiedergetauften, nach vollbrachter Büßung, hinzuläßt, wird nicht eben dadurch angezeigt, daß es ihm nicht an Taufe fehle? Wenn also Cyprianus diejenigen, denen er die Taufe absprach, doch wegen des Bandes der Einigkeit, der Verzeihung fähig hielt: so ist auch der Herr mächtig genug, um durch dieses Band mit den Wiedergetauften aus-

J. n.
E. S.
363
bis
432

363
 bis
 430.

g. n. geſöhnt zu werden.“ Man erwartete über dieſe Fra-
 ge Erörterungen aus der Natur, Abſicht und Wirk-
 ſamkeit der Taufe; an ſtatt deſſen ſind es übel ver-
 ſtandene Schriftſtellen, und das alte überall hervor-
 ragende Bollwerk, von der Einigkeit mit der Katho-
 liſchen Kirche, worauf ſich alles gründet. Auch
 ſonſt ſteht ſich der Verfaſſer, bey allen ſeinen Spitz-
 findigkeiten, und ob er gleich in der Hauptsache Bei-
 fall verdient, dadurch ſelbſt im Wege, daß er will-
 führliche, nicht durch die Lehren Jeſu ſelbſt geläuter-
 te Begriffe annimmt; wie zum Beiſpiel, daß Ver-
 gebung der Sünden nothwendige Folge der Katholi-
 ſchen Taufe ſey, und dergleichen mehr. Manche
 Muthmaßungen und Declamationen über die Ge-
 ſinnungen des Cyprianus, in dieſer Sache, ſind
 auch nicht ſo beſchaffen, daß ſie den Donatiſten ge-
 nugthuend heißen konnten.

Doch die Katholiſchen rechneten ohnedieß mehr
 auf die Schlüſſe ihrer Kirchenverſammlungen, und
 auf die Unterſtützung des kaiſerlichen Hofes gegen die
 Donatiſten. Beides hatte auch in dieſen Zeiten ſei-
 nen Fortgang. Im Jahr 401. hielten ſie zu Car-
 thago, unter dem Vorſitze ihres dortigen Biſchofs,
 Aurelius, wiederum eine zahlreiche Verſammlung
 ihrer Biſchöfe. Aurelius ſtellte ihnen vor, der
 Mangel an Lehrern für ihre Gemeinen ſey ſo groß,
 daß viele derſelben nicht einmal einen ungelehrten
 Diaconus hätten. Um nun demſelben abzuhelfen,
 ſey es dienlich, die Donatiſtiſchen Geiſtlichen, de-
 ren verſchiedene nebst ihren Gemeinen zu den Katho-
 liſchen überzugehen geneigt wären, in ihren bisheri-
 gen Würden aufzunehmen. Weil aber die Biſchöfe
 zu Rom und Mailand, Anaſtaſius und Venerius,
 dieſes in ihren Kirchensprengeln verboten hätten: ſo
 rieth er, jemanden an ſie abzuſchicken, um mit ihnen
 darüber zu einem gemeinſchaftlichen Schluſſe zu kom-
 men.

men. (Cod. Canon. Eccles. Afric. p. 893. sq. T. I. Act. Concil. Harduin.) Ob dieses wirklich geschehen, und was darauf erfolgt sey, ist zwar nicht bekannt. Allein in eben demselben Jahre wurde eine noch zahlreichere Synode auch zu Carthago unter der Anführung des Aurelius veranstaltet. Hier verlas man zuerst ein Schreiben des Anastasius, (beatissimi fratris et consacerdotis,) worinne er die Bischöfe ermahnte, daß sie nichts von den Nachstellungen und Gewaltthätigkeiten der Donatisten gegen die Africanische Kirche verschweigen möchten. Man dankte hierauf Gott, daß er jenem Bischöfe eine so fromme Sorgfalt für entfernte Gemeinen eingeflößt habe; beschloß aber doch, auf Erinnerung des Geistes Gottes, mit der gedachten Parthen, ob sie sich gleich durch ihre unruhige Gesinnungen von dem Körper des Herrn losgerißen hätte, glimpflich und friedfertig umzugehen, damit alle diejenigen Christen in Africa, welche sie an sich gezogen hatte, ihren erbärmlichen Irrthum einsehen lernen möchten. Ferner faßte man den Entschluß, die Obrigkeiten in einem Synodalschreiben zu bitten, daß sie von allem, was zwischen den Donatisten und Maximianisten vorgefallen war, gerichtliche Erkundigungen einziehen, und es zur Bekanntmachung aufzeichnen lassen möchten. Auch sollte an die übrigen Bischöfe, und besonders an den Apostolischen Stuhl, auf welchem Anastasius saße, von dem großen Bedürfniß der Africanischen Gemeinen an Lehrern geschrieben werden; wie nöthig es also sey, daß auch Donatistische Geistliche, die zur Kirche zurückkehren wollten, in den Clerus derselben aufgenommen würden; ohne daß deswegen das Ansehen der anders denkenden Kirchenversammlung, die in Italien gehalten worden war, aufgehoben würde. Endlich beschloßen eben diese Bischöfe, daß einige aus ihrem Mittel an die Bischöfe und Gemeinen der Donatisten abgeschickt werden

J. n.
E. G.
363
bis
430.

3. n. sollten, um es ihnen augenscheinlich zu zeigen, wie
 E. G. wenig Ursache sie zu ihrer fortwährenden Trennung
 363 hätten: ja daß ihnen an ihrer Maximianistischen
 bis Spaltung eine Anleitung gegeben worden wäre, eben
 430. dieses zu erkennen. (Cod. Can. Eccl. Afric. p. 899 -
 903.)

Diese beiden Kirchenversammlungen aber zu Carthago im Jahr 401. fertigten auch noch andere Schlüsse aus, von denen einige bemerkenswerth sind. Auf der erstern nahm man sich vor, die Kaiser durch Abgeordnete zu bitten, daß sie alle Tempel und andere Ueberbleibsale des Heydenthums in Africa zerstören; die feyerlichen Gastmähler und üppigen Tänze der Heiden, zu welchen sie sogar Christen nöthigten, und die sie an Festtagen der Märtyrer begiengen, verbieten, auch die Verlegung der Schauspiele vom Sonntage und andern geheiligten Tagen der Christen auf andere Tage anbefehlen möchten; daß kein Geistlicher genöthigt würde, einen Zeugen vor einem weltlichen Gerichte in einer bereits vor einem geistlichen entschiedenen Streitsache abzugeben; und daß, wenn in Italien die Leibeigenen nach des ältern Constantins Gesetze, in den Kirchen frengesprochen würden, solches auch in Africa Statt finden dürfe. (Cod. Can. Eccl. Afric. p. 898. sq.) Die zwente dieser Versammlungen beschloß, daß Bischöfe, Aeltesten und Kirchendiener, welche keine Enthaltbarkeit gegen ihre Ehefrauen beobachteten, ihr Amt verlieren; die übrigen Geistlichen hingegen dazu nicht verbunden seyn sollten. Was diejenigen Bischöfe betraf, welche ein erledigtes Bisthum, unter dem Nahmen Interventores oder Intercessores, so lange verwalteten, bis es wieder besetzt ward: so wurde ausgemacht, daß sie ein solches Bisthum auf keine Weise erhalten; sondern vielmehr die Wahl eines neuen Bischofs innerhalb eines Jahres befördern, oder nach dieser Zeit von

von ihrer Verwaltung abgehen sollten. Ältesten oder Kirchendienern, die wegen eines groben Vergehens ihres Amtes entsetzt worden, sollten nicht, wie büßenden Laien, die Hände aufgelegt werden; auch sollte kein Wiedergetaufter jemals Geistlicher werden. Man sollte die Kaiser bitten, die vorhandenen Spuren der Abgötterei auch in Häusern und Bäumen vertilgen zu lassen. Was endlich diese Synode, welche die fünfte Carthaginensische genannt wird, in Ansehung der Altäre, als Gedächtnisplätze der Märtyrer, verordnete, hat man bereits an einem andern Orte (Th. IX. S. 189.) gelesen; obgleich daselbst fälschlich das Jahr 398. angegeben worden ist. (Cod. Canon. Eccl. Afric. p. 903. sq. Concil. Carthagin. V. p. 986. sq. apud Harduin. l. c.)

Beim ersten Anblicke der gelinden Maaßregeln gegen die Donatisten, deren sich diese Kirchenversammlung selbst rühmte, sollte man erwarten, daß sie vielen Eindruck auf jene Parthen gemacht haben würden. Betrachtet man sie aber näher: so findet man nicht, daß sie die bequemsten zu dieser Absicht gewesen wären. Es war mit denselben mehr darauf abgesehen, den Donatisten Abbruch zu thun, und ihre Geistlichen oder andere Anhänger zur Katholischen Gemeinde zu locken, als sich einander nachgebend zu nähern. Auch trifft man um diese Zeit mehr als ein Beispiel von Donatisten an, die zu den Katholischen übergiengen: und die Milevitansische Synode vom Jahr 402. faßte wegen eines solchen, des Bischofs Maximianus von Bagai, den Schluß, daß er wegen gewisser Unruhen, sein Bisthum niederlegen möchte; wozu er auch ganz geneigt war. (Cod. Can. Eccl. Afric. Can. 88. p. 911. Augustin. Epist. LXIX. p. 119. T. II.) Allein, was die Donatisten am meisten verdross, und manchen Abfall von

In ihrer Gemeine verursachte, war die von der Cartha-
 ginensischen Synode veranstaltete Benützung der
 363 Spaltung der Maximianisten wider sie. Die ka-
 430 tholischen Bischöfe breiteten die Nachricht davon
 mit den Folgen, welche man daraus ziehen konnte,
 so weit und so eifrig aus, als es ihnen möglich war.
 Dadurch reizten sie jedoch, weil die Donatisten
 nichts darauf zu antworten wußten, wie Augusti-
 nus sagt, (contra Crescon. Donatist. L. III. c. 45.
 p. 313. T. IX. Opp.) die Circumcellionen unter
 denselben, zu einem neuen Ausbruche ihrer Wuth.
 Beinahe hätten die Katholischen nach eben diesem
 Schriftsteller, (contra Litt. Petil. L. II. c. 83.) alle
 Gegenden des flachen Landes verlassen müssen, wenn
 nicht die Donatistischen Bischöfe in den Städten
 diesen Ausschweifungen Einhalt gethan hätten. Die
 reisenden Geistlichen wurden mit Schlägen äußerst
 gemißhandelt; man zündete die Häuser der Katho-
 lischen an, und Donatistische Aeltesten, die ihre
 Parthen verlassen hatten, kamen kaum mit dem Le-
 ben davon, wenn sie ihren schwärmerischen Feinden
 in die Hände fielen. (Augustin. contra Cresc. L. III.
 c. 42. 46. Epist. LXXXVIII. p. 163. sq. Epist. CV.
 p. 225.)

Es ist wahr, daß selbst Lehrer der Donatisten,
 als gegenwärtige Theilnehmer an diesen Gewaltthä-
 tigkeiten angegeben werden. Doch scheint dieses et-
 was Seltenes gewesen zu seyn; die allermeisten von
 dieser Parthen überhaupt verabscheueten eine solche
 Begegnung, und viele ihrer Laien äußerten gegen die
 Katholischen den Wunsch, sie möchten sich mit ih-
 ren Bischöfen besprechen. (Augustin. contra Cresc.
 L. III. c. 45.) Das war es auch, worauf die Katho-
 lischen Bischöfe seit dieser Zeit immer nachdrücklicher
 drangen. Eine neue Versammlung derselben zu
 Carthago im Jahr 403. beschloß, daß der Bischof
 einer

einer jeden Stadt, entweder allein, oder von einem benachbarten begleitet, den Donatistischen Bischof daselbst, mit Unterstützung der Obrigkeit auffordern sollte, sich mit seinen Amtsgenossen über Abgeordnete zu vergleichen, die mit denen, welche die Katholischen stellen würden, zusammen treten, und sich über die Mittel berathschlagen sollten, wie man der alten Trennung ein Ende machen könnte. Die Kirchenversammlung wollte in dieser Absicht auch an die Statthalter und andere große Befehlshaber schreiben, damit die Bischöfe durch ihr Ansehen von den Obrigkeiten der Städte eine gesetzmäßige Aufforderung erhielten. (Cod. Can. Eccl. Afric. p. 914. sq. Collat. Carthag. p. 1169. in Harduin. Act. Concil. T. I.) Die meisten neuern Schriftsteller sehen diesen Schritt der katholischen Bischöfe als einen unleugbaren Beweis ihrer Friedensliebe an: es ist auch glaublich, daß sie es damit gut gemeint haben. Allein daß er gleichwohl den Donatisten mißfiel, kam vermuthlich von dem Wege her, auf welchem ihn jene thaten; wie bereits Walch (l. c. S. 191.) bemerkt hat. Nur die eine Parthen durch obrigkeitliche Befehle zu einer freundschaftlichen Unterredung mit der andern, welche Gesetze und weltliche Macht für sich hatte, anhalten zu lassen, schien einen partheiischen Zwang zu verrathen, und im voraus anzukündigen, daß die von dem Staate nicht so begünstigte kirchliche Gesellschaft genöthigt werden würde, sich mit jener zu vereinigen. Wenigstens kann man doch nicht sicher genug den Donatisten deswegen eine hartnäckige Abneigung gegen den Frieden beilegen, weil man ihre Einwendungen wider diese Zusammenkunft nicht genau weiß. Denn daß einer ihrer Bischöfe, nach dem Augustinus, (contra Cresc. L. III. c. 46.) auf diese Einladung die Antwort gab: „Fürchte dich nicht vor den Worten eines Sünders! Sage nichts in die Ohren eines Unverständigen! Die Gottlosen mögen von mir

n.
S. 363
bis
430.

363
 bis
 430.

n. C. G. ihrer Gemeine verursachte, war die von der Carthaginen-
 ginenfischen Synode veranstaltete Benützung der
 Spaltung der Maximianisten wider sie. Die Ka-
 tholischen Bischöfe breiteten die Nachricht davon
 mit den Folgen, welche man daraus ziehen konnte,
 so weit und so eifrig aus, als es ihnen möglich war.
 Dadurch reizten sie jedoch, weil die Donatisten
 nichts darauf zu antworten wußten, wie Augusti-
 nus sagt, (contra Crescon. Donatist. L. III. c. 45.
 p. 313. T. IX. Opp.) die Circumcellionen unter
 denselben, zu einem neuen Ausbruche ihrer Wuth.
 Beinahe hätten die Katholischen nach eben diesem
 Schriftsteller, (contra Litt. Petil. L. II. c. 83.) alle
 Gegenden des flachen Landes verlassen müssen, wenn
 nicht die Donatistischen Bischöfe in den Städten
 diesen Ausschweifungen Einhalt gethan hätten. Die
 reisenden Geistlichen wurden mit Schlägen äußerst
 gemißhandelt; man zündete die Häuser der Katho-
 lischen an, und Donatistische Aeltesten, die ihre
 Parthen verlassen hatten, kamen kaum mit dem Le-
 ben davon, wenn sie ihren schwärmerischen Feinden
 in die Hände fielen. (Augustin. contra Cresc. L. III.
 c. 42. 46. Epist. LXXXVIII. p. 163. sq. Epist. CV.
 p. 225.)

Es ist wahr, daß selbst Lehrer der Donatisten,
 als gegenwärtige Theilnehmer an diesen Gewaltthä-
 tigkeiten angegeben werden. Doch scheint dieses et-
 was Seltenes gewesen zu seyn; die allermeisten von
 dieser Parthen überhaupt verabscheueten eine solche
 Begegnung, und viele ihrer Laien äußerten gegen die
 Katholischen den Wunsch, sie möchten sich mit ih-
 ren Bischöfen besprechen. (Augustin. contra Cresc.
 L. III. c. 45.) Das war es auch, worauf die Katho-
 lischen Bischöfe seit dieser Zeit immer nachdrücklicher
 drangen. Eine neue Versammlung derselben zu
 Carthago im Jahr 403. beschloß, daß der Bischof
 einer

und Besitzer von Landgütern, den Katholischen überall Hülfe leisten. Zweitens möchte das Gesetz des Theodosius, nach welchem diejenigen Ketzer, welche andere zu Geistlichen weihten, oder sich dazu weihen ließen, ingleichen die Besitzer ihrer Versammlungsplätze, eine Geldbuße von zehn Pfund Goldes erlegen sollten, nicht allein bestätigt, sondern auch auf diejenigen erstreckt werden, über deren Angriffe sich die Katholischen beschweren würden. Endlich möchte auch das Gesetz zur Ausübung gebracht werden, in welchem den Ketzern das Recht, durch Schenkungen und Testamente etwas zu erhalten oder zu geben, entzogen wurde; doch nur bei denjenigen, welche im Donatistischen Irrthum beharren wollten: da hingegen bei solchen, die sich mit der Katholischen Kirche vereinigten, dieses Gesetz nicht gelten möchte: diejenigen ausgenommen, welche dieses thaten, wenn sie in einen Streithandel wegen Güter verwickelt wären, weil man daraus eigennützige Absichten schließen könne. (Cod. Canon. Eccl. Afric. p. 917. sq.)

Eigentlich vermißt man zwar selbst in diesen Gegenständen der Bitte, welche die Bischöfe am kaiserlichen Hofe anzubringen Willens waren, das gelindere Betragen gar sehr, auf welches Augustinus und andere mit ihm gedrungen hatten. Denn nicht zu gedenken, daß die Donatisten überhaupt unter die Ketzer gerechnet wurden, zu welchen sie doch nicht gehörten; so machte man nicht den geringsten Unterschied zwischen den ruhigen und friedfertigen Donatisten, aus denen doch allem Ansehen nach der größte Theil bestand, und zwischen den wüthenden Circumcellionen, die allein Gewalt und Strafen verdienten; die vorgeschlagenen Zwangsmittel sollten sie alle treffen: und es war beinahe nur ein Wortspiel, daß man um kein allgemeines Gesetz zur Ausrottung

J. n. weichen! ich mag ihre Wege nicht kennen;" oder daß
E. G. Primianus, ihr Bischof zu Carthago, sagte, es
³⁶³
bis sey unanständig, daß die Söhne der Märty-
430. rer, und die Nachkommen der Traditoren zu-
 sammenkämen; (Augustin. Lib. ad Donatistas post
 Collationem, p. 395. T. IX. Opp.) beides enthält
 nur allgemeine Merkmale des Widerwillens, und,
 wenn man will, auch des Uebermuths einer Parthey
 gegeneinander.

Desto mehr hielten sich nun die Katholischen
 berechtigt, zumal da die Gewaltthätigkeiten der Do-
 natisten fort dauerten, - sich an den Kaiser selbst um
 Beistand zu wenden. Im Jahr 404. berathschlagte
 darüber eine große Anzahl zu Carthago versammle-
 ter Bischöfe. Die ältesten unter ihnen behaupteten,
 man müsse den Kaiser um ein Gesetz bitten, durch
 welches sogleich die ganze Spaltung der Donatisten,
 oder, wie man es auch nannte, ihre Ketzerey unter-
 drückt, und Strafen auf diejenigen gesetzt würden,
 welche ihr noch ferner anhiengen. Sie beriefen sich
 auf das Beispiel vieler Städte und Gegenden, wel-
 che durch kaiserliche Befehle zur Gemeinschaft mit der
 Katholischen Kirche genöthigt worden, und seitdem
 standhaft bey derselben geblieben wären. Allein Au-
 gustinus, ob er gleich durch diese Beispiele überzeugt,
 seine ehemaligen Gesinnungen damals änderte, nach
 welchen er keine Gewalt in solchen Angelegenheiten,
 sondern bloß Gründe, Unterredungen und Streit-
 schriften für erlaubt gehalten hatte, war doch mit
 andern Bischöfen der Meinung, daß man, ehe man
 um solche Gesetze anhielte, noch glimpflichere Maaß-
 regeln vorschlagen sollte. (Augustin. Epist. XCIII. p.
 180. Ep. CLXXXV. p. 497. sq.) Nach ihrem Vortra-
 ge also beschloß die Synode, zweyen Bischöfe an den
 Kaiser Honorius zu schicken, welche um folgendes
 bitten sollten. Erstlich möchten die Stadtobersten
 ten

und Besitzer von Landgütern, den Katholischen überall Hülfe leisten. Zweitens möchte das Gesetz des Theodosius, nach welchem diejenigen Ketzer, welche andere zu Geistlichen weihten, oder sich dazu weihen ließen, ingleichen die Besitzer ihrer Versammlungsplätze, eine Geldbuße von zehn Pfund Goldes erlegen sollten, nicht allein bestätigt, sondern auch auf diejenigen erstreckt werden, über deren Angriffe sich die Katholischen beschweren würden. Endlich möchte auch das Gesetz zur Ausübung gebracht werden, in welchem den Ketzern das Recht, durch Schenkungen und Testamente etwas zu erhalten oder zu geben, entzogen wurde; doch nur bey denjenigen, welche im Donatistischen Irrthum beharren wollten: da hingegen bey solchen, die sich mit der Katholischen Kirche vereinigten, dieses Gesetz nicht gelten möchte: diejenigen ausgenommen, welche dieses thaten, wenn sie in einen Streithandel wegen Güter verwickelt wären, weil man daraus eigennützige Absichten schließen könne. (Cod. Canon. Eccl. Afric. p. 917. sq.)

J. n.
L. G.
363
bis
439.

Eigentlich vermißt man zwar selbst in diesen Gegenständen der Bitte, welche die Bischöfe am kaiserlichen Hofe anzubringen Willens waren, das gelindere Betragen gar sehr, auf welches Augustinus und andere mit ihm gedrungen hatten. Denn nicht zu gedenken, daß die Donatisten überhaupt unter die Ketzer gerechnet wurden, zu welchen sie doch nicht gehörten; so machte man nicht den geringsten Unterschied zwischen den ruhigen und friedfertigen Donatisten, aus denen doch allem Ansehen nach der größte Theil bestand, und zwischen den wüthenden Circumcellionen, die allein Gewalt und Strafen verdienten; die vorgeschlagenen Zwangsmittel sollten sie alle treffen: und es war beinahe nur ein Wortspiel, daß man um kein allgemeines Gesetz zur Ausrottung

J. n. dieser Ketzeren, und zur Bestrafung ihrer Anhänger
 E. (S. bitten; gleichwohl aber diese durch Geldstrafen und
 363 Beraubung bürgerlicher Rechte genöthigt wissen woll-
 bis te, sich mit der katholischen Kirche zu vereinigen.
 430. Doch selbst diese gelindern Mittel, wofür man sie an-
 sah, fanden am kaiserlichen Hofe nicht mehr Statt.
 „Die größere Barmherzigkeit Gottes, schreibt Augu-
 stinus, (wo nicht selbst scheinheilig, doch mit einer
 Wendung, die scheinheilige Verfolger oft gebraucht
 haben, (Epist. CLXXXV. p. 498.) welcher wohl wuß-
 te, wie nöthig für viele böse oder kalte Gemüther,
 für eine Härte, welche nicht durch Worte, wohl
 aber durch einige strenge Zucht gebessert werden kann,
 das Schrecken solcher Gesetze und eine gewisse arznei-
 mäßige Beschwerlichkeit sey, veranstaltete es, daß
 unsere Abgeordneten ihren Auftrag nicht erfüllen
 konnten.“ Es waren schon so viele Klagen über
 grausame Ausschweifungen der Donatisten bey dem
 Kaiser geführt worden; manche, die darunter gelitten
 hatten, fanden sich selbst am Hofe ein, wie insonder-
 heit der Bischof Maximianus, der, weil er eine
 katholische Kirche gerichtlich wider sie behauptet hat-
 te, von ihnen fast tödtlich zerschlagen worden war.
 Daher hatte Honorius bereits verordnet, daß die
 Bischöfe und andere Geistlichen dieser Parthen des
 Landes verwiesen werden; die übrigen hingegen eine
 Geldstrafe zahlen sollten. (Augustin. l. c.)

Gleich darauf aber gab der Kaiser im Jahr 405.
 noch mehr Gesetze wider die Donatisten, von wel-
 chen vier die Unterschrift Eines Tages haben. Zwen
 derselben scheinen unterdeßen nur ein einziges auszu-
 machen. (l. 38. C. Th. de Haereticis, l. 3. ne sanct.
 baptisma iteret.) Denn in dem erstern wird befohlen,
 daß gar keine Donatisten mehr geduldet werden soll-
 ten, indem sie vor andern Partheien rasten: und es
 werden auf ihre Versammlungen Strafen gesetzt; in
 dem

dem andern werden sie nur mit etlichen Worten unter dem Nahmen der Wiedertäufer (Rebaptizantes) verworfen. — Das folgende Gesetz ist desto ausführlicher. (l. 4. C. Th. ne sanct. bapt. iter.) Es heißt darinne, der Kaiser wolle, um die Feinde des Katholischen Glaubens auszurotten, besonders, diejenige Sekte von neuem zerstören, welche um nicht eine Ketzerrey genannt zu werden, sich den Nahmen eines Schisma gegeben habe. Die Donatisten nemlich wären so frevelhaft geworden, daß sie sich unterstanden hätten, die heilige Taufe zu wiederholen; dadurch sey eben aus dem Schisma eine Ketzerrey erwachsen. Leichtgläubige würden daher von einem schmeichelhaften Irrthum zur Hoffnung einer zweiten Vergebung gebracht; denn es sey leicht, Sünder zu überreden, daß eine bereits ertheilte Verzeihung noch einmal ertheilt werden könne; und wenn dieses auf gleiche Weise geschehen könne, so dürfe man sie auch zum drittenmale erwarten. Da nun die Donatisten sogar Leibeigene durch eine wiederholte Taufe verunreinigten: so sollte das Vermögen eines jeden, der dieses gethan hätte, eingezogen werden; doch sollte dasselbe den Söhnen gegeben werden, wenn diese sich zur Katholischen Kirche wendeten. Auch die Plätze, an denen sie sich versammelten, sollten der Kammer zugeschlagen werden, wenn solches mit Willen der Besitzer geschehen ist: hat man es aber ohne ihr Vorwissen gethan: so sollen diejenigen, welche es veranstaltet haben, gepeitscht und des Landes verwiesen werden. Wenn man Leibeigene zur Wiedertaufe zwingen wollte: so sollten diese das Recht haben, ihre Zuflucht in eine Katholische Kirche zu nehmen, und zugleich ihre Freyheit erhalten. Alle, welche an diesem Verbrechen der Wiedertaufe Theil nehmen, sollen das Recht, Schenkungen, Verträge und Testamente zu stiften, oder etwas dadurch zu bekommen, verlieren. Endlich werden die Statthalter und Stadtoberknechten

J. 1.
C. 3.
363
bis
430.

363
 bis
 430.

9. n. ten mit einer ansehnlichen Geldstrafe bedroht, wenn
 C. S sie dieses Gesetz nicht vollstreckten; oder zugäben, daß
 in ihrer Gegenwart die Katholischen Kirchen gemiß-
 handelt würden. — In einem andern Gesetze, wird
 es mit eben denselben Worten, wie im vorhergehenden,
 wiederholt, daß jeder, der wiedertausen würde,
 mit der Einziehung seines ganzen Vermögens bestraft
 werden sollte. (l. c. l. 5.) — Endlich befahl Honorius
 kurz darnach, daß seine Verordnung wegen
 der Einigkeit (Edictum de unitate, vermuthlich
 die beiden ersten angeführten Gesetze,) überall in
 Africa bekannt gemacht werden sollte. (L. XVI. C.
 Th. t. II. de Relig. l. 2.) Man hat sogar aus den
 Briefen des Augustinus geschlossen, (Ep. CLXXXV.
 c. 9. p. 500.) daß der Kaiser zu gleicher Zeit alle
 Kirchen der Donatisten den Katholischen übergeben
 habe; wenn anders dieses nicht sich auf spätere
 Jahre bezieht.

So scharfe Gesetze, welche wie Schlag auf
 Schlag einander folgten, thaten auch fast alle erwartete
 Wirkung. Augustinus kann kaum Worte genug
 finden, um die Menge, die Bercitwilligkeit, und
 die neuen Einsichten, die Freude und Standhaftigkeit
 derjenigen zu beschreiben, welche nunmehr zur
 Katholischen Kirche übertraten. Viele derselben,
 schreibt er, sagen jetzt: Wir wollten dieses längst
 thun, aber Gott sey Dank, der unsere Verzögerungen
 abgeschnitten hat! Andere sagen: Wir wußten
 wohl, daß dieses wahr sey; aber wir wurden durch
 eine gewisse Angewöhnung zurückgehalten; Gott
 sey Dank, der unsere Fesseln zerbrochen, und uns zu
 dem Bande des Friedens versetzt hat! Eben so dankten
 andere Gott, daß er sie durch Furcht genöthigt
 habe, zu forschen, wo die Wahrheit wäre, worinne
 sie bisher unwissend und nachlässig gewesen wären;
 oder daß er ihre Gleichgültigkeit, Men-
 schen-

schenfurcht und Vorurtheile von der Katholischen Kirche aufgehoben hätte. Auch solche Donatisten, deren Befehrung anfänglich nur verstellt war, wurden gar bald aufrichtige Bekenner der Wahrheit. Selbst Circumcellionen sind unter dieser Anzahl. (Epist. XCIII. p. 180. Epist. CLXXXV. p. 499. sq. contra Crescon. L. I. c. 5.) Alles dieses hatte freylich einen nicht geringen Schein; und das große Wort, das in aller Katholischen Munde war, von Vereinigung mit der einzigen wahren Kirche, gab diesen Gewaltthätigkeiten recht das Ansehen einer eben so nothwendigen als heilsamen Veranstaltung. Denn um einen so gewaltigen Haufen Menschen von der ewigen Verdammniß und von den Quaalen des ewigen Feuers zu befreien, wie Augustinus sich ausdrückt, (l. c. p. 500.) brauchte man darauf keine Rücksicht zu nehmen, ob ein kleiner Theil derselben sich in der Verzweiflung selbst verbrannte. Wenn man aber findet, wie willkührlich und ungereimt die Voraussetzung der herrschenden Kirchenlehrer gewesen sey, daß alle Donatisten ewig verdammt werden müßten; wenn man nicht den geringsten Grund angegeben sieht, der Menschen berechtigen könnte, andern Menschen ihre Irrthümer mit Gewalt und Strafen zu entreißen; hingegen die schrecklichen Folgen bedenkt, welche aus diesem Grundsatz, den Augustinus vor allen andern Lehrern dieser Zeit, besonders in den beiden angeführten Briefen verfochten und festgesetzt hat, für viele Tausende entstehen müssen: so fällt nicht nur aller Schein weg; sondern er macht auch dem Schaudern und Entsetzen Plaz.

Es fehlte jedoch viel daran, daß die allermelsten Donatisten durch diese Gesetze in die Katholische Kirche hineingezogen worden wären. Zwar beschloß eine neue allgemeine Kirchenversammlung von Africa zu Carthago im Jahr 405, daß, weil nur
erst

J. n. in dieser Hauptstadt die Einigkeit wieder hergestellt
 E. G. worden sey, (vermuthlich, indem man den Donati-
 363 sten daselbst ihre Kirchen nahm, und der größere
 430. Theil von ihnen zu den Katholischen trat; denn
 einen Bischof behielten sie daselbst noch,) an die
 Obrigkeiten in andern Landschaften und Städten ge-
 schrieben werden sollte, damit sie auch dort die Einig-
 keit bewürken möchten. Auch sollten zween Geistliche
 an den Hof geschickt werden, um Dankfassungsschrei-
 ben für die Vertreibung der Donatisten zu überbrin-
 gen. (Cod. Canon. Eccl. Afric. Can. XCIV. p. 919.)
 Honorius fuhr in seiner Strenge fort; er befahl
 noch in eben demselben Jahre, daß die Geldstrafe von
 den Donatistischen Ketzern überall eingefordert
 werden sollte. (l. 39. C. Th. de Haeretic.) Allein die
 Donatisten, vornemlich die Circumcellionen, räch-
 ten sich zu gleicher Zeit an den Katholischen mit
 verdoppelten Gewaltthätigkeiten. In dem Kirchen-
 sprengel von Hippo plünderten und verbrannten sie
 die Häuser der Katholischen, schlugen sie wund,
 brachten sie um ihr Gesicht, indem sie ihnen die Au-
 gen mit Kalch und Weinessig verkleisterten; zündeten
 aber auch im übrigen Africa Katholische Kirchen an,
 und behaupteten diejenigen, welche man ihnen ent-
 reißen wollte, mit dem heftigsten Widerstande. (Au-
 gustin. contra Crescon. L. III. c. 42. Ep. LXXXVIII.
 p. 164. Ep. CXI. p. 242. Possid. vit. Augustin. c. 10.)
 Daß aber gleichwohl einige Donatistische Bischöfe,
 welche nach Rom gereiset waren, daselbst im Jahr
 406. um eine Unterredung mit den Katholischen
 anhielten, (Gesta Collat. Carthag. D. III. p. 1161.
 sq. ed. Harduin.) scheint zu zeigen, daß diese Aus-
 schweifungen ihrer Parthey entweder nicht so allge-
 mein gewesen, und weniger in den Städten ausgeübt
 worden; oder auch, daß sie meistens Folgen von
 der Gewalt gewesen sind, mit welcher man die neuen
 Gesetze wider die Donatisten zu vollstrecken suchte.
 Sie

Sie nannten sogar einen Katholischen Bischof, der damals in der Hauptstadt gegenwärtig war, mit dem sie sich besprechen wollten. Allein der Oberstatthalter, sagt Augustinus, (Ep. LXXXVIII. p. 165.) konnte ihnen dieses nicht zugestehen, weil er blos nach den Gesetzen, die gegen sie erschienen waren, richten sollte; und der Bischof war auch ohne einen solchen Auftrag seiner Amtsgenossen nach Rom gekommen. Eben dieser Schriftsteller versichert in dem angeführten Briefe, den er im Namen der Katholischen Geistlichen zu Hippo an einen Donatistischen Bischof, wegen der Grausamkeiten seiner Parthen schrieb, daß jene den Laien ihrer Gemeinde die glimpflichste Begegnung dawider anriethen; ob sie gleich nicht bey allen durchdringen könnten. Zugleich bietet er den Donatisten eine Unterredung mit Katholischen Bischöfen an: nicht, um die streitige Sache noch einmal zu endigen; (eine merkwürdige Erklärung, die jenen keine große Lust einflößen konnte, sich dazu einzufinden,) sondern um denen, welche es noch nicht wissen, zu zeigen, sie sey schon geendigt.

Er ließ sich in diese so oft zwischen beiden Partheien vorkommende Materie, von einer Unterredung ihrer Lehrer mit einander, noch tiefer in einem Buche ein, das er im Jahr 406. wider den Cresconius schrieb. (contra Crescon. Donatist. Libri IV. p. 265. sq. T. IX. Opp.) Dieser Sprachlehrer unter den Donatisten hatte das erste Buch des Augustinus gegen das Schreiben des Petilianus gelesen, und entschloß sich, das letztere zu vertheidigen. Er richtete daher selbst ein Schreiben an den Augustinus, worinnen er zwar die Beredsamkeit desselben lobte; aber sie zugleich als eine Kunst vorstellte, die der menschlichen Gesellschaft mehr schädlich, als vortheilhaft sey. Er warf demselben vor, daß er beständig die Donatisten zur Streitunterredung über die Wahr-

nitio Donatistarum de Maximianistis. Retractat. E. G. L. II. c. 27 - 29.) Hingegen hat sich eine solcher Schrift³⁶³ ten, die wenigstens in die nächsten Jahre gehören mag,^{bis} erhalten. (de unico baptismo contra Petilianum⁴³⁰ Liber, p. 359. sq. T. IX. Opp.) Er war freylich durch das Bitten eines Freundes dazu bewogen worden, der ihm das Buch des Petilianus von gleicher Aufschrift gebracht hatte, worinne dieser behauptete, nur bey den Donatisten dürfe man die wahre Taufe suchen. Allein im Grunde kömmt er hier nur auf dasjenige zurück, was er schon anderwärts zwanzigmal gesagt hatte.

Würksamer als solche Widerlegungsschriften, mußten gemeinschaftliche Verabredungen der Katholischen Bischöfe auf Kirchenversammlungen, und von ihnen ausgebetene Gesetze des kaiserlichen Hofes wider die Donatisten seyn. Es wurde also im Jahr 407. abermals eine allgemeine Africanische Synode zu Carthago gehalten. Auf derselben beschloß man, (Cod. Canon. Eccl. Afric. Can. XCIX. p. 122.) daß solche Donatistische Bischöfe, welche ihre Gemeinen noch vor den neuen Gesetzen des Honorius, zur Katholischen Kirche gebracht hätten, bey derselben bleiben könnten; Gemeinen hingegen, welche erst seitdem zu den Katholischen getreten wären, sollten mit ihren Kirchen denjenigen Bischöfen, zu fallen, in deren Kirchensprengel sie gelegen hatten, während daß sie noch den Ketzern gehörten. Auch wollte man Abgeordnete aus dieser Synode nach Rom schicken, um von dem Kaiser wider die Donatisten und Heyden alles was man für nützlich erachten würde, zu erbitten. (l. c. p. 926.) Die versammelten Bischöfe machten noch mehr Schlüsse in kirchlichen Angelegenheiten, von denen nicht alle gleich merkwürdig sind. Derjenige, nach welchem sie bey dem Kaiser anhielten, daß wirkliche Sachwalter (Defensores

schen habe. Wenn gleich diese, sagt er, die Donatisten, welche zu ihr zurück kehren, nicht wiedertaufen, und den Geistlichen derselben ihre Würde lassen; so giebt doch die katholische Kirche etwas, das man außerhalb ihr nicht bekömmt, nemlich die Gabe der Liebe. Sodann widerlegt er die Behauptung des Petilianus, daß man auf das Gewissen des die Taufe heilig verwaltenden sehen müsse, um von der Reinigung des Getauften zu urtheilen, nach der Einschränkung des Iektens, das es bey jenem nur auf das gute öffentliche Gerücht ankomme; beantwortet Schriftstellen, die für jene Donatistische Meinung angeführt wurden, und bemüht sich demjenigen, was Cyprianus und andere Bischöfe wider die Rekertaufer gesagt hatten, eine günstigere Wendung zu geben. — Einige damit verwandte Einwendungen und Fragen geht Augustinus im dritten Buche durch; bedient sich aber auch eben daselbst eines großen Theils der Geschichte der Donatisten zu nachtheiligen Folgerungen wider sie. Er nimmt sogar im vierten Buche noch einmal den ganzen Inhalt von dem Schreiben des Cresconius vor, und braucht dawider bloße Gründe aus der Geschichte der Maximianisten. Die Geduld des Verfassers, in Erörterungen von dieser Art herumzuwühlen, sich oft zu wiederholen, und seine Gegner nicht nur auf allen Schritten zu verfolgen, sondern auch durch mancherley Fehlstreiche in Verlegenheit zu setzen, muß man auch hier, wie in andern Streitschriften, bewundern.

Wie unerschöpflich er in der Abfassung solcher Aufsätze gegen die Donatisten um diese Zeit gewesen sey, lehren die Nachrichten, welche er von einigen derselben hinterlassen hat, die nicht mehr vorhanden sind, und an denen auch wenig verloren gegangen zu seyn scheint. (Probationes et testimonia contra Donatistas; Contra nescio quem Donatistam; Admo-

J. m.
C. G.
363
bis
430.

nitio Donatistarum de Maximianistis. Retractat.
 E. G. L. II. c. 27 - 29.) Hingegen hat sich eine solcher Schrif-
 363 ten, die wenigstens in die nächsten Jahre gehören mag,
 bis erhalten. (de unico baptismo contra Petilianum
 430. Liber, p. 359. sq. T. IX. Opp.) Er war freylich
 durch das Bitten eines Freundes dazu bewogen wor-
 den, der ihm das Buch des Petilianus von gleicher
 Aufschrift gebracht hatte, worinne dieser behauptete,
 nur bey den Donatisten dürfe man die wahre Taufe
 suchen. Allein im Grunde kömmt er hier nur auf
 dasjenige zurück, was er schon anderwärts zwanzig-
 mal gesagt hatte.

Würksamer als solche Widerlegungsschriften,
 mußten gemeinschaftliche Verabredungen der Katho-
 lischen Bischöfe auf Kirchenversammlungen, und
 von ihnen ausgebetene Gesetze des kaiserlichen Hofes
 wider die Donatisten seyn. Es wurde also im Jahr
 407. abermals eine allgemeine Africanische Sy-
 node zu Carthago gehalten. Auf derselben beschloß
 man, (Cod. Canon. Eccl. Afric. Can. XCIX. p. 122.)
 daß solche Donatistische Bischöfe, welche ihre Ge-
 meinen noch vor den neuen Gesetzen des Hono-
 rius, zur katholischen Kirche gebracht hätten, bey
 derselben bleiben könnten; Gemeinen hingegen, wel-
 che erst seitdem zu den Katholischen getreten wären,
 sollten mit ihren Kirchen denjenigen Bischöfen, zufal-
 len, in deren Kirchensprengel sie gelegen hatten, wäh-
 rend daß sie noch den Ketzern gehörten. Auch woll-
 te man Abgeordnete aus dieser Synode nach Rom
 schicken, um von dem Kaiser wider die Donatisten
 und Heyden alles was man für nützlich erachten wür-
 de, zu erbitten. (l. c. p. 926.) Die versammelten
 Bischöfe machten noch mehr Schlüsse in kirchlichen
 Angelegenheiten, von denen nicht alle gleich merkwür-
 dig sind. Derjenige, nach welchem sie bey dem Kai-
 ser anhielten, daß wirkliche Sachwalter (Defenso-
 res

res scholastici) zu Vertheidigern der Kirchen vor den Gerichten ernannt werden dürften, ist nebst seinem Erfolge, schon an einem andern Orte erläutert worden. (Th. VIII. S. 14. fg.) Außerdem verordneten sie, daß die Geistlichen nicht ohne dringende Noth, und förmliche schriftliche Zeugnisse (formatae) von ihren geistlichen Vorgesetzten an den Hof reisen sollten; daß man keine andere Gebete bey dem öffentlichen Gottesdienste sprechen sollte, als die eine Kirchenversammlung gebilligt hatte, und daß derjenige Geistliche, der sich von dem Kaiser weltliche Richter ausbitten würde, sein Amt verlieren sollte.

Neue Gesetze des Honorius wider die Donatisten, welche sich im Jahr 407. finden, l. 41. et 43. C. Th. de Haeret.) sind allem Ansehen nach Folgen von dem Ansuchen dieser Bischöfe gewesen. Durch das erstere sprach er diejenigen Donatisten, so wie andere Ketzer, von aller Schuld und Strafe loß, welche sich zur Katholischen Kirche bekennen würden; sie möchten es auch noch so spät, und indem die Gesetze schon an ihnen vollstreckt werden sollten, thun. Von dem andern hat es Tillemont wahrscheinlich gemacht, (Note XLII. sur St. Augustin. p. 996. T. XII.) daß es auch ins Jahr 407. gesetzt werden müsse; Gothofredus hatte es zum vorhergehenden Jahre gerechnet. (ad l. 43. C. Th. de Haeret. Es enthält eine gleiche Bestätigung der alten Gesetze. (Sirmondi Append. ad C. Th. l. 12. p. X. T. VI. P. II. ed. Ritt.)

Allein da eben in dem Jahr 408. der große Staatsbediente und Feldherr des Kaisers Stilico auf seinen Befehl umgebracht worden war, fiengen die Donatisten, wie die Henden, an, zu behaupten, die bisher wider sie ergangenen Gesetze wären bloß das Werk dieses Staatsmannes gewesen, und Honorius habe darein nicht gewilligt, ja wohl gar nichts von densel-

J. n. fern Feinden auf dieser Erde; auch dürfen uns unsere
 C. G. Leiden in keine solche Angst des Gemüthes zusammen-
 363
 618 preßen, daß wir darüber vergäßen, was uns derje-
 430. nige befohlen, um deßen Mahnen und Wahrheit wil-
 len wir leiden. Wir lieben unsere Feinde, und beten
 für sie. Daher wünschen wir, bey Gelegenheit der
 furchtbaren Richter und Gesetze, daß sie zwar, um
 nicht in die Strafe des ewigen Gerichts zu
 verfallen, gezüchtigt, aber nicht umgebracht
 werden. Wir wollen nicht, daß die Zucht
 bey ihnen versäumt werde: nur nicht, daß die
 Lebensstrafen, deren sie werth sind, an ihnen
 vollstreckt werden. Halt also ihre Sünden derge-
 stalt im Zaum, daß es noch Leute gebe, die es bereuen
 können, gesündigt zu haben! Wir bitten Dich folg-
 lich, daß Du, wenn Du Angelegenheiten der Kir-
 che untersuchst, ob Du gleich findest, daß sie viel Ge-
 walt und Unrecht erlitten habe, doch vergessen mö-
 gest, daß Du die Macht zu tödten hast. —
 Nicht zu gedenken, daß wir niemals den Vorsatz ab-
 legen dürfen, das Böse mit Gutem zu überwinden:
 so magst Du auch dieses bedenken, daß niemand als
 ein Geistlicher kirchliche Sachen bey euch anhängig zu
 machen pflegt. Wenn ihr es also rathsam befinden
 solltet, Leute wegen dieser Verbrechen hinrichten zu las-
 sen: so werdet ihr uns abschrecken, daß wir weiter
 nichts dergleichen vor eurem Gerichte anbringen.
 Denn sollten sie dieses erfahren, so würden sie uns
 mit einer noch ausgelassnern Frechheit zu Grunde
 richten; wir würden in die Nothwendigkeit versetzt
 werden, uns lieber selbst von ihnen todtschlagen zu
 lassen, als ihren Tod von euren Gerichten zu verlan-
 gen. — Unterdeßen mögen die Donatistischen
 Ketzer es recht bald durch einen öffentlichen Anschlag
 Deiner Excellenz erfahren, daß die wider ihren Irr-
 thum gegebenen Gesetze noch gültig bleiben.“ Zuletzt
 erinnert er noch den Proconsul, die Bemühung der
 Katho-

Ketzer untersagt werden, die Einziehung der dazu gewidmeten Plätze, und die Landesverweisung der Ungehorsamen befohlen wird. (l. c. l. 45.) Noch im Anfange des Jahrs 409. erschien ein anderes Gesetz des Kaisers, (l. c. l. 46.) in welchem die Gültigkeit der wider die Donatisten, andere Ketzer, Juden und Heiden gegebenen Verordnungen eingeschärft, und Obrigkeiten, welche sie nicht vollziehen würden, mit scharfen Strafen bedroht wurden.

Augustinus, der unter allen africanischen Bischöfen der geschäftigste bey diesen Angelegenheiten war, suchte sogleich aus den kaiserlichen Gesetzen allen möglichen Vortheil für seine Parthey zu ziehen. Doch that er solches in einem Schreiben an den Statthalter von Africa, Donatus, mit Aeußerungen, die ihn eben so sehr von den ganz rohen Eiferern unterscheiden, als ihn unter die mit schlauer Ueberlegung handelnden Verfolger stellen. (Epist. C. p. 204. sq. T. II. Opp.) Er wünscht anfänglich, daß die Africanische Kirche sich nicht in so trübseligen Umständen befinden möchte, um der Hülfe einer irdischen Macht benöthigt zu seyn; „weil aber, fährt er fort, der Apostel sagt, jede Macht sey von Gott: so kommt uns ohne Zweifel auch diese Hülfe von dem Herrn, da sie der katholischen Kirche durch euch, ihre so aufrichtigen Söhne, geleistet wird. — Nur Eines ist es, was wir bey Deiner Gerechtigkeit fürchten; dieses nemlich, Du möchtest vielleicht, weil doch alles Uebel, was gottlose und undankbare Menschen der christlichen Gesellschaft zufügen, gewiß wichtiger und ärger ist, als wenn es gegen andere begangen wird, auch der Meinung seyn, daß man es mehr nach der Abscheulichkeit des Verbrechens, als nach der christlichen Gelindigkeit betrachtet, strafen müsse. Allein wir bitten Dich um Jesu Christi willen, dieses nicht zu thun. Denn wir streben nicht nach Rache an un-

J. n. welches Todesstrafen gesetzt wären, lobten. Nur
 E. Geistliche sollten nach seiner Absicht nicht das Ansehen
 363 haben, als wenn sie dieselben betrieben und beförder-
 430. ten, um nicht vor andern Christen verhaßt zu wer-
 den, weil sie allein Kläger in solchen Händeln abgaben.

Zwar änderte sich dieser Sieg der Katholischen über die Donatisten schon im Jahr 410. Honorius ertheilte, vielleicht wegen der Gefahr, die er damals lief, Africa zu verlieren, allen dortigen Religionspartheyen eine völlige Religionsfreyheit. (Cod. Canon. Eccl. Afric. p. 926. ed. Harduin.) Allein nachdem ihn eine Kirchenversammlung, die im gedachten Jahre zu Carthago gehalten ward, gebeten hatte, dieses Gesetz aufzuheben, willigte er sogleich darein, und verordnete von neuem (l. 51. C. Th. de Haeret.) daß Ketzer, welche sich unterstehen würden, öffentliche Zusammenkünfte anzustellen, des Landes verwiesen und auch am Leben gestraft werden sollten.

Unterdeßen müssen doch bey der damaligen Schwäche der kaiserlichen Regierung, welche nicht einmal Rom vor Marichs Eroberung und Plünderung schützen konnte, diese Gesetze nicht streng genug ausgeübt worden seyn. Das läßt sich schon daraus einigermaaßen schließen, weil die Katholischen Bischöfe in Africa zu einer Zeit, da sie vollkommen die Uebermacht zu gewinnen schienen, dennoch wiederum auf eine Unterredung mit den Donatistischen Bischöfen antrugen. Ohne Zweifel merkten sie, daß sie ohne dieses Mittel niemals recht durchdringen, am wenigsten den Donatisten Neigung zu einem Vergleich, oder, wie man es lieber wünschte, zur Wiedervereinigung, einflößen würden. Diesmal erreichten sie auch ihre Absicht. Augustinus, der das Unnütze von Gesprächen zwischen einzelnen Lehrern beider Partheien, zu welchen er sonst so oft aufgefordert hatte,

Katholischen dadurch desto fruchtbarer zu machen, daß er jene höchst stolze Sekte die Stärke der Kaiserlichen Gesetze nicht so sehr fühlen lasse, um sich eines Leidens für Wahrheit und Gerechtigkeit rühmen zu können; sondern ihre Anhänger mehr von ihrem Irrthum überführen zu lassen, und zu bessern; weil es doch ein beschwerlicher Fleiß sey, an statt die Menschen zu belehren, sie zum Guten zu zwingen. Wenn man alle diese Fürbitten liest, ohne das Vorhergegangene zu wissen, und ihren eigentlichen Gegenstand zu prüfen: so könnte es scheinen, daß Augustinus durch dieselben ein Denkmal seiner mitleidigen Religionsverträglichkeit gestiftet habe. Erinnerung man sich aber, daß eben derselbe Mann, der sie einlegte, durch sein eifriges Anhalten bey dem Olympius, so harte Gesetze, und selbst Lebensstrafen wider die Donatisten, ausgewürkt habe: sieht man, wie er sie des Todes würdig halte, alle ohne Unterschied, die ruhigsten und unschädlichsten eben sowohl als die ausschweifendsten, auf alle Art gedrückt und elend gemacht; nur nicht hingerichtet wissen wolle: so kann man sich kaum enthalten, mit Barbeyrac zu sagen, (*Traité de la Morale des Peres*, C. XVI. p. 306.) seine Nachsicht sey völlig derjenigen ähnlich, welche die neuern Ketzerichter bezeigen, wenn sie einen von ihnen zum Tode verurtheilten Ketzer der weltlichen Obrigkeit mit den Worten übergeben, sie möchte kein Blut vergießen, indem die Kirche nicht nach Blut dürste. Daß Augustinus nicht überhaupt den Antheil der Christen an Lebensstrafen gemißbilligt habe, wie Walch (l. c. S. 198.) versichert, sieht man aus einem seiner berühmtesten um eben diese Zeit an den Anführer der Kogatisten Vincentius geschriebenen Briefe, dessen Auszug man anderwärts (Th. IX. S. 359.) gelesen hat, (Ep. XCIII. p. 177.) worinne er es als bekannt annimmt, daß Katholische und Donatisten die Gesetze der Kaiser wider das Opfern der Heyden, auf

J. n.
E. G.
363
bis
430.

363
bis
430. rigten bey dieser feyerlichen Unterredung, ernannte **E. G. Honorius** den **Flavius Marcellinus**, der unter dem Nahmen eines **Tribunus** und **Notarius**, ohn- gefähr einen **Staatssecretär** der neuern Zeiten vorstellte. Er bekam besonders den Auftrag, in allem für das Beste der wahren Religion zu sorgen. (Collat. Carthag. Gest. primae cognition. p. 1051. apud Harduin.)

Marcellinus machte dieses nicht nur durch ein Ausschreiben beiden Partheien bekannt; sondern versprach auch den **Donatistischen Bischöfen**, daß alle, welche sich bereit erklären würden, bey der Unterredung zu erscheinen, die ihnen entrißenen Kirchen vorher wieder bekommen sollten; alles gerichtliche Verfahren wider die **Donatisten** sollte sogleich aufhören; und das Urtheil nach geendigter Unterredung möchte ausfallen, wie es wollte, so sollten die Bischöfe dieser Parthey ganz frey und ungestört nach Hause zurückkehren können. Zum Zeichen seiner Unpartheilichkeit erbot er sich sogar, daß, wenn die **Donatisten** gegen ihn einige Bedencklichkeiten hätten, er noch einen andern, den sie wählen könnten, zum Mitrichter in dieser Sache annehmen wolle; betheuerte aber nachdrücklich, daß er in jedem Falle die strengste Gerechtigkeit beobachten würde. (Collat. Carthag. l. c. p. 1052. sq.) Er bezeigte sich offenbar gefälliger und nachgebender gegen die **Donatisten**, als er zu thun schuldig war. **Augustinus** legt ihm wegen seiner Frömmigkeit, Wissenschaft und Tugend viele Lobsprüche bey, (Ep. CLI. p. 395.) welche auch durch sein Betragen gerechtfertigt wurden. Er und **Hieronymus** widmeten ihm manche von ihren Schriften, unter welchen die Bücher des **Augustinus** von der Stadt Gottes die vornehmste war.

hatte, einsehen mochte, versprach sich nun von einem
allgemeinen, das auf Befehl des Landesherrn gehalten
würde, desto mehr, und arbeitete am meisten,
daß es zu Stande käme. (Possidii vita Augustin. c.
13.) Die übrigen Bischöfe vereinigten sich darinne
mit ihm; es wurden deswegen Abgeordnete an den
kaiserlichen Hof geschickt, (Augustin. Brevic. Collat.
d. III. c. 4. p. 377. sq. T. IX. Opp.) und man setzte
an demselben voraus, daß die Donatisten eben sol-
che Gesinnungen hätten, weil sie im Jahr 406. sich
zu einer solchen Unterredung erboten hatten. (Collat.
Carthagin. p. 1052. in Harduin. Act. Concil. T. I.)

Honorius also, dessen Staatsangelegenheiten
sich zu dieser Zeit, im Jahr 410, in der äußersten
Zerrüttung befanden, willigte darein, durch einen
besondern Befehl, in welchem er sagte, daß unter
allen seinen Reichsgeschäften, die Sorge für den wahren
Glauben immer das erste oder einzige gewesen sey:
und allerdings hat er darinne vielen Eifer, aber ge-
ringe Klugheit, unter Vernachlässigung der oft eben
so wichtigen Staatsangelegenheiten, bewiesen. Er
wiederholte zugleich die Aufhebung seines Gesetzes,
(coeleste oraculum,) durch welches er den Donati-
sten ihre Religionsfreyheit zugestanden hatte, und
verordnete, daß innerhalb vier Monathen eine solche
von den katholischen Bischöfen aus Friedensliebe
vorgeschlagene Unterredung mit den Donatisten zu
Carthago gehalten werden sollte, damit ihre Irr-
thümer augenscheinlich widerlegt würden. Würden
sich ihre Bischöfe nicht freywillig dazu stellen: so soll-
ten sie noch dreymal in einer verlängerten Frist gefor-
dert werden; und bey ihrem weitem Außenbleiben,
sollten alle ihre Gemeinen genöthigt werden, sich mit
den Katholischen zu vereinigen, weil ihre Lehrer
durch ihr Stillschweigen sich für überwunden erkannt
hätten. Zu seinem Commissarius oder Bevollmäch-
tigten

363
 618
 430. Vielleicht nennt man diesen Verdacht übertrieben; es
 9. n. mag also zugestanden werden, daß der Antrag, den
 E. G. sie in einem Schreiben an den Marcellinus thaten,
 welches dieser öffentlich bekannt machte, an sich be-
 trachtet, ihnen rühmlich, und für die Donatisten
 beschämend gewesen sey. Sie bemerkten darinne erst-
 lich, was man eigentlich gemeinschaftlich zu erörtern
 habe; und darauf erklärten sie sich, daß, wenn die
 Donatisten beweisen könnten, die wahre christliche
 Kirche sey überall untergegangen, und nur bey ihnen
 übrig geblieben, sie sich ihnen, ohne einen Anspruch
 auf die bischöfliche Würde, unterwerfen wollten; könn-
 ten aber sie, die Katholischen, das Gegentheil
 darthun; so möchten gleichwohl die Donatistischen
 Bischöfe ihr Amt behalten, ja in Städten, wo
 es Bischöfe von beyden Partheien gebe, dieselben in
 einer Art von abwechselnder Amtsführung verbleiben.
 (Collat. Carthag. l. c. p. 1053 - 1058.) Die Gründe,
 welche sie in ihrem Schreiben von diesem Erbieten an-
 geben, sind in der That rührend, und Augustinus
 hatte eben nicht unrecht, in der Folge mit Vergnügen
 auf dasselbe zurückzusehen. (de gestis cum Emerito
 Donat. p. 427. sq. T. IX. Opp.)

Er, der mit seinem Freunde, dem Bischof Mar-
 cellinus von Carthago, dieses ganze große Gesd. äßt
 in Bewegung gesetzt hatte, machte auch mit ihm die
 beiden vornehmsten Katholischen Bischöfe von den-
 jenigen sieben aus, welche das Wort führen s. sollten.
 Nebst ihm sieht man auch die Bischöfe Alypius und
 Possidius vorzüglich dabey geschäftig. Von der
 Donatistischen Seite waren darunter Prilianus
 von Carthago, Petilianus von Constantina,
 und Emeritus von Casarea, die drey ersten und
 berühmtesten. Der Anfang der Versammlungen er-
 folgte am ersten Junius des Jahrs 411. in Gegen-
 wart des Marcellinus, und einiger andern weltli-
 chen

Nachdem er solchergestalt das Vertrauen von ^{J. n.} beiden Theilen gewonnen hatte, kamen auch die Ab- ^{E. G.} geordneten derselben desto williger zu Carthago im ³⁶³ Jahr 411. zusammen. Von Katholischen Bischö- ^{bis} fen langten nach und nach zweyhundert und sechs ^{430.} und achtzig daselbst an; man rechnete ihrer überhaupt in Africa vierhundert und siebenzig. Die Donatistischen, zweyhundert neun und siebenzig stark, hielten insgesamt auf einmal mit einem gewissen Gepränge ihren Einzug. Man beschuldigte sie ihre Anzahl fälschlich vergrößert zu haben; sie rechneten dieselbe mit den wegen Krankheit zurückgebliebenen über vierhundert. Weil unterdessen eine so große Menge von Bischöfen in eine Unterredung nur Getümmel und Verwirrung gebracht haben würde: so befahl Marcellinus, daß jede Parthen sieben Bischöfe wählen sollte, welche sich im Nahmen der übrigen mit einander besprechen könnten. Diesen sollte jeder Theil noch sieben andere an die Seite setzen, ben denen sich jene vierzehn im Nothfall Raths erholen könnten. Acht Bischöfe nach gleicher Theilung sollten eine Aufsicht über die zu fertigenden Abschriften und Urkunden führen. Jeder Bischof sollte darinne, was er geredet hatte, mit dem kaiserlichen Commissarius unterzeichnen. Endlich sollten weder Maximianisten, noch andere Christen zu der Unterredung zugelassen werden. Die Donatisten weigerten sich zwar anfänglich, alles dieses anzunehmen; gehorchten aber bald. Die Katholischen hingegen thaten einen Schritt, den man ungemein loben mußte, wenn nicht der Zweifel dabey entstünde, daß sie im voraus versichert waren, sie würden in einer Angelegenheit, welche schon vor hundert Jahren nach mehrmaligen feyerlichen Untersuchungen, zu ihrem Vortheil entschieden worden war, auch jetzt unter dem Schutze des ihnen so günstigen kaiserlichen Hofes und dessen Bevollmächtigten, gewiß die Oberhand behalten.

Wiel-

F. n. besonders über die fortgesetzte Dauer desselben, nicht
E. G. wohl für sie günstig ausfallen konnte.

363

bis

430.

Auch in der zweyten Versammlung wurde noch nichts Wichtiges vorgenommen. Man bewilligte nur den Donatisten einen Aufschub, den sie nicht ohne Ursache verlangt hatten, um die gerichtlichen Abschriften von den bisherigen Verhandlungen zu ihrem Gebrauche beisammen zu haben. Endlich schritt man in der dritten Sitzung zu den Hauptfragen; doch nicht eher, als bis die lange Zänkeren, welche die Donatisten aufbrachten, geendigt war; nemlich, wer eigentlich diese ganze Unterredung begehrt habe? Keine von beiden Partheien wollte dieses von sich gesagt wissen, wegen der hämischen Folgerungen, welche die andere daraus zu ziehen im Begriff war. Marcellinus, der für einen Staatsmann, bey den Ränken, Verzögerungen und unnützen Händeln, die er anhören oder schlichten sollte, sehr viel Geduld, Mäßigung und Klugheit blicken ließ, erklärte vergebens, daß sie von beiden Theilen verlangt worden sey; (p. 1161. l. c.) er erkannte auch bald darauf, die Katholischen hätten sie begehrt. (p. 1169.) Unterdeß gelangte man doch eben auf diesem Wege nach und nach zur Erörterung dessen, worauf alles ankam. Augustinus drang insonderheit darauf, daß ausgemacht würde, wo die Kirche sey? (l. c. p. 1149.) Nunmehr ließen die Donatisten durch einen ihrer Bischöfe einen Aufsatz vorlesen, worinne sie aus der heiligen Schrift zu beweisen suchten, daß die lasterhaften Sitten der Lehrer allerdings der Kirche solche Flecken beybrächten, daß, wenn jene bekannt würden, diese nicht mehr die wahre Kirche heißen könne. Augustinus beantwortete denselben, nicht ohne häufig unterbrochen zu werden, indem er vielmehr durch biblische Zeugnisse darthat, daß Gute und Böse,
 die

Beamten. Allein dieser erste Tag wurde bloß mit vielerley Förmlichkeiten zugebracht, zu welchen auch Schwierigkeiten gehörten, welche die Donatisten dergestalt erregten, daß bey dem Anblicke derselben sich der Argwohn kaum vermeiden läßt, sie möchten wohl dieser Unterredung geßißentlich Hindernisse in den Weg gelegt haben. Marcellinus bat sie mehr als einmal, sich niederzusetzen. Darauf antwortete Petilianus, indem er ihn mit vielen Lobeserhebungen pries, sie dankten ihm zwar, daß er so alten und durch so viele Palmen der Verfolgungen blühenden Lehrern diese Erleichterung verschaffen wollte; allein da Christus vor seinem Richter gestanden habe, so wollten sie es auch vor einem so würdigen Manne thun. (Collat. Carthag. l. c. p. 1093. 1115. sq.) Diese etwas gezwungene Demuth hatte die Folge, daß nachmals auch die Katholischen Bischöfe und Marcellinus selbst stehen blieben. Die Katholischen antworteten damals den Donatisten nichts; obgleich diese auch den beleidigenden Grund beigebracht hatten, es sey ihnen durch die heilige Schrift verboten, an Einem Orte mit Gottlosen zu sitzen. Aber bey einer bequemen Gelegenheit hielten sie ihnen nachher ganz treffend vor, daß wenn sie jene Worte des Psalms für eine Vorschrift für sich hielten, (Ps. XXVI. v. 5.) sie auch die gleich folgenden: Ich gehe nicht hinein mit den Ungerechten, hätten beobachten sollen. (Augustini Brevicul. Collation. cum Donatist. p. 383. T. IX. Opp.) Auf der andern Seite verrieth es entweder unanständigen Stolz, oder doch eine widerwärtige Gesinnung, die sich zu den Absichten einer solchen Zusammenkunft gar nicht schickte, daß die Donatisten den ihnen von den Katholischen angebotenen Bruder-Nahmen nicht annehmen wollten. (Collat. Carthag. l. c. p. 1120.) Ueberhaupt scheint es, daß ihnen eine Untersuchung mißfallen habe, die theils in Absicht auf den Ursprung ihres Schisma, theils beson-

363
bis
430

J. n. besonders über die fortgesetzte Dauer desselben, nicht.
E. G. wohl für sie günstig ausfallen konnte.

363

bis

430.

Auch in der zweyten Versammlung wurde noch nichts Wichtiges vorgenommen. Man bewilligte nur den Donatisten einen Aufschub, den sie nicht ohne Ursache verlangt hatten, um die gerichtlichen Abschriften von den bisherigen Verhandlungen zu ihrem Gebrauche beisammen zu haben. Endlich schritt man in der dritten Sitzung zu den Hauptfragen; doch nicht eher, als bis die lange Zänkeren, welche die Donatisten aufbrachten, geendigt war; nemlich, wer eigentlich diese ganze Unterredung begehrt habe? Keine von beiden Partheien wollte dieses von sich gesagt wissen, wegen der hämischen Folgerungen, welche die andere daraus zu ziehen im Begriff war. Marcellinus, der für einen Staatsmann, bey den Ränken, Verzögerungen und unnützen Händeln, die er anhören oder schlichten sollte, sehr viel Geduld, Mäßigung und Klugheit blicken ließ, erklärte vergebens, daß sie von beiden Theilen verlangt worden sey; (p. 1161. l. c.) er erkannte auch bald darauf, die Katholischen hätten sie begehrt. (p. 1169.) Unterdeß gelangte man doch eben auf diesem Wege nach und nach zur Erörterung dessen, worauf alles ankam. Augustinus drang insonderheit darauf, daß ausgemacht würde, wo die Kirche sey? (l. c. p. 1149.) Nunmehr ließen die Donatisten durch einen ihrer Bischöfe einen Aufsatz vorlesen, worinne sie aus der heiligen Schrift zu beweisen suchten, daß die lasterhaften Sitten der Lehrer allerdings der Kirche solche Flecken beybrächten, daß, wenn jene bekannt würden, diese nicht mehr die wahre Kirche heißen könne. Augustinus beantwortete denselben, nicht ohne häufig unterbrochen zu werden, indem er vielmehr durch biblische Zeugnisse darthat, daß Gute und Böse,
 die

die letztern versteckt und auch offenbar, in dieser Welt untereinander vermischt, von der Kirche geduldet würden; ohne daß deswegen die erstern an den Sünden der letztern Theil nähmen. Zwar machten die Donatisten dagegen einige Einwendungen; sie wollten unter andern nicht zugeben, daß der Teufel das Unkraut in der Kirche gesäet habe. Da ihnen aber Augustinus das Ansehen des Cyprianus entgegensetzte, der jenes Gleichniß so ausgelegt hatte: so unterstanden sie sich nicht, etwas dagegen zu sagen. (Augustin. Brevic. Collat. cum Donatist. p. 384.) Ja sie wurden so weit gebracht, vornehmlich durch die Anwendung, welche eben dieser Lehrer von der Maximianistischen Parthen gegen sie machte, daß sie sich genöthigt sahen, zu gestehen, eine Sache könne der andern, und das Betragen einer Person der andern nicht nachtheilig seyn; (Augustin. l. c. et Libr. ad Donatist. post collationem, p. 396. T. IX.) ein Bekenntniß, das ihnen Augustinus so oft vorgeworfen hat. Nachdem auf diese Weise die dogmatische Hauptfrage von der Kirche entschieden worden war, wie Marcellinus selbst erkannte, gieng man zu der historischen, von dem Ursprünge der Donatistischen Spaltung, über. Die Donatisten waren dazu so wenig geneigt, daß sie vielmehr behaupteten, in dieser Sache müsse Christus allein Richter seyn. (Augustin. Brevic. Collat. p. 384.) Die Katholischen hingegen fanden ihre Rechnung desto mehr dabei, dieselbe völlig ins Licht zu setzen, weil selbst in dem Falle, wenn Cäcilianus, welcher den Donatisten den ersten Vorwand zu ihrer Trennung gegeben hatte, schuldig gefunden werden sollte, daraus die Nothwendigkeit einer Absonderung von der Katholischen Kirche nicht gefolgert werden konnte. Man suchte also alles auf, um jene ersten Anfänge des Donatismus aufzuklären; oder eigentlich, durch absichtliche Vorstellungen da-

von

aus den bisher angeführten Schlüssen ihrer Syno-
den gesehen hat, so wenig geneigt, der weltlichen
Macht ein ausnehmendes Recht in kirchlichen Ange-
legenheiten zuzugestehen, daß sie vielmehr Strafen
auf diejenigen setzten, die sich von geistlichen Gerich-
ten an weltliche wenden würden. Doch die Donati-
stischen Händel waren von ihrem Ursprunge her,
den Kaisern zur Entscheidung vorgelegt worden, weil
sie anfänglich mit der Religion in gar keiner Verbin-
dung standen, sondern nur die Rechtmäßigkeit einer
Bischofswahl betrafen; weil beide streitende Par-
theien sich nicht wohl anders helfen konnten; und
weil man vermuthlich in der ersten Freude über einen
christlichen Kaiser, nicht daran dachte, ihm wirk-
same Theilnehmung an kirchlichen Händeln streitig zu
machen. Hatte doch der ältere Constantinus sich
tief genug in die Beurtheilung einer so wichtigen
Glaubenszwistigkeit, als die Arianische war, ein-
mischen können. Die Ausschweifungen der Circum-
cellionen gaben der Donatistischen Spaltung noch
mehr die Gestalt einer für die Aufmerksamkeit des Für-
sten wichtigen, und für die bürgerliche Gesellschaft
bedenklichen Parthey. Allmählig fochten zwar die
Katholischen und Donatisten auch über die Leh-
ren von der Taufe und Kirche mit einander; aber
man mußte dennoch, um dem Grunde dieser Unei-
nigkeit nachzugehen, auf die ersten Begebenheiten zu-
rückkehren, über welche die Kaiser gesprochen, Ge-
setze gegeben, und ihre Vollstreckung sogar mit ge-
waffneter Hand hatten veranstalten lassen. Diese
Angelegenheit war also immer in den Händen des
kaiserlichen Hofes gewesen; auch konnten die Katho-
lischen nicht anders hoffen, sie zu ihrem Vortheil
ausgemacht zu sehen, als durch eben dieselben. Die
Donatisten durch eine Unterredung vollkommen zu
überzeugen, und zur Wiedervereinigung zu nöthi-
gen,

Strafe leiden. Hingegen sollten ihnen auch die Erbietungen noch ferner offen stehen, welche ihnen die Katholischen Bischöfe gethan hätten, wenn sie zu ihrer Gemeinde treten wollten; und die ungehinderte Zurückreise der Donatistischen Bischöfe, welche Marcellinus versprochen hätte, sollte ebenfalls erfüllt werden. Wer endlich Circumcellionen auf seinen Gütern hätte, und sie nicht im Zaum hielte, dessen Besitzungen sollten der kaiserlichen Kammer zugeschlagen werden. (Collat. Carthag. p. 1189: sq.)

So endigte sich die berühmte Unterredung von Carthago. (Collatio Carthaginensis.) Unter den Merkwürdigkeiten derselben, welche in die Augen fallen, ist es eine der vornehmsten, daß die weltliche Obrigkeit einen so entscheidenden Antheil daran genommen hat. Nach den kirchlichen Sitten dieser Zeiten war es schon längst gewöhnlich, daß Religionsstreitigkeiten von Bischöfen nicht bloß in Rathschlagung gezogen, sondern auch durch Schlüsse ausgemacht wurden. Hier findet sich zwar eine Reihe von Begebenheiten, welche untersucht wurden; aber auch theologische Lehrsätze förderten eine Hauptörterung: und Marcellinus sprach über beide das Urtheil aus, wornach sich sowohl die Bischöfe als ihre Gemeinen richten mußten. Welch glaubt, (l. c. S. 221: fg.) daß man damals der bürgerlichen Obrigkeit ein großes Recht in Kirchensachen eingeräumt, und, wenn man es, wie es sehr wahrscheinlich sey, bedenklich gefunden, diese Sache einer auswärtigen Kirchenversammlung zu überlassen, kein anderes Mittel übrig gehabt habe, als einen so vornehmen Mann zum Commissarius und Richter zu wählen. Allein dieses scheint noch nicht zureichend zu seyn, um ein solches Verfahren zu erklären. Die Katholischen Bischöfe in Africa waren, wie man

aus den bisher angeführten Schlüssen ihrer Syno-
den gesehen hat, so wenig geneigt, der weltlichen
Macht ein ausnehmendes Recht in kirchlichen Ange-
legenheiten zuzugestehen, daß sie vielmehr Strafen
auf diejenigen setzten, die sich von geistlichen Gerich-
ten an weltliche wenden würden. Doch die Donati-
stischen Händel waren von ihrem Ursprunge her,
den Kaisern zur Entscheidung vorgelegt worden, weil
sie anfänglich mit der Religion in gar keiner Verbin-
dung standen, sondern nur die Rechtmäßigkeit einer
Bischofswahl betrafen; weil beide streitende Par-
theien sich nicht wohl anders helfen konnten; und
weil man vermuthlich in der ersten Freude über einen
christlichen Kaiser, nicht daran dachte, ihm würksa-
me Theilnehmung an kirchlichen Händeln streitig zu
machen. Hatte doch der ältere Constantinus sich
tief genug in die Beurtheilung einer so wichtigen
Glaubenszwistigkeit, als die Arianische war, ein-
mischen können. Die Ausschweifungen der Circum-
cellionen gaben der Donatistischen Spaltung noch
mehr die Gestalt einer für die Aufmerksamkeit des Für-
sten wichtigen, und für die bürgerliche Gesellschaft
bedenklichen Parthey. Allmählig fochten zwar die
Katholischen und Donatisten auch über die Leh-
ren von der Taufe und Kirche mit einander; aber
man mußte dennoch, um dem Grunde dieser Unei-
nigkeit nachzugehen, auf die ersten Begebenheiten zu-
rückkehren, über welche die Kaiser gesprochen, Ge-
setze gegeben, und ihre Vollstreckung sogar mit ge-
waffneter Hand hatten veranstalten lassen. Diese
Angelegenheit war also immer in den Händen des
kaiserlichen Hofes gewesen; auch konnten die Katho-
lischen nicht anders hoffen, sie zu ihrem Vortheil
ausgemacht zu sehen, als durch eben dieselben. Die
Donatisten durch eine Unterredung vollkommen zu
überzeugen, und zur Wiedervereinigung zu nöthi-
gen,

gen, das erwarteten sie wohl selbst nicht; aber wenn alles von ihrer Seite geschehen war, was theologische Friedensliebe verkündigte, konnten sie desto versichtlicher den Arm der Obrigkeit auffordern. Ihre Synoden wirkten etwas, aber nur langsam; gehäufte, schnell auf einander folgende kaiserliche Gesetze beschleunigten den Lauf der Sache ganz anders; und die kaiserliche Commission (denn das war eigentlich die Unterredung zu Carthago,) versprach, von einem neuen scharfen Gesetze unterstützt, desto größere Folgen. Die Bischöfe verloren durch diese von ihnen selbst ausgebetene Veranstaltung des Landesherrn nichts von ihrem Ansehen; sie wurden dabei auf das ehrerbietigste behandelt, und er gab eigentlich nur, wie sonst so öfters, das Werkzeug ihrer Wünsche ab. Weit weniger hatten zwar die Donatisten Ursache, damit zufrieden zu seyn; aber es war zu spät, sie abzuwenden, nachdem sich, ohngeachtet der scheinbaren Unpartheilichkeit des kaiserlichen Richters, alles wider sie bereits vereinigt hatte. Ueberhaupt bleibt diese Unterredung immer eines der merkwürdigsten Beispiele aus jenen Zeiten, von den ohne alles Widerreden anerkannten Gerechtsamen des Landesfürsten in kirchlichen und sogar Religionsachen.

Proben einer vorzüglichen Wissenschaft oder Klugheit hat keine von beiden Partheien dabei abgelegt. Sie war größtentheils mehr ein Gezänke, ein Auslauern, wie man einander Vortheile abgewinnen könne, ein Ausweichen, wenn man gebrängt wurde, eine eifrige Rechthaberei, wenn man den Gegentheil verfolgen zu können glaubte, und ein stolzes Herabsehen auf einander, als ein Versuch weiser und christlicher Lehrer, zu einem billigen Vergleiche zu kommen. Die Donatisten, unter welchen sich bey die-

J. n.
C. G.
363
bis
430.

aus den bisher angeführten Schlüssen ihrer Syno-
 den gesehen hat, so wenig geneigt, der weltlichen
 Macht ein ausnehmendes Recht in kirchlichen Ange-
 legenheiten zuzugestehen, daß sie vielmehr Strafen
 auf diejenigen setzten, die sich von geistlichen Gerich-
 ten an weltliche wenden würden. Doch die Donati-
 stischen Händel waren von ihrem Ursprunge her,
 den Kaisern zur Entscheidung vorgelegt worden, weil
 sie anfänglich mit der Religion in gar keiner Verbin-
 dung standen, sondern nur die Rechtmäßigkeit einer
 Bischofswahl betrafen; weil beide streitende Par-
 theien sich nicht wohl anders helfen konnten; und
 weil man vermuthlich in der ersten Freude über einen
 christlichen Kaiser, nicht daran dachte, ihm wirk-
 same Theilnehmung an kirchlichen Händeln streitig zu
 machen. Hatte doch der ältere Constantinus sich
 tief genug in die Beurtheilung einer so wichtigen
 Glaubenszwistigkeit, als die Arianische war, ein-
 mischen können. Die Ausschweifungen der Circum-
 cellionen gaben der Donatistischen Spaltung noch
 mehr die Gestalt einer für die Aufmerksamkeit des Für-
 sten wichtigen, und für die bürgerliche Gesellschaft
 bedenklichen Parthey. Allmählig fochten zwar die
 Katholischen und Donatisten auch über die Leh-
 ren von der Taufe und Kirche mit einander; aber
 man mußte dennoch, um dem Grunde dieser Unei-
 nigkeit nachzugehen, auf die ersten Begebenheiten zu-
 rückkehren, über welche die Kaiser gesprochen, Ge-
 setze gegeben, und ihre Vollstreckung sogar mit ge-
 waffneter Hand hatten veranstalten lassen. Diese
 Angelegenheit war also immer in den Händen des
 kaiserlichen Hofes gewesen; auch konnten die Katho-
 lischen nicht anders hoffen, sie zu ihrem Vortheil
 ausgemacht zu sehen, als durch eben dieselben. Die
 Donatisten durch eine Unterredung vollkommen zu
 überzeugen, und zur Wiedervereinigung zu nöthi-
 gen,

T. V.) an den Unterredungen des dritten Tags mangelt, kann ziemlich wohl durch den Auszug ersetzt werden, welchen er aus derselben, wegen ihrer Weitläufigkeit, wie er schreibt, (Retractatt. L. II. c. 39.) im Jahr 412. verfertigt hat. Er ist zusammenhängend, kernhaft und überhaupt gut gerathen; wenn gleich der Verfasser darinne seine Parthen nicht verleugnen kann. (Augustini Breviculus Collationis cum Donatistis, p. 371. sq. T. IX. Opp.) Einen sehr brauchbaren Auszug jenes Protocolls und dieser Schrift des Augustinus, mit treffenden Beurtheilungen begleitet, hat Suchs in seine Bibliothek der Kirchenversammlungen (Th. III. S. 161. fg.) eingerückt. Eben diese Urkunde aber diente hauptsächlich, da sie noch in der Handschrift lag, dem berühmten Rechtsgelehrten Franc. Balduinus, zur Führerin, um die Geschichte der Carthaginensischen Unterredung (Historia Carthaginensis Collationis) im Jahr 1566. zu Paris in 8. ans Licht stellen zu können, welche nach mehreren Ausgaben auch vom Dü Pin in seine erstgedachte Sammlung (l. c. p. 337. sq.) eingerückt worden ist. Wegen einer vermeinten Seltenheit hat sie auch der Hr. Geheime Rath von Buininc zu Düsseldorf im Jahr 1763. 8. wieder auslegen lassen. Sie ist der großen Gelehrsamkeit und Beredsamkeit dieses Schriftstellers würdig; braucht aber manche Verbesserungen, und ist öfters mit einer unerwarteten theologischen Heftigkeit geschrieben. Ganz leicht und partheiisch ist sie da gerathen, wo er die so sichtbaren Rechte des Kaisers in Kirchensachen streitig machen, und wider alle Geschichte den Römischen Bischof daran Theil nehmen lassen will.

J. n.
C. G.
363
bis
430.

Obgleich die Donatisten die Akten von dieser Unterredung für jeden Tag eben sowohl als die Ka-

J. n.
E. G.
363
bis
430.
 ser Gelegenheit Petilianus vor allen andern aus-
 zeichnete, haben diese Fehler am allermeisten began-
 gen; und wenn gleich die Katholischen auch schlech-
 te Schriftausleger und Dogmatisten vorstellten: so
 sind sie doch mehr den geraden Weg gegangen, der
 zur Aussöhnung führen konnte. Man kann von al-
 len diesem zuverlässig genug urtheilen, weil sich ein
 sehr beträchtlicher Theil von den gerichtlichen Abschrif-
 ten der Verhandlungen dieser Unterredung, unter
 der Aufschrift: *Gesta Collationis, habitae Cartha-*
gine, inter Catholicos et Donatistas, erhalten hat.
 Voran geht ein Register des Inhalts dieser Ver-
 handlungen, das ein gewisser Marcellus gleich da-
 mals auf Verlangen von zweien Bischöfen, in einem
 Verzeichnisse von dem, was jeden Tag vorgegangen
 ist, (*Capitula gestorum*) verfertigt hat. Sodann
 folgt das Protocoll selbst, mit einigen dazu gehörig-
 en Aufsätzen, nach den drey Tagen der Unterredung
 abgefaßt: (*Gesta primae, secundae tertiae cognitio-*
nis,) nur fehlt ohngefähr der dritte Theil vom letzten
 Tage. Diese schätzbare Urkunde hat Steph. Baluze
 zuerst weit richtiger, als es andere Gelehrte seit dem
 sechszehnten Jahrhunderte gethan hatten, mit einer
 Vorrede von der Handschrift, aus welcher sie gezo-
 gen ist, vielen schönen erläuternden Anmerkungen,
 und andern nützlichen Zusätzen, herausgegeben. (*No-*
va Collect. Concilior. T. I. p. 117-360. Paris 1683.
fol.) Nach dieser Ausgabe haben sie du Pin (*in*
Monument. veter. ad Hist. Donatist. pertinent. p.
225. sq. bey seiner Ausgabe des *Optatus*;) Sar-
 douin (*in Actis Concilior. T. I. p. 1043. sq.* aber
 mit Weglassung von Baluzens Vorrede und An-
 merkungen,) und Mansi (*in Collect. ampliss. Con-*
cilior. T. IV. p. 1. sq.) wieder abdrucken lassen. Was
 in dieser Urkunde, welche Augustinus seiner Ge-
 meine vorlesen ließ, (*Serm. CLXIV. c. 8. p. 553.*
T. V.)

T. V.) an den Unterredungen des dritten Tags man-
 gelt, kann ziemlich wohl durch den Auszug ersetzt
 werden, welchen er aus derselben, wegen ihrer Weit-
 läufigkeit, wie er schreibt, (Retractatt. L. II. c. 39.)
 im Jahr 412. perfertigt hat. Er ist zusammenhän-
 gend, kernhaft und überhaupt gut gerathen; wenn
 gleich der Verfasser darinne seine Parthen nicht ver-
 leugnen kann. (Augustini Breviculus Collationis cum
 Donatistis, p. 371. sq. T. IX. Opp.) Einen sehr
 brauchbaren Auszug jenes Protocolls und dieser
 Schrift des Augustinus, mit treffenden Beurthei-
 lungen begleitet, hat Suchs in seine Bibliothek der
 Kirchenversammlungen (Th. III. S. 161. sq.) ein-
 gerückt. Eben diese Urkunde aber diente hauptsäch-
 lich, da sie noch in der Handschrift lag, dem berühm-
 ten Rechtsgelahrten Franc. Balduinus, zur Füh-
 rerin, um die Geschichte der Carthaginensi-
 schen Unterredung (Historia Carthaginensis Colla-
 tionis) im Jahr 1566. zu Paris in 8. ans Licht stel-
 len zu können, welche nach mehreren Ausgaben auch
 vom Dü Pin in seine erstgedachte Sammlung (l. c.
 p. 337. sq.) eingerückt worden ist. Wegen einer
 vermeinten Seltenheit hat sie auch der Hr. Geheime
 Rath von Buininc zu Düsseldorf im Jahr 1763.
 8. wieder auflegen lassen. Sie ist der großen Ge-
 lehrsamkeit und Beredsamkeit dieses Schriftstellers
 würdig; braucht aber manche Verbesserungen, und
 ist öfters mit einer unerwarteten theologischen Hestig-
 keit geschrieben. Ganz leicht und partheiisch ist sie
 da gerathen, wo er die so sichtbaren Rechte des Kai-
 sers in Kirchensachen streitig machen, und wider alle
 Geschichte den Römischen Bischof daran Theil neh-
 men lassen will.

Obgleich die Donatisten die Akten von dieser
 Unterredung für jeden Tag eben sowohl als die Ka-

den Katholischen über; und es waren auch darunter häufig Circumcellionen. (Augustin. contra Gaudent. L. I. c. 29. p. 443. T. IX.) Allein der größte Theil von ihnen blieb doch seiner Parthen standhaft zugethan. Augustinus leitete dieses bloß von dem Stolz ihrer Lehrer her. Sie befürchteten, sagt er, in einer seiner Predigten, (Serm. CLXIV. p. 554. T. V.) ihre Zuhörer möchten ihnen, wenn sie gestünden, überwunden worden zu seyn, vorwerfen: Warum habt ihr uns denn betrogen und verführt? Warum habt ihr so viel Böses und Falsches gesagt? Allein andere natürliche Ursachen möchten sich wohl eben so leicht angeben lassen: insbesondere die einmal bei ihnen eingewurzelte, und bis zur Schwärmeren gestiegene Verachtung der Katholischen Kirche, die auch durch Haß gegen dieselbe wegen ihres Verfolgungsgeistes, befestigt wurde. Als jedoch das harte Geheiß des Honorius erschien: da vereinigte sich eine Anzahl Donatistischer Bischöfe nebst ihren Gemeinden, mit den Katholischen; andere ihrer Bischöfe entflohen, oder versteckten sich. Manche Donatisten wurden desto wütender, und mißhandelten die Katholischen Geistlichen zum Theil bis auf den Tod; es gab einige unter ihnen, die sich aus Verzweiflung selbst das Leben nahmen. Immer blieben auch noch sehr viele übrig, die sich auf keine Weise gewinnen ließen. Diese schrien laut über die wiederholten Bedrückungen, und beschuldigten die Katholischen, daß es ihnen hauptsächlich nur um ihre Güter zu thun sey. Die letztern hingegen versicherten, daß alles bloß aus Liebe zum Heil und zur Rettung der Donatisten geschehe. Man sieht auf der einen Seite die so geängstigte Parthen noch stark und muthig genug, um auf einer Kirchenversammlung von mehr als dreißig Bischöfen, unter welchen sich auch Petilianus befand, die Verordnung machen zu können,

nen, daß diejenigen Bischöfe und Aeltesten, welche aus Zwang dem Gottesdienste der Katholischen bei-
gewohnt hätten, unter der Bedingung wieder aufge-
nommen werden sollten, wenn sie nur nicht das heili-
ge Abendmahl bey jenen verwaltest, (Sacrificium ob-
tulerint,) oder einen öffentlichen Religionsvortrag
gehalten hätten. Auf der andern Seite rechtfertig-
ten sich die Katholischen auf einer Synode zu
Berte, durch ein vom Augustinus abgefaßtes Schrei-
ben gegen den Vorwurf ihrer Gegner, als wenn sie
den Marcellinus bestochen hätten. (Possid. vit. Au-
gustin. c. 13. Augustin. Ep. CXXXIII. p. 300. Ep.
CXLI. p. 349. Ep. CLXXXV. p. 500. contra Gau-
dent. L. I. c. 37. sq.) Auch diesmal bat Augusti-
nus den Marcellinus und den Proconsul von
Africa, an den Donatisten wenigstens keine Le-
bensstrafen vollziehen zu lassen, weil dieses der christ-
lichen Gelindigkeit gemäß sey, und zu ihrer Besse-
rung dienen werde; ja die Leiden der Knechte Gottes
würden durch eine blutige Rache entehrt. (Epist.
CXXXIII. CXXXIV. p. 300. sq. Ep. CXXXIX. p. 318.)

J. n.
L. G.
363
bis
430.

Zwar wurde Marcellinus selbst im Jahr 413.
auf Befehl des Feldherrn Marinus, der eine in
Africa ausgebrochene Empörung gedämpft hatte, un-
ter dem Vorwande hingerichtet, als wenn er an der-
selben Antheil genommen hätte. Augustinus, der
damals zu Carthago, wo dieses geschah, gegenwär-
tig war, und den Tod desselben vergebens zu verhin-
dern suchte, sagt in dem Briefe, worinne er densel-
be klagt, (Ep. CLI. p. 392. sq.) nicht das Geringste,
woraus man schließen könnte, daß die Donatisten
Schuld daran gewesen wären. Gleichwohl hat man
in den neuern Zeiten bloß auf das hier so ungünstige
Zeugniß des in großer Entfernung davon lebenden
Hieronimus, (contra Pelag. L. III. c. 6.) nach

363
 618
 430.

welchem Marcellinus von den Ketzern unschuldig ums Leben gebracht worden seyn soll, eine Bestechung der Donatisten dabey mit Gewißheit vorausgesetzt, und denselben desto mehr als einen Märtyrer und Heiligen bis auf unsre Zeiten verehrt. (Tillemont, l. c. p. 612. sqq.)

Seine Hinrichtung erleichterte auch das Schicksal der Donatisten gar nicht. Vielmehr gab Honorius im Jahr 424. ein neues sehr geschärftes Gesetz wider sie. (l. 54. C. Th. de Haeret.) Außerdem was er ehemals von ihrer Untüchtigkeit, Testamente aufzuheben, von ihren Geistlichen, Kirchen, und ihrer Versteckung verordnet hatte, setzte er nunmehr hinzu, daß die Vornehmsten unter ihnen, an statt der sonst bestimmten Geldstrafe von funfzig Pfund Goldes, zweyhundert Pfund bezahlen sollten; daß jede solche Person die ihr aufgelegte Geldbuße so oft abtragen sollte, als sie dem Gottesdienste der Donatisten bengewohnt hätte; daß ihm, wenn sie dieses mehr als fünfmal gethan habe, davon Bericht abgestattet werden sollte, um eine noch härtere Strafe vorzuschreiben; daß auch die Geldstrafe der übrigen Stände unter den Donatisten erhöht werden sollte; daß den Bauern, welche durch Schläge nicht gebessert werden könnten, der dritte Theil ihres Vermögens entzogen werden sollte; und daß, um andere kleinere Umstände in diesem Gesetze vorbeizulassen, alle Donatisten für ehrlos, und unwürdig gehalten werden sollten, in ehrbaren Versammlungen gegenwärtig zu seyn. — Da auch die Donatisten vorgeben mochten, daß mit dem Tode des Marcellinus, weil er als ein Empörer hingerichtet worden war, zugleich sein gegen sie gefälltes Urtheil unkräftig geworden sey: so bestätigte Honorius daselbe unter einer rühmlichen Meldung seines Andenkens,

noch

noch im Jahr 414. (l. 55. C. Th. de Haeret.) Selbst Gothofredus nimmt hier Gelegenheit, (Comment. ad h. l. p. 198.) der gemeinen Meinung, daß die Donatisten den Tod des Marcelinus befördert hätten, ohne erheblichere Gründe beizutreten. — Im folgenden Jahre verbot der Kaiser die öffentlichen Zusammenkünfte der Donatisten noch einmal, nicht bloß bey Strafe der Landesverweisung, sondern auch des Lebens. (l. c. l. 56.)

J. n.
C. G.
363
bis
430

Nunmehr konnte also die Unterdrückung der Donatisten wenig aufgehalten werden. Die Nachrichten von ihnen werden zwar seit dieser Zeit seltner; eben weil sie aufhörten, eine furchtbare Parthen auszumachen, und weil auch Augustinus eine neue wichtige Beschäftigung mit andern Ketzern, mit den Pelagianern, erhalten hatte. Doch kommen sie noch in seinen Predigten, Briefen und andern Schriften, nicht ohne merkwürdige Stellungen und Umstände vor. So wurde er um das Jahr 417. von dem berühmten Römischen Feldherrn in Africa, Bonifacius, über den Unterschied zwischen den Donatisten und Arianern befragt, und antwortete ihm darauf durch das ebenfalls berühmte Schreiben, welches er selbst wegen seiner Länge ein Buch genannt hat. (de Correctione Donatistarum Liber, seu Epist. CLXXXV. p. 489. sq. T. II. Retractat. L. II. c. 48.) Die Grundsätze und vermeinten Beweise, welche er darinne von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Verfolgung der Donatisten vorträgt, haben bereits an einem andern Orte (Th. IX, S. 330. fg.) die Veranlassung zu einem Auszuge aus demselben gegeben. — Noch einmal beschäftigte sich auch eine allgemeine Africanische Kirchenversammlung, welche zu Carthago im Jahr

458 Zweyter Zeitraum. Drittes Buch.

J. n. 363 bis 430.
 welchem Marcellinus von den Ketzern unschuldig ums Leben gebracht worden seyn soll, eine Bestechung der Donatisten dabey mit Gewißheit vorausgesetzt, und denselben desto mehr als einen Märtyrer und Heiligen bis auf unsre Zeiten verehrt. (Tillemont, l. c. p. 612. sqq.)

Seine Hinrichtung erleichterte auch das Schicksal der Donatisten gar nicht. Vielmehr gab Honorius im Jahr 424. ein neues sehr geschärftes Gesetz wider sie. (l. 54. C. Th. de Haeret.) Außerdem was er ehemals von ihrer Untüchtigkeit, Testamente aufzuheben, von ihren Geistlichen, Kirchen, und ihrer Versteckung verordnet hatte, setzte er nunmehr hinzu, daß die Vornehmsten unter ihnen, an statt der sonst bestimmten Geldstrafe von fünfzig Pfund Goldes, zweyhundert Pfund bezahlen sollten; daß jede solche Person die ihr aufgelegte Geldbuße so oft abtragen sollte, als sie dem Gottesdienste der Donatisten bengewohnt hätte; daß ihm, wenn sie dieses mehr als fünfmal gethan habe, davon Bericht abgestattet werden sollte, um eine noch härtere Strafe vorzuschreiben; daß auch die Geldstrafe der übrigen Stände unter den Donatisten erhöht werden sollte; daß den Bauern, welche durch Schläge nicht gebessert werden könnten, der dritte Theil ihres Vermögens entzogen werden sollte; und daß, um andere kleinere Umstände in diesem Gesetze vorbeizulassen, alle Donatisten für ehrlos, und unwürdig gehalten werden sollten, in ehrbaren Versammlungen gegenwärtig zu seyn. — Da auch die Donatisten vorgeben mochten, daß mit dem Tode des Marcellinus, weil er als ein Empörer hingerichtet worden war, zugleich sein gegen sie gefälltes Urtheil unkräftig geworden sey: so bestätigte Honorius daselbe unter einer rühmlichen Meldung seines Andenkens,
 noch

noch im Jahr 414. (l. 55. C. Th. de Haeret.) Selbst Gothofredus nimmt hier Gelegenheit, (Comment. ad h. l. p. 198.) der gemeinen Meinung, daß die Donatisten den Tod des Marcellinus befördert hätten, ohne erheblichere Gründe beizutreten. — Im folgenden Jahre verbot der Kaiser die öffentlichen Zusammenkünfte der Donatisten noch einmal, nicht bloß bey Strafe der Landesverweisung, sondern auch des Lebens. (l. c. l. 56.)

J. n.
C. G.
363
bis
430

Nunmehr konnte also die Unterdrückung der Donatisten wenig aufgehalten werden. Die Nachrichten von ihnen werden zwar seit dieser Zeit seltner; eben weil sie aufhörten, eine furchtbare Parthen auszumachen, und weil auch Augustinus eine neue wichtige Beschäftigung mit andern Ketzern, mit den Pelagianern, erhalten hatte. Doch kommen sie noch in seinen Predigten, Briefen und andern Schriften, nicht ohne merkwürdige Stellungen und Umstände vor. So wurde er um das Jahr 417. von dem berühmten Römischen Feldherrn in Africa, Bonifacius, über den Unterschied zwischen den Donatisten und Arianern befragt, und antwortete ihm darauf durch das ebenfalls berühmte Schreiben, welches er selbst wegen seiner Länge ein Buch genannt hat. (de Correctione Donatistarum Liber, seu Epist. CLXXXV. p. 489. sq. T. II. Re tractatt. L. II. c. 48.) Die Grundsätze und vermeinten Beweise, welche er darinne von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Verfolgung der Donatisten vorträgt, haben bereits an einem andern Orte (Th. IX. S. 330. fg.) die Veranlassung zu einem Auszuge aus demselben gegeben. — Noch einmal beschäftigte sich auch eine allgemeine Africanische Kirchenversammlung, welche zu Carthago im Jahr

363
 bis
 430. 418. gehalten wurde, mit dem Schicksale der Do-
 natisten. Außer ihren Verordnungen wider die
 Pelagianer, setzte sie insonderheit fest, wie es mit
 den Donatistischen Gemeinen und Bischöfen gehal-
 ten werden sollte, welche vor oder nach den kaiserli-
 chen Gesetzen wider diese Parthen sich zu den Katho-
 lischen gewandt hätten; weil darüber zwischen den
 Bischöfen der letztern, die bey dieser Gelegenheit ihre
 Kirchensprengel zu erweitern suchten, allerhand Zwi-
 stigkeiten entstanden waren. Sie munterte die Bi-
 schöfe durch diese Hoffnung eines zu vergrößernden
 kirchlichen Gebiets auf, die Ketzer in ihrer Nähe mit
 der Katholischen Kirche zu vereinigen, und bedroh-
 te diejenigen, welche sich in dieser Pflicht nachlässig
 erweisen würden. (Cod. Canon. Eccl. Afric. c. CXVII,
 sq. p. 930. sq. apud Harduin.) — In eben demsel-
 ben Jahre kam Augustinus auf einer Reise nach
 Cäsarea in Mauritaniën, wo er nächst andern Do-
 natisten, auch ihren vorzüglich bekannten Bischof
 Emeritus antraf. Er hatte an denselben, gleich
 nach dem Religionsgespräche zu Carthago, wo sich
 derselbe hervorthat, ein Buch geschrieben, in wel-
 chem die Gründe kurz zusammen gefaßt waren, die
 seine Parthen zu Boden werfen sollten; das aber ver-
 loren gegangen ist. (Retractatt. L. II. c. 46.) Jetzt
 begleitete er den Augustinus auf dessen Ersuchen, in
 die Kirche der Katholischen zu Cäsarea; wo er
 jedoch gar keine Neigung zur Vereinigung mit der-
 selben bezeigte. Der erstere hielt daselbst eine Pre-
 digt, die man noch lesen kann, und die eine ziemlich
 sanfte Einladung an den Emeritus war. (Sermo
 ad Caesareens. Eccles. plebem, p. 419. sq. T. IX.
 Opp. Man gab ihm auch zweyen Tage Frist, nach
 welchen er sich vor einer großen Versammlung in der
 Kirche zu einer Unterredung mit dem Augustinus
 einstellte. Allein es war nicht möglich, ihn zu der-
 sel-

am richtigsten beurtheilt hat, (Th. IV. S. 231.) bei-
gebracht.

J. N.
C. G.

363
bis
430.

Es würde eine sehr überflüssige Mühe seyn, mit welcher bisher der Fortgang, das Wanken und der Fall dieser schismatischen Parthen so umständlich beschrieben worden sind, wenn man sie am Ende der Erzählung bloß andern solchen Sekten darinne ähnlich sähe, daß sie aus geringfügigen Veranlassungen erwachsen, durch Hartnäckigkeit und Schwärmeren genährt, von der herrschenden Kirche, deren Gemeinschaft sie sich entzogen hatte, bestritten und verfolgt, lange genug mit gutem Erfolge vertheidigt, endlich aber doch durch die Uebermacht zu Grunde gerichtet worden sey. Allein so wenig die Donatistische Spaltung in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts für die Denkungsart, den Lehrbegriff und die Religionsstreitigkeiten der Katholischen überhaupt, wichtige Folgen zu versprechen schien; so hat sie doch dieselben seit der Mitte eben dieses Jahrhunderts, nach und nach reichlich hervorgebracht. Sie wurde niemals eine eigentliche Ketzerische Parthen; und hat doch auf die Religionsbegriffe aller folgenden Zeiten ungemein viel gewürkt. Während des langen und verwickelten Gefechts mit derselben, geriethen die Katholischen Lehrer theils natürlich auf gewisse Fragen aus der Glaubenslehre; theils gewöhnten sie sich an manche Grundsätze und Lehren, die ihnen wider diese Parthen die meisten Dienste thaten. Gewinn für das vernünftige und ächte Christenthum, war unterdeßen ganz und gar nicht dabei. Sie verließen die sonst vom Cyprianus und so vielen andern africanischen Bischöfen eifrig behauptete Meinung, daß die Taufe der Ketzer ungültig sey, zwar gänzlich; begiengen aber die Unbesonnenheit, von eben dieser Taufe, die sie für eine wahre erklär-

430. ^{n.} die Schafe zu laßen; und diejenigen möchten es sich zuschreiben, welche wider die Absicht Gottes, an ³⁶³ statt der Lehrer, Gewalt und Soldaten gebrauchten. ^{bis} Dulcitius schickte diese Briefe dem Augustinus zu, der sie sogleich beantwortete; auch, da ihm Gaudentius eine kleine Gegenschrift zusandte, diese gleichfalls widerlegte. So kamen um das Jahr 420. seine zwey Bücher wider den Gaudentius (T. IX. Opp. p. 321. sq.) zum Vorschein. Nach so vielen Streitschriften desselben gegen die Donatisten, die bereits beschrieben worden sind, erachtet man leicht, was in dieser zu suchen sey. Hin und wieder könnte er besser geantwortet haben; nicht immer vertheidigt er ohnedieß auch eine gute Sache; wiewohl sein Gegner gar nicht unter die stärksten gehört.

Nachdem die Donatisten schon eine Zeitlang gesunken waren, versetzten ihnen die beiden Kaiser, Valentinianus der dritte, und Theodosius der zweyte, die letzten Streiche. Jener verordnete von neuem wider sie und alle andere Ketzer im Jahr 425. die Landesverweisung. (l. 63. C. Th. de Haeretic.) Dieser aber verbot ihnen im Jahr 428., in gleicher Gesellschaft, schlechterdings alle gottesdienstliche Versammlungen. (l. c. l. 65.) Von dieser Zeit an, erblickt man nur geringe Spuren von ihnen in der Geschichte. Doch sieht man, daß Ueberbleibsale derselben noch bis gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts vorhanden gewesen sind; und allem Ansehen nach sind sie erst im siebenten Jahrhunderte, mit dem Einbruch der Araber in Africa, gänzlich untergegangen. Diese geringen und zerstreuten Nachrichten haben unter andern Tillemont, der sorgfältigste Sammler in dieser Geschichte, (Mémoires, T. VI. p. 192. sq.) und Walch, der dieselbe
am

am richtigsten beurtheilt hat, (Th. IV. S. 231.) bei-
gebracht.

Es würde eine sehr überflüssige Mühe seyn, mit welcher bisher der Fortgang, das Wanken und der Fall dieser schismatischen Parthen so umständlich beschrieben worden sind, wenn man sie am Ende der Erzählung bloß andern solchen Sekten darinne ähnlich sähe, daß sie aus geringfügigen Veranlassungen erwachsen, durch Hartnäckigkeit und Schwärmeren genährt, von der herrschenden Kirche, deren Gemeinschaft sie sich entzogen hatte, bestritten und verfolgt, lange genug mit gutem Erfolge vertheidigt, endlich aber doch durch die Uebermacht zu Grunde gerichtet worden sey. Allein so wenig die Donatistische Spaltung in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts für die Denkungsart, den Lehrbegriff und die Religionsstreitigkeiten der Katholischen überhaupt, wichtige Folgen zu versprechen schien; so hat sie doch dieselben seit der Mitte eben dieses Jahrhunderts, nach und nach reichlich hervorgebracht. Sie wurde niemals eine eigentliche Ketzerische Parthen; und hat doch auf die Religionsbegriffe aller folgenden Zeiten ungemein viel gewürkt. Während des langen und verwickelten Gefechts mit derselben, geriethen die Katholischen Lehrer theils natürlich auf gewisse Fragen aus der Glaubenslehre; theils gewöhnten sie sich an manche Grundsätze und Lehren, die ihnen wider diese Parthen die meisten Dienste thaten. Gewinn für das vernünftige und ächte Christenthum, war unterdeßen ganz und gar nicht dabey. Sie verließen die sonst vom Cyprianus und so vielen andern africanischen Bischöfen eifrig behauptete Meinung, daß die Taufe der Ketzer ungültig sey, zwar gänzlich; begiengen aber die Unbesonnenheit, von eben dieser Taufe, die sie für eine wahre erklär-

J. N.
C. G.

363
bis
430.

³⁶³
^{bis}
^{430.}

erklärten, zu sagen, sie nütze außer der katholi-
 schen Kirche gar nichts. Die Wahrheit zu ge-
 stehen, mußten sie diese Einschränkung annehmen;
 weil sie aus ihrer geliebten Lehre von der Einheit
 der wahren Kirche ungezwungen floß, in der sie
 desto mehr dem Cyprianus und andern frühern Leh-
 rern beitraten. Nicht leicht giebt es einen Lehrsat-
 z der alten Kirchenlehrer, der fruchtbarer an wichti-
 gen und schädlichen Folgen gewesen wäre, als eben
 dieser; wie solches deutlich in der Geschichte desselben
 Hr. Abt und Doktor Henke sehr wohl gezeigt hat.
 (Historia antiquior dogmatis de Unitate Ecclesiae:
 Helmstad: 1781: 4.) Und mit allen diesen Folgen,
 wenigstens abgerechnet, das doch auch schon in seinen
 Keimen vorbereitet wurde, und seine völlige Ent-
 wickelung von spätern günstigen Zeitumständen er-
 wartete, wurde er in den Donatistischen Händeln
 bereits durch den Augustinus ausgebildet. Seine
 bisher beschriebenen Streitschriften lehren dieses; sie
 sind zur Uebersicht jenes Lehrsatzes in seinem ausge-
 breiteten Umfange, noch dienlicher, als das beson-
 dere Buch von der Einheit der Kirche, welches
 er auch den Donatisten entgegengesetzt hat, (de
 Unitate Ecclesiae Liber; p. 229. sq. T. IX. Opp.)
 und welches von Melch. Leydecker (Hist. Eccles.
 Afric. illustrata; p. 1-463. Ultrai. 1690: 4.) durch
 einen sehr weitläufigen dogmatischpölemischen Com-
 mentarius erläutert worden ist. Eigentlich bauete
 er zwar auf den Grund, den schon Cyprianus im
 Streit mit den Novatianern gelegt hatte, dessen
 Schrift von der Einheit der Kirche, an ihrem
 Orte angezeigt worden ist. (Rh. IV. S. 314.) Allein
 so wie die Donatistischen Händeln; ob sie gleich
 ziemlich aus einerley Quelle mit den Novatiani-
 schen herkamen, doch eine von denselben ganz ver-
 schiedene Wendung nahmen: so erhielt auch in jenen
 die

Die Lehre von der Kirche ihre ganz eigene Bestimmung und Richtung. Darinne kamen zwar Katholische und Donatisten überein, daß es nur Eine Kirche, oder Eine wahre christliche Religionsgesellschaft gebe, außer deren Gemeinschaft es unmöglich sey, selig zu werden. Schon diese gleichsam von ältern Lehrern angeerbte Meinung, die in mißverstandenen biblischen Stellen ihre vornehmste Stärke suchte, hätte eine sehr scharfe Prüfung verdient, weil selbst ihre menschlicher gesinnten Vertheidiger sich davor entsetzen sollten, alle diejenigen zu verdammen, welche nicht zu einer gewissen kirchlichen Gesellschaft gehören. Doch an eine solche Prüfung war bey zwey Partheien gar nicht zu denken, von denen jede in der festen Einbildung stand, daß sie allein diese wahre Kirche ausmache. Es kam nur zwischen ihnen darauf an, wie sie es zu beweisen im Stande waren. Die Donatisten setzten das Kennzeichen der wahren Kirche in der äußerlichen Heiligkeit ihrer Mitglieder. Die Katholischen hingegen, welche dasselbe auf ihre Kirche nicht anwenden konnten, und vielmehr behaupteten, daß man die Bösen neben den Guten in derselben dulden müsse, beriefen sich auf ein anderes Merkmal, das ihnen eigenthümlich wäre: auf die allgemeine Ausbreitung ihrer Kirche in der Welt; oder, wie man es kurz genannt hat, auf ihren Katholicismus. Eine unglückliche Wahl der Beweisart: denn es mußte Kraft derselben wider alle Wahrscheinlichkeit und Geschichte angenommen werden, daß die wahre Kirche niemals den kleinern Haufen der Christen ausmachen könne. Unterdeßen blieb man damit bey dem Buchstaben des Worts καθολικός stehen, das eben darum die Bedeutung des Rechtgläubigen bekommen hatte, weil die Befenner des alten

J. n.
C. G.
363
bis
430:

3. n. und ächten Glaubens sich durch die große Anzahl
 E. G. ihrer verbundenen Gemeinen in allen Ländern des
 363 Römischen Reichs, von den hin und wieder auf-
 bis wachsenden irrgläubigen Partheien sichtbarlich un-
 430. terschieden; und man konnte die letztern desto sieg-
 reicher auffordern, ihren ins Allgemeine laufen-
 den Umfang darzuthun; ohne daß sie doch jemals
 die Richtigkeit des Kennzeichens zugegeben hät-
 ten. War aber die katholische Kirche die ein-
 zige wahre, in der allein der Weg zur Se-
 ligkeit offen stand: so durfte sich auch niemand
 von derselben weder im Glauben entfernen, noch
 in der Kirchengemeinschaft trennen. Es gehör-
 ten also im Grunde Ketzer und Schismati-
 ker in Eine Classe der Verlorenen. Da nun
 folglich, wie man erwiesen zu haben glaubte, al-
 les, was nicht zur katholischen, oder herrschen-
 den und Machthabenden Kirche gehörte, der ewi-
 gen Verdammniß entgegen eilte: so war es eine
 der größten Pflichten der christlichen Obrig-
 keiten, Lehrer und aller Christen, jene Unglück-
 chen auch wider ihren Willen, durch Ge-
 walt und Strafen zu retten; sollte auch ein
 Theil von ihnen darüber Freyheit, Vermögen, ja
 selbst das Leben verlieren; wenn nur die übrigen
 mit der einzigen wahren Kirche vereinigt
 würden. Wäre man nicht seit so vielen Jahr-
 hunderten an den Vortrag und die Ausübung sol-
 cher Grundsätze gewohnt; sähe man nicht augen-
 scheinlich, wie ein thörichter Wahn der herrschsüch-
 tigen und unduldsamen Eiferer den andern hervor-
 gebracht habe: so müßte es unbegreiflich scheinen,
 wie christliche Lehrer den Absichten ihrer Reli-
 gion, so gerade entgegen haben arbeiten können.
 Jetzt ist alles leicht erklärbar: die Einheit der
 Kirche; die Größe und Macht in der Welt,
 an

an welcher man sie erkennt; ihr ausschließen-
 des Recht an die Seligkeit; ihr unwiderruf-
 liches Verdammungsurtheil über Ketzer und
 Schismaticer, alle außer ihrem Schooße le-
 bende Christen, Juden und Heyden; ihr
 schuldiger, göttseeliger und heilsamer Reli-
 gions- und Gewissenszwang, den sie durch-
 aus für keine Verfolgung gehalten wissen will;
 alle diese Lehren, verwandt mit noch vielen an-
 dern, sind nichts als einzelne Stücke eines
 sehr genau zusammenhängenden Ganzen, eines
 Lehrgebäudes, das zur Feststellung der geistlichen
 und kirchlichen Gewalt unentbehrlich war. Trau-
 rig ist es, daß ein Mann von den höhern Ga-
 bon des Augustinus, mehr als alle andere Leh-
 rer der alten Kirche, zur Errichtung desselben bei-
 getragen hat! Er wurde freylich nach dem bekla-
 genswürdigen Schicksal der unaufhörlichen Strei-
 ter, zu manchen härtern Lehren, ohne es fast
 selbst zu merken, unter dem Getümmel des Kampfs
 fortgerissen; aber unglücklicher Weise bildete sich
 bald die ganze abendländische Kirche nach seiner
 Denkungsart, und aus seinen Schriften. Ja
 was noch mehr ist, dieses Vorurtheil von der
 vollkommenern Einheit der Kirche, einer äuf-
 serlichen sowohl als innern, half einem ihrer
 Bischöfe den Weg zur Alleinherrschaft über
 dieselbe bahnen. Unter Einem Oberhaupte, das
 glaubte man ihm gern, konnte der einzige wahre
 Glaube, die Einigkeit aller Lehrer untereinander,
 und jede andere Art von Einförmigkeit unter den
 Christen, sicherer erhalten, auch die allein wahre
 Kirche nachdrücklicher fortgepflanzt und beschützt
 werden, als durch eine Aufsicht, die unter viele
 getheilt ist. Seitdem heißt jede sanfte, schlaue
 oder gewaltsame Bemühung dieser Kirche, Chri-
 sten

J. n.
 C. G.
 363
 bis
 430.

J. n.
L. G.
363
146
430.

sten von andern kirchlichen Gesellschaften zu ihren Mitgliedern zu machen, in einer noch weit stärkern Bedeutung, ein gottseeliger, wohlthätiger Eifer um die Wiederkehr der Empörrer unter die Befehle ihres rechtmäßigen geistlichen Oberherrn, und um die Wiedervereinigung der in Gefahr einer ewigen Verdammniß Herumirrenden mit der einzigen wahren Kirche.

Ende des ersten Theils.

Register.

Register.

A.

6. Abendmahl soll von allen Christen, die in die Kirche kommen, genossen werden. 342. soll nicht den Todten gereicht werden. 402. wie es genossen werden soll? 404.

Adimantus, Schrift des Augustinus wider diesen Manichäer. 277.

Alexandrinische Uebersetzung mit dem hebräischen Texte Moses verglichen. 103. fg. Hieronymus verbessert nach derselben die latcinische Bibelübersetzung. 112. seine Gedanken von derselben. 114.

Allegorische und mystische Deutungen der heil. Schrift. 43.

fg. 121. 138. 149. 150. 160.

fg. 181. fg. 192. fg. 270. fg.

Ambrosius, Bisch. zu Mailand, vom Hieronymus getadelt. 111.

Apollinaristen, Streit mit dieser Parthen. 51. fg.

Appellation von Bischöfen an den Kaiser gemißbilligt. 324.

Augustinus, mit dem Hieronymus verglichen. 131. tadelt denselben. 132. legt dem Hieronymus eine Frage über die Seele vor. 202. ein Hauptgegner der Manichäer. 258. fg. sein Buch von den Sitten der kathol. Kirche und der Manichäer. 259. fg. sein Werk vom freyen Willen. 262. seine Rettung des ersten Buchs Moses wider die Manichäer. 267. fg. sein Buch von der wahren Religion. 271. fg. sei-

ne Schrift von der Nutzbarkeit zu glauben. 273. fg. sein Buch von zwei Seelen. 275. seine Unterredung mit dem Manichäer Fortunatus. 277. seine Widerlegung des Adimantus. 277. bestreitet einen Brief des Manes. 279. mißbilligt ein heftiges Betragen gegen die Manichäer. 279. sein Werk wider den Faustus. 280. fg. seine Unterredung mit dem Manichäer Felix. 298. sein Buch von der Natur des Bösen wider die Manichäer. 300. seine Schrift wider den Manichäer Secundinus. 301. fg. andere Schriften desselben. 304. seine Schrift wider die Priscillianisten und Origenisten. 316. sein Buch vom Lügen. 317. prüft die hermeneutischen Regeln des Ezechonius. 374. widerlegt ein Schreiben des Parmenianus. 382. sein Schreiben an den Vincentius. 387. fg. Nützt die Spaltungen der Donatisten wider sie. 396. fg. sein vielfacher Eifer wider sie. 397. sein alphabetischer Gesang wider die Donatisten. 398. er widerlegt einen Brief des großen Donatus. 399. seine Unterredung mit dem Bischof Fortunius. 410. sein Buch wider das Schreiben des Petilianus. 414. ingleichen von der Taufe wider die Donatisten. 415. sein Werk wider den Cresconius. 431. fg. ver-

- lorne Schriften desselben wi- Catacomben, Besuch derselben
der die Donatisten. 433. sei- durch die jungen Studirenden
ne Fürbitte, daß sie nicht am zu Rom. 9.
Leben gestraft werden möch- Chiliasmus, vom Hieronymus
ten. 437. seine Thätigkeit bestritten. 182. fg.
ben dem Religionsgespräche Chrisma. 346.
zu Carthago. 444. sein Aus- Christianiores. 294.
zug aus dem Protocoll der Christliche berühmte Schriftstel-
Carthag. Collation. 453. sei- ler, Buch des Hieronymus
ne Warnungsschrift an die von denselben. 124.
Donatisten. 454. sein Buch Christus, in wiefern er ben sei-
wider den Emeritus. 461. nen Leiden traurig gewesen
seine Lehrsätze von der Kirche, sey? 168. fg. Zweifel über
und die wichtigen Folgen der- seine Auferstehungsgeschichte
selben. 464. fgl. beantwortet. 177. sein Le-
ben auf der Welt moralisch
B. betrachtet. 273. ob er das
Balduin, Jr. seine Geschichte Gesetz aufgelöst habe? von
der Carthag. Relig. Unterre- seinem Tode. 292. fg.
dung. 453.
Bayle, sein Urtheil von den Circumcellionen, 361. 422.
Manichäischen Streitigkeiten. 429. 430.
305. Claudianus, Bischof der Do-
Bibliotheca divina. 230. natisten zu Rom. 364.
Bild Gottes, in wiefern die Clericus, Joh. seine Quaestio-
Menschen nach demselben ge- nes Hieronymianae. 213.
schaffen worden sind? 269. Coeleste oraculum, kais. Befehl.
Bischof und Presbyter anfäng- 441.
lich einerley. 99. 203. S. Collatio Carthagenensis. 449.
auch Lehrer. S. Unterredung.
Böse, daß, Beweis, daß es Commentarien, biblische, was
nicht als eine Substanz vor- zu denselben erfordert werde?
handen sey. 244. fg. rührt 92. fg. 218. fg.
vom freyen Willen her. 262. Concubina, eine einzige wird er-
von der Natur desselben; 300. laubt. 345.
303. Confessor, ein Säng. 342.
Büßende, Verordnungen wegen 343.
derselben. 406. Cresconius, ein Sprachlehrer
der Donatisten. 431.
C. Cyprianus, Bisch. von Cartha-
Cain und Lamech, Fragen über dieselben. 58. go, über seine Meinung von
der Taufe der Ketzer. 415.
Canaan, ob es das den Israe- der Taufe der Ketzer. 415.
liten verheißne Land gewesen Cyrillus, Bisch. v. Jerusalem,
sey? 201. warnet vor den Manichäern.
Carthago. S. Kirchenver- 256.
sammlung, Unterredung.

D.

Damasus, Bisch. zu Rom, Hieronymus bittet sich sein Gutachten aus. 30. fg. Hieronymus war nicht sein Sekretär. 50. setzt auf dessen Verlangen Schriften auf. 52. fg.

Daniel, wie das Buch desselben in den christlichen Gemeinden gelesen werde? 116. 175. Erklärungsschrift über dasselbe. 173.

Defensores Scholastici der Kirchen. 434.

Demetrias, Geschichte dieses christlichen Frauenzimmers. 197. fg.

Dictinnus, ein Lehrer der Priscillianisten. 340. 348.

Didymus, sein Buch vom heiligen Geiste, übersetzt vom Hieronymus. 110. seine Widerlegung der Manichäer. 257.

Dolci, ein Biograph des Hieronymus. 236.

Donatisten, erlangen ihre Religionsfreiheit vom Kaiser Julianus. 356. fg. behaupten sie mit Gewalt. 359.

ihre Ausbreitung. 361. Optatus schreibt wider sie. 365. sein seltsamer Beweis, daß sie Diebe sind. 370. Partheien unter denselben. 384.

387. 388. Streitschriften gegen sie. 382. ihre Kirchenversammlungen. 389. fg. ob ihre Spaltungen den Katholischen vortheilhaft gewesen sind. 395. Verordnung we-

gen derselben auf der Synode zu Hippo. 407. werden zu einer Unterredung mit den

Katholischen aufgefordert.

422. der Kaiser wird gegen sie um Hülfe gebeten. 424. sie werden als Keger angesehen. 425. 432. kaiserliche Gesetze wider sie. 426. fg. werden dadurch genöthigt zur kathol. Kirche zu treten. 428.

sie halten um eine Unterredung mit den Katholischen an. 430. erklären die kaiserlichen Gesetze für ungültig.

435. sollen nach dem Augustinus nicht am Leben gestraft werden. 437. fg. erscheinen zu einem Religionsgespräche zu Carthago. 443. warum

sie sich nicht niedersetzen wollten. 445. verlieren ihre Sache daselbst. 448. neue Gesetze wider sie. 455. 458. 462.

ihr Betragen dabey. 456. ihre Parthen sinkt nach und nach. 462. Folgen ihrer

Streitigkeit. 463. fg.

Donatistische Händel, Fortsetzung derselben, 355. fg.

Dreyeinigkeit, Streitigkeiten über den Vortrag dieser Lehre. 29. fg.

Dü Pin, seine Nachricht vom Hieronymus. 235.

E.

Ehe, über die zweifache der christlichen Lehrer. 146. fg.

— Abmahnungen von der zweyten überhaupt. 68. 149. 188. — der Geistlichen, Gesetze darüber. 341. 342. 420.

Einsiedler, können den Reizungen zur Sünde nicht entfliehen. 20. fg. ihre Lebensart wird dem Klosterleben

- vom Hieronymus nachgesetzt, Geographische Erklärungen der
200. fg. h. Schrift. 107.
- Emeritus, Bischof der Dona- Glaube, wie nützlich er sey in
tisten. 460. der Religion. 274.
- Engel, ihre Mitwirkung bey Gleichnißrede vom verlorenen
der Taufe. 368. Sohn erklärt. 54.
- Erasmus, seine Ausgabe der Gott, hebräische Nahmen des-
Werke des Hieronymus. selben erklärt. 65. Beweis
229. fg. des Augustinus von seinem
Evangelium nach den Hebräern. Dasenn. 263.
223. Götter, die Manichäer lehren
Eusebius, Uebersetzung seines nicht zweien. 291.
- Chronicon durch den Hiero- Gratianus, seine Gesetze wider
nymus. 39. fg. seiner Erd- die Donatisten. 367. fg.
beschreibung von Palästina Gregorius von Nazianzus, ein
durch eben denselben. 107. Lehrer des Hieronymus. 38.
- Ezechiel, Erklärungsschrift über — — von Nysa, Schlußre-
denselben. 190. den wider die Manichäer,
258.
- S. Griechische Wörter der Bibel
erklärt. 100.
- S. 3.
Faustus, ein Manichäischer Leh- Hebräische Wörter und Nah-
rer, vom Augustinus wider- men erklärt. 66. fg. 70. 104.
legt. 280. seine Gaben. 281. fg. 124. 153. 165. 184.
- seine Einwendungen und Vor- Hermas, von dem Hirten des-
würfe gegen die christliche Re- selben. 128.
- ligion und die Christen. 282. Hieronymus, Leben u. Schrif-
fg. sein Glaubensbekenntniß ten desselben. 3. fg. seine Ba-
von Gott. 289. terstadt. 5. sein Geburtsjahr,
6. fg. seine Erziehung. 8. fg.
Selix, ein Manichäischer Lehrer, seine frühe Ehrerbietung ge-
tritt zu den Katholischen über. gen die Märtyrer. 9. be-
299. schreibt eine wundervolle Ge-
schichte. 11. fg. sein Traum
Fortunius. 410. von der heydnischen Gelehr-
samkeit. 14. ergreift das
ascetische Leben. 17. be-
G. schreibt seinen Zustand in der
Gaudentius, Bischof der Do- Einöde. 20. fg. lernt Hebrä-
natisten. 462. isch. 22. beschreibt das Leben
des Einsiedlers Paulus. 25.
Gebet, Verordnung wegen des- Anfang seiner biblischen Aus-
selben. 404. fg. legungsschriften. 26. sein
Gelehrsamkeit, heydnische, Betra-
- Traum darüber. 14. Gennadius, ein Fortsetzer des
Hieronymus. 129.
- — Schicksale derselben bey den Christen. 125. 126.
— — der Kirchenväter. 215.

Betragen bey dem Meletianischen Schisma zu Antiochien. 28. fg. 49. fragt den Bisch. Damasus um Rath. 30. fg. wird Presbyter. 36. seine Schrift über die Luciferianer. 37. übersetzt griechische Schriften ins Lateinische. 39. fg. seine historische Glaubwürdigkeit. 41. seine biblischen Erklärungen und Deutungen. 43. fg. Beschreibung seiner biblischen Auslegungsschriften. 47. fg. ob er Geheimschreiber des Bischofs Damasus gewesen sey? 50. Schriften desselben über die Bibel. 52. fg. 88. fg. 101. fg. 120. 143. 153. 158. fg. 163. fg. 159. fg. 173. 181. 195. fg. beantwortet biblische Fragen. 56. verbessert die alte lateinische Bibelübersetzung. 60. 112. fg. befördert das Mönchsleben zu Rom. 62. unterrichtet Wittwen u. Jungfrauen zu Rom. 63. fg. sein Eifer für das Klosterleben. 71. wird zu Rom verhaft. 76. reist in die Morgenländer zurück. 83. fg. sein Aufenthalt zu Bethlehem. 89. seine Meinung von der Einrichtung biblischer Commentarien. 92. fg. geographische und kritische Arbeiten desselben über die Bibel. 107. fg. seine neue lateinische Bibelübersetzung. 112. von seinen Uebersetzungsfähigkeiten und Grundsätzen. 116. fg. seine Nachrichten von berühmten christl. Schriftstellern. 124. streitet wider

den Jobinianus. 130. Vergleichung desselben mit dem Augustinus. 131. seine Streitigkeit mit diesem. 132. sein Antheil an den Origenianischen Händeln. 135. widerlegt den Vigilantius. 136. viele seiner Briefe. 137. fg. seine Vorschriften für Lehrer. 138. fg. seine Bekanntschaft mit den Welt sitten. 156. fg. er erklärt sich wider den Pelagius. 205. fg. seine Gefahr zu Bethlehem. 208. fg. sein Todt. 209. seine Verehrung nach dem Tode. 210. fg. Urtheil der Reformatoren von ihm. 212. fg. ingeleichen des Clericus. 213. 216. Abriß seiner Gaben, Verdienste, u. s. w. 214. fg. Urtheil des Martianaus und N. Simon von ihm. 216. 217. als Dogmatist und Religionsvertheidiger beurtheilt. 218. fg. seine Leidenschaften. 220. seine verlorenen Schriften. 222. seine unächten Schriften. 224. sein vorgegebenes Märtyrerverzeichniß. 225. fg. Ausgaben seiner Schriften. 227. fg. Lebensbeschreibungen desselben. 235. fg.

Job, Entdeckung des Hieronymus über dieses Buch. 115.

Honorius, seine Gesetze wider die Manichäer. 253. wider die Donatisten. 357. 412. 426. 427. 429. 434. fg. 436. 441. 455. 458. 459. giebt ihnen Religionsfreiheit. 440. fg.

Josianna, Erklärung d. Wortes durch den Hieronymus. 52.

J.
Idacius, Bisch. von Emerita.
 310. 321. fg.

Jeremias, Erklärungsschrift
 über diesen Propheten. 195.

Jerusalem, vierfach vom Hie-
 ronymus gebedet. 192.

Jesaias, Erklärungsschrift über
 diesen Propheten. 181. E.

VII. 9. 14. 183. E. LIII.
 185. fg.

Infantum mysterium, Kinder-
 taufe, 404.

Inquisitores wider die Manichäer
 bestellt. 252.

Interventores oder Intercesso-
 res. 420.

Jonas, Erklärungsschrift über
 denselben. 159.

Idacius, Bischof von Osonu-
 ba. 320. 323. fg. 327. 339.

Judith, Urtheil des Hierony-
 mus von diesem Buche. 114.

Julianus, ertheilt den Donati-
 sten Religionsfreiheit. 356.

fg.

Jungfrauen, Gottgeweihte.
 342.

K.

Katechumenen, Verordnungen
 wegen derselben. 402.

Katholicismus, ein vermeintes
 Merkmal der wahren Kirche.

464.

Katholische Kirche, ihre Vor-
 züge. 368. fg.

Katholische Bischöfe, erschei-
 nen zu einem Relig. Gespräche

zu Carthago. 443. ihr Er-
 bieten gegen die Donatisten.

444.

Kerzer, Lebensstrafen an den-
 selben vollzogen. 327. Mar-

tinus, Bisch. von Euronum, Lateinische
 Bibelübersetzung

mißbilligt sie. 330. ingleichen
 Ambrosius. 333. Hierony-

mus und andere Lehrer billi-
 gen sie. 335. Untersuchungen

über diese Frage werden nicht
 angestellt. 352. Verfolgung

der Ketzer vom Augustinus
 gebilligt. 384. fg. Lebens-

strafen derselben werden von
 ihm verbot. n. 437. folgen

aber natürlich aus seinen
 Grundsätzen. 439.

Kirche, Eigenschaften u. Merk-
 male der wahren. 367. Ver-

einigung mit der einzigen wahren,
 ein Deckmantel von Ver-

folgung. 429. ihre Einheit,
 und viele wichtige Folgen die-

ses Lehrsaßes. 463. fg.

Kirchenbuße, Gesetz darüber.
 341.

Kirchendiener, auf ihr Zeugniß
 wird zu Rom ein Presbyter

gewählt. 204.

Kirchenversammlungen, zu Ca-
 saraugusta. 310. fg. zu Tau-

rinum. 338. zu Toledo. 340.
 zu Cabarsusa. 390. zu Ba-

gai. 391. zu Hippo. 400.
 zu Carthago. 408. eben da-

selbst. 419. 420. 422. 423.
 429. 434. 436. 441. 459.

zu Milevis. 421. zu Betti-
 457.

Kleider der Israel. Priester und
 Leviten, ihre geheime Deu-

tung. 149.

Kurbis, beyrn Jonas, was er
 eigentlich sey? 162.

L.

Läger der Israeliten, allego-
 risch gebedet. 151.

Lateinische Bibelübersetzung
 von

- Verbesserung derselben vom Marcellinus, kais. Commissarius bey einem Relig. Gespräche. 442. fg. sein rühmliches Betragen. 446. seine Lebensstrafen. S. Ketzer. Hinrichtung. 457.
 Patronianus, ein Priscillianist. 327. Marcus, ein Gnostischer Lehrer, christliche, Vorschriften für dieselben. 138. 341. fg. von ihren Wittwen und Kindern. 345. 403. von den Klagen wider dieselben. 403. den Schriften des Hieronymus. 230. fg. seine Lebensbeschreibung desselben. 236.
 Lucernarium. 343. Martinus, Bischof von Turcunum, rathet zum Glimpfe in der Sache der Priscillianisten. 325. sein Betragen gegen die Verfolger derselben. 329. sein kurzes Nachgeben. 332.
 M.
 Manes, Abhandlung des Augustinus wider dessen Brief vom Grunde des Glaubens. 279. Martyrologium, vermeintes des Hieronymus. 224 fg.
 Manichäische Streitigkeiten, Matthäus, Erklärung desselben. 163. fg. C. XVI. v. 18. vom Hieronymus erklärt. 166. vom Augustinus. 210. ihr Fortgang. 239. fg. Ausbreitung dieser Parthen. 240. sein hebräisch geschriebenes Streitschriften wider sie. 241. Evangelium. 222.
 Ursachen von ihrer wachsenden Maximanisten, Geschichte dieser Stärke. 248. fg. kaiserliche Donatistischen Parthen. Gesetze wider dieselbe. 250. 389.
 warum sie vor andern ketzerschen Sekten verabscheuet worden sey? 255. ihr bengelegte schändliche Gebräuche. 255. Maximus, Kaiser, untersucht die Sache der Priscillianisten. 324. läßt Ketzer hängen. 326. sein Eifer für die Rechtgläubigkeit. 328.
 Streitschriften des Augustinus wider sie, im Auszuge. 258. Melchisedek, Schrift des Hieronymus darüber. 145.
 fg. ihre Sittenlehren. 260. Meletianisches Schisma zu Antiochien, Fortgang desselben. 28. fg. 49.
 ihr Glaubensbekenntniß von Gott. 289. lehren nicht zween Götter. 291. Baylens Urtheil von diesen Streitigkeiten. 305 fg. Memoriae Sanctorum. 367.
 Marcella, Freundin u. Schülerinn des Hieronymus. 64. fg. Mönchsleben, Anpreisung desselben durch den Hieronymus. 18. fg. 24. 86. 190. 197.

- Montanisten**, Urtheil des Hieronymus von ihnen. 68.
Moses, hebräische Fragen über das erste Buch desselben. 188. ob er von Christo geschrieben habe? 287. vom Janfuss getadelt. 292.
Nahmen, eigenthümliche hebräische der Bibel, erklärt vom Hieronymus. 104. fg.
Nebukadnezar, über seinen historischen Zustand. 174.
Nepotianus, Nachricht von demselben. 137. Lobschrift auf ihn vom Hieronymus. 140.
Nonnenleben, eifrige Beförderung desselben durch den Hieronymus. 71. 159. 196. 197. 198.
Regie ins Hebräische aufgenommen. 124. 184.
S.
Obadja, Auslegungsschrift über denselben. 26. 158.
Obrigkeit, ihre Rechte in Kirchen-sachen. 449. fg.
Offerre. 368. fg.
Onasus, bittere Spöttereien des Hieronymus über denselben. 80. fg.
Opfer, tägliches. 342.
Optatus, B. von Milevis, widerlegt ein Buch des Donatisten Parmenianus. 365. Beurtheilung seines Werks. 372.
Optatus, Bisch. von Thamugada, seine Ausschweifungen. 394.
Origenes, Schriften desselben vom Hieronymus. übersetzt. 42. fg. in der Bibelauslegung genutzt. 91. 96.
Orosius, seine Nachricht von den Priscillianisten und Donatisten. 314.
P.
Pacatus Drepanius, seine Nachricht von der Hinrichtung der Priscillianisten. 334.
Pamphilus, seine Schusschrift für den Origenes. 17.
Parmenianus, ein Lehrer der Donatisten. 365. fg. widerlegt den Eucherius. 381. wird vom Augustinus widerlegt. 382.
Paula, eine Schülerin des Hieronymus. 69. fg.
Paulus, Lebensbeschreibung dieses ersten berühmten Emsiedlers. 25.
Alpostel, Erklärungsschriften des Hieronymus über dessen Briefe. 88. fg. kritische Anmerkungen darüber. 94. ein Sprachfehler desselben. 98. andere Sprachfehler. 180. fg.
Petilianus, Bischof der Donatisten. 412. sein Schreiben wird vom Augustinus widerlegt. 414.
Presbyter, S. Bischof.
Primianus, Bischof der Donatisten. 388.
Priscillianisten, Geschichte derselben. 308. werden auf einer Kirchenversammlung verdammt. 311. ihr Lehrbegriff. 314. ihre Sitten. 319. fg. ein kaiserliches Befehl wider sie. 321. er wird aufgehoben. 322. sie werden zum Theil am Leben gestraft. 326. sie erhalten sich. 338.

- ihre Lehrsätze werden auf ei-
ner Kirchenversammlung ver-
worfen. 346.
- Priscillianisten, statt Monta-
nisten. 351. fg.
- Priscillianus, Abschilderung des
selben. 309. breitet seine Par-
then aus. 309. seine Lehr-
sätze. 314. wird Bischof von
Abila. 320. wird zum Tode
verurtheilt. 326.
- Professa, eine Gottgeweihte
Frauensperson. 343.
- Propassio bey Christo. 168.
- Propheten des N. T. Einwen-
dungen gegen sie. 285. fg.
- Πρόσωπον, Gebrauch dieses
Worts in der Lehre von der
heil. Dreieinigkeit bestritten.
29. fg.
- Psalmen, Erklärung des fünf-
und vierzigsten. 153.
- Psalms abecedarius contra
partem Donati. 398.
- Q.
- Quadragesima. 294.
- R.
- Recapitulatio, eine hermeneuti-
sche Regel. 377.
- Religiosus. 344.
- Rheticus, von einer Ausle-
gungsschrift desselben. 67.
- Röm. C. V. v. 7. Erklärung
dieser Stelle. 179.
- Römische Kirche und Bischöfe,
Schmeicheleyen des Hierony-
mus gegen dieselben. 31.
34. fg.
- Rogatisten, eine Parthen der
Donatisten. 394. fg.
- Rogatus, ein Bischof der Do-
natisten. 385.
- Rom, Abschilderung der dorti-
gen Sitten vom Hieronymus.
72. fg.
- S.
- Sacramentum, von der Ein-
weihung zum Lehrstande.
384.
- Sacramentum salis. 402.
- Sacramenta seculis ignota. 97.
- Sacramentorum mysterium, das
heilige Abendmahl. 368.
- Sacrificium offerre. 457.
- Salomons Prediger vom Hiero-
nymus erklärt. 101.
- Salvius, ein Bischof der Do-
natisten. 393.
- Sapientia secularis. 15.
- Schisma, Unterschied desel-
ben von der Kezerey. 366.
- wie man denselben aufgeho-
ben hat. 478.
- Schlüssel des Himmelreichs.
166.
- Schrift, über ihre Ausle-
gung Schriften des Hierony-
mus. 26. 42. 52. 54. 56.
88. fg. 104. fg. 120. fg.
143. fg. 158. 163. 169.
173. 181. 195. besondere
Baurtheilung derselben. 217.
fg. wie man sie übersetzen
müße? 118. vierfache Art,
das N. Test. auszulegen.
274. fg. Regeln darüber.
374.
- Schriftsteller. S. Christliche.
- Secundinus, ein Manichäer.
301.
- Seele, über den Ursprung der
menschlichen 202. verschie-
dene Meinungen darüber.
265. fg. ob es zweyerley
Seelen gebe? 275.
- Sela, Erklärung dieses Worts.
66.
- Sepulchra feralium mysterio-
rum. 251.
- Sh
- Sera-

- Scraphim**, Abhandlung dar- **Manichäismus**, 229. von
über dem Hieronymus. 43. ihm und seinem Körper.
Serapion, seine Streitschrift 377.
wider die Manichäer. 241. **Tharischisch**, Bedeutung des
Siegel, drei, der Manichäer. von. 184. 193.
261. **Theodosius der ältere**, sein
R. Simon, sein Urtheil vom Gesetz wider die Manichäer.
Hieronymus, dem Exegeten, 250. fg.
217. **Theodosius der jüngere** Ge-
Sophronius, ob er ein Buch setze wider die Manichäer.
des Hieronymus gleichsch 254. fg. wider die Dona-
tisten. 462.
Statuta coelestia. 251. **Tiberianus**, da Priscillianist.
Sulco, vom Hieronymus be- 327.
trübt. 176. **Tikemon**, seine Lebens-
Stellung, Joh. seine Biogra- schreibung des Hieronymus.
phie des Hieronymus. 237. 236.
Stridon, Lage dieser Stadt. **Titus**, Bischof von Bosra, sein
5. fg. Werk wider die Manichäer im
Sündenvergebung, kommt Auszuge. 242. fg.
christlichen Lehrern nicht zu. **Tobia** Buch, Urtheil des Hi-
167. fg. **eronymus** davon. 113.
Sania und Gretela, Gotthische **Tropologie** und Historie in der
Geistliche. 148. biblischen Auslegung. 160.
Symphosius, ein Lehrer der **Tychonius**, ein Donatistischer
Priscillianisten. 339. 347. Lehrer. 374. seine hermeneu-
T. tische Regeln. 374. stiftet
ein Schisma in seiner Par-
Taufe, was sie den bald ster- thesch. 379.
benden Kindern nütze? 266.
Streit und Fragen über die
selbe. 383. 415. fg. wider-
sprechendes Urtheil der Ka-
tholischen über die von Regern
ertheilte. 463.
Tempel des Ezechiel erklärt. — der dritte, sein Gesetz
193. wider die Donatisten. 462.
Testament, altes, Einwendung **Vallarsi**, seine Ausgabe von den
gen des Faustus gegen dassel- Werken des Hieronymus.
be. 284. fg. 296. fg. 233. fg.
— neues, was die Manichäer Uebersetzung, über die Regeln
darinne annehmen und ver- derselben, eine Schrift des
werfen. 297. Hieronymus. 118. fg.
Teufel, christliche Lehre von Verfolgungen. S. Ketzer.
demselben, begünstigt den

U. V.

Victor

- Victorius, Marian. seine Aus- Wunder, vorgegebene. 361.
gabe der Schriften des Hiero-
nymus. 229. N.
ὑπόστασις, streitiger Gebrauch
Unterredung zwischen den Ka- dieses Worts in der Lehre
tholischen und Donatisten zu von der göttl. Dreieinigkeit.
Carthago. 440. fg. nimmt 29. fg.
ihren Anfang. 443. ihr Z.
Ausgang. 449. Protocoll Zacharias, Erklärungsschrift
und Geschichte derselben. über diesen Propheten. 170.
452. fg. Zahlen, rechtmäßige der heil.
Vorbilder des Alten Testaments. Schrift. 376.
161. Terte, Synode daselbst. 457.
W. Zimmermann, seine Abschl.
Wiedertaufe der Donatisten. derung des Hieronymus.
370. fg. Wiedertäufer, ihr 238.
Nahme. 427.
-





JAN 5 - 1970



